



**Dietmar Peschel**

Wie soll ich das nun wieder verstehen?

Mögliche Übersetzungen  
zu allen möglichen Leides-Leibes-Liebesgeschichten  
und Liedergedichten aus aller möglichen Herren Ländern,  
meist aus dem Mittelalter

Dietmar Peschel

## Wie soll ich das nun wieder verstehen?

Mögliche Übersetzungen  
zu allen möglichen Leides-Leibes-Liebesgeschichten  
und Liedergedichten aus aller möglichen Herren Ländern,  
meist aus dem Mittelalter

Erlangen  
FAU University Press  
2015

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.  
Die Rechte an allen Inhalten liegen bei ihren jeweiligen Autoren.  
Sie sind nutzbar unter der Creative Commons Lizenz BY-NC-ND.

Umschlagfoto: Dietmar Peschel

Verlag :

FAU University Press, Universitätsstraße 4, 91054 Erlangen

eISBN: 978-3-944057-44-6

## Inhalt

Wörter vorweg:

ÜBERGRENZENSETZEN (2012/2015).....	5
Übersetzung. Vielfalt zur Arterhaltung (2014/15) .....	10

Erzählungen, geverst, gestropht, in Prosa:

Das Hildebrandslied (ca. 2011) .....	23
Das Schneekind (1998) .....	25
Hartmann von Aue, Gregorius (ca. 1995) .....	27
Aucassin und Nicolette (2013/14) .....	132
Wolfram von Eschenbach, Strophen, genannt Titurel (2011/12) .....	165
Reinhart Fuchs des Elsässers Heinrich (1993) .....	221
Dietrich von der Glesse, Der Borte (2014) .....	280
Die Heidin (2014) .....	304
Heinrich Kaufringer (?), Ein Schädlein (2015).....	355
[Die Frau als Reitpferd] (1999).....	364

Lyrik (gereiht grob chronologisch, eher zufällig):.....

Carmen Buranum (1997) .....	373
Heinrich von Morungen (2011/2015) .....	375
Wolfram von Eschenbach, Lieder (2013) .....	378
Walther von der Vogelweide (2004 bis 2015) .....	388
Nithart, genannt von Riuwental (2014) .....	399
Burkart von Hohenvels (1994/95) .....	404

Konrad von Würzburg (2014).....	407
Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob (2012) .....	409
Oswald von Wolkenstein (2010, 2012) .....	438
Der Mönch von Salzburg (2014/15) .....	460
Sebastián de Yradier, La Paloma (2015) .....	469
William Butler Yeats, The Lake Isle of Innisfree (2012) .....	470
Abkürzungsverzeichnis.....	471

## ÜBERGRENZENSETZEN<sup>1</sup>

(2012/2015)

Erste Anekdote: Der mir liebste Fehler, den ich zum Übersetzen aus dem Deutschen gehört habe, ist der einer Tschechin, die mit ihrer reizenden Aussprache statt „übersetzt“ „übergesetzt“ sagte.

Zweite Anekdote: Nehmen wir das deutsche Wort „simmern“. Ein Verb. „Den Wein auf kleinstem Feuer 10 Minuten simmern lassen.“ Damals im Mai in einem doch neugierig aus dem Regal gezogenen Buch gefunden: Maggie Black, *Küchengeheimnisse des Mittelalters*.<sup>2</sup> Ich hatte das Buch 2003 geschenkt bekommen; da ich mich aber für mittelalterliche Küche nie interessiert habe, kaum hineingeschaut. Was man halt Mediävisten so schenkt in der gut gemeinten Vorstellung: die mögen das. Das Wort „simmern“ war mir unbekannt, wenngleich sofort zu verstehen. Ich konnte es fürs Deutsche mit meinen bei Germanisten üblichen Bordmitteln nirgends nachweisen.<sup>3</sup> Erst da kam ich auf die Idee nachzuschauen, wer es übersetzt hat. Und fand als Übersetzer: meinen alten Freund Peter Knecht. Da kam mir der Einfall, das Wort in meinem Oxford Universal Dictionary von 1955 zu suchen<sup>4</sup>, fand es sofort: ältester Nachweis 1653, *to simmer* „Of liquids: To make a subdued murmuring sound under the influence of continued heat, to be at a heat just below boiling-point.“ Was ich in der Übersetzung auch verstanden hatte. Es sieht so aus, als wäre der Anglizismus dabei, sich als Kochfachterminus im Deutschen zu etablieren – das Grimmsche Wörterbuch (Band 16 von 1905) hat ihn nicht, Dudens Deutsches Universalwörterbuch (42001) auch nicht, der Anglizismen-Index, Ausgabe 2008, auch nicht<sup>5</sup>. Inzwischen habe ich schon ein halbes Dutzend Freundinnen

<sup>1</sup> Unter dem Titel „Über Grenzen setzen. Drei Anekdoten, eine Andeutung Thesen, drei Beispiele“ habe ich Teile dieses Vorwegworts in Mainz auf der von Uta Störmer-Caysa organisierten Tagung vom 13. – 15. Juni 2012 zum Thema „Tabu“ vorgetragen. Die jetzige Fassung wurde auf dem XLIII. Internationalen Mediävistischen Colloquium vom 5. – 12. September 2015 in Gumpoldskirchen, Österreich, diskutiert. Schreibung des jetzigen Titels auf Anregung von Ulrich Wyss.

<sup>2</sup> BLACK, MAGGIE, *Küchengeheimnisse des Mittelalters. Kulinarische Entdeckungen und Rezepte. Aus dem Englischen von PETER KNECHT*, Würzburg (Flehsig) 1998 [Original: London (British Museum Press) 1992], S. 121.

<sup>3</sup> Vgl. WAHRIG, GERHARD, *Deutsches Wörterbuch*, Gütersloh (Bertelsmann Lexikon-Verlag) 1970. SEEBOLD, ELMAR, Kluge. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 22. Auflage, Berlin, New York (Walther de Gruyter) 1989.

<sup>4</sup> ONIONS, C T. (Hsg.), *The Oxford Universal Dictionary. On Historical Principles*, third edition revised with addenda, Oxford (University Press) 1955. Sieh dort s.v.

<sup>5</sup> GRIMM, JACOB und WILHELM, *Deutsches Wörterbuch*, Band 8, München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 1984 [Grimmsches Wörterbuch (1958)]. DUDEN, *Deutsches Universalwörterbuch*, 4. Auflage, Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich (Dudenverlag) (Vorwort Januar 2001). JUNKER,

und Freunde getroffen, die angeben, daß ihnen das Wort seit langem geläufig sei. Erbetene Belege aus älteren Kochbüchern habe ich noch nicht bekommen.

Dritte Anekdote: Im selben Küchengeheimnisbuch stieß ich auf das mir nicht geläufige Wort „Karminativum“.<sup>6</sup> Daß ein Karminativum gegen Blähungen hülfte, wurde in Klammern erklärt. Mehr war über das Wort auch in meinen Wörterbüchern (einschließlich Springer, Klinisches Wörterbuch<sup>7</sup>) nicht zu erfahren, außer dem mittellateinischen<sup>8</sup>, das unter *carmen* die Bedeutung „Zauberformel, Zauberspruch“ vermerkte (wie schon Walde-Hofmann<sup>9</sup>) und unter *carminare* „bezaubern, besprechen“ (im Sinne von Zauberspruch, so ist zu schließen, Zaubersang eigentlich) und daß *carminativus* „heilkräftig“ hieß und *carminator* ein Zauberer sei. Unter dem Aspekt seiner Herkunft ist die Bedeutungseinschränkung von Carminativum auf eine Medizin gegen Darmwinde sehr hübsch. Freilich, wenn man sie nicht weiß, erkennt man sie erst beim Nachschlagen. Es muß nicht immer alles aufgeklärt werden, manches darf zum Nachschlagen für Interessierte einfach als Rätsel oder als unerkanntes Rätsel stehenbleiben. Karminativum, ein Tabuwort für ein Unausprechliches, mit sprechender Bedeutung als eigentlicher Bedeutung des Worts. In diesem Sinne besteht Dichtung nur aus Tabuwörtern mit rätselhafter sprechender Bedeutung. Wenn sie keine Struktur aus Tabuwörtern mehr ist, wenn sie kein Rätsel mehr ist, wenn sie keine sprechende Bedeutung mehr ist, wenn sie auf ihre vermeintliche Information reduziert wird, ist sie überhaupt nicht mehr.

Was haben diese Anekdoten mit dem Übersetzen zu tun? Die eine sagt mir, daß Übersetzen immer ein Hinüber-setzen ist, sich ins Fremde oder das Fremde ins Eigene. Die andern zeigen, daß weder das Wort „simmern“ noch das Wort „Karminativum“ zu übersetzen ist. Und machen aufmerksam, daß ein Gegenstück oder ein Parallelstück zum Tabu der Automatismus der Tabuvermeidung oder -umgehung ist. Für uns Mediävisten ein Automatismus, der weiß, wie aus dem Mittelhochdeutschen zu übersetzen sei, eine automatische Regel des Übersetzens aus einem historischen Zustand der Eigensprache in die Gegenwartssprache, vielleicht auch noch gar jeder Eigensprache. Solche Automatismen sind: Prosa und dazugehörige neuhochdeutsche Syntax, Reimlosigkeit,

GERHARD H. (Hsg.), Der Anglizismen-Index. Anglizismen: Gewinn oder Verlust, Paderborn, (IFB Verlag) 2008.

<sup>6</sup> BLACK, siehe Anm. 2, S. 131 und S. 132.

<sup>7</sup> REUTER, PETER (Hsg.), Springer. Klinisches Wörterbuch, Heidelberg (Springer Medizin Verlag) 2007.

<sup>8</sup> E. HABEL/ F. GRÖBEL, Mittellateinisches Glossar, Paderborn (Ferdinand Schöningh), 2. Auflage o. J.

<sup>9</sup> WALDE, A(LOIS). (Hsg.), Lateinisches Etymologisches Wörterbuch, 2 Bände und Registerband, Heidelberg (Carl Winter) 1965 (5. Auflage: A. WALDE und J. B. HOFMANN, Register von ELSBETH BERGER), s.v.

Vermeidung von Wortwiederholungen, flüssige Lesbarkeit, Vermeidung von Anakoluten und sonstigen sprachlichen Härten, entsprechend Aufpolsterung mit Füllwörtern, klaren Beziehungswörtern, Auflösung von Widersprüchen, Erklärung von Fremdheiten, moralische Zensur. Dabei gehen leicht verloren: Formelhaftigkeit, Stereotypie, Kitsch, Bildhaftigkeit und Bildstimmigkeit, Wortwörtlichkeit, Atmosphäre, Klang. Solche Entschärfungen sind nicht nur neu, sondern setzen schon zu Lebzeiten der Dichtungen ein.

Übersetzen aus der historisch fernen Eigensprache ist nicht das selbe wie Übersetzen aus einer fremden Gegenwartssprache, fremde Gegenwart ist etwas anderes als das fremde Mittelhochdeutschland. Die Fremdheit, manche sagen: die Alterität, der historischen Eigensprache ist als Erinnerung unsere eigene Gegenwart. Es geht das Gerücht, die Lanzen mittelalterlicher Ritter wären aus Eschenholz gewesen. Waren die Schwarzwälder und Spechtswälder, die Wolfram in Lanzen verwandelt, um sie zu zerpreißen, alle Eschenwälder? Wir können nicht nach Wolframland fahren und uns umschauen und umhören. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß das Material einer Literaturlanze gleichgültig sein kann. Oder eben alle Ritterliteraturwälder<sup>10</sup> bei Wolfram Lanzenwälder, Eschenwälder sind.

Und was ist mit den Nachweisen der Evolution von Gedanken, Nachweisen, mit denen wir uns dauernd beschäftigen? Stellen Sie sich vor, es gäbe eine von der Hölle ausgeschickte, von Gott geduldete, Copy-right-Polizei, die Plagiatsvorwürfen nachgeht. Der kluge und gebildete Fürst der Hölle schickt seine Agenten zuerst in die germanistischen Bibliotheken. Dort finden sich alle Vermutungen, wo ein Autor abgeschrieben hat oder haben könnte. Ein himmlischer Anwalt, der den Dichter gegen den Plagiatsvorwurf zu verteidigen hätte, tät sich nicht leicht. Es gibt keinen einzigen Gedanken, der nicht seinen Vorgänger hätte.

Ich habe hier keine Zeit, mich mit Übersetzungen von Kollegen zu beschäftigen. Auch kann es nicht darum gehen herauszufinden, welches die richtige Übersetzung ist, denn Übersetzen ist eine Form, etwas zu verstehen – und das heißt, die Beschäftigung eines individuellen Kopfs mit einem Kunstwerk. Daher führe ich Ihnen jetzt nicht mögliche oder übliche Automatismen an vorhandenen Übersetzungen und Editionen vor, sondern zeige Ihnen, wie ich historisch fremde Dichtung zu verstehen suche und das Verstehen in Worte fasse.<sup>11</sup> Ohne die Fragmente, die ich von fast allen Texten, die ich je

<sup>10</sup> An dieser Stelle produzierte mein Unbewußtes beim Vorlesen eine sehr schöne Fehlleistung, die ich verdrängt hätte, oder bloß vergessen; Stephan Jolie hat sie festgehalten: „Ritteratur“ (ich verbesserte nach dem Versprecher halb zu „Literaturritterwälder“).

<sup>11</sup> Als die drei Beispiele habe ich damals meine Übersetzungen vorgelesen von: Wolfram von Eschenbach, Handschrift G, Strophen 111–113 (HELMUT BRACKERT/STEPHAN FUCHS-JOLIE 122–124); Heinrich Frauenlob, Unser Frauen Leich, Versikel VIII nach der Edition von BURGHART WACHINGER; Oswald von Wolkenstein, Lied 76 nach der Edition von KARL KURT KLEIN. Vgl.: WOLFRAM VON ESCHENBACH, Münchner Wolfram-Handschrift (Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 19) mit

allein oder meist mit Studierenden gelesen und mir zum Verstehen und Lernen übersetzt habe, in meinem Rechner finde. Die zu einem kleinen Teil in anderen Interpretationen veröffentlicht sind. Nach der selbstgesetzten Regel: Keine Zitation einer Partie aus fremder Sprache ohne Veröffentlichung des Verstehensversuchs durch Übersetzung. Und beim Übersetzen immer geschaut: Wie haben andere das verstanden, übersetzt? Kein Zurückschrecken vor fremden Kulturen – sofern sie mir nur erlauben, mit lateinischer Schrift tapfer hineinzustolpern. Fremde Schriften (außer vielleicht ein bißchen Griechisch) kann ich nicht lesen, keine kyrillischen, keine arabischen, keine chinesischen, keine indischen, keine Keilschriften, keine Hieroglyphen. Hier muß ich mich auf anderer Menschen Übersetzungen und Nachschlagewerke verlassen, allenfalls aus nichtschriftlichem Wissen Wahrscheinlichkeiten einschätzen.

Eine Extremform des übersetzenden Verstehens ist vermutlich immer unser erster Zugang zu einem fremdsprachigen Text (daher auch die Anfälligkeit für „falsche Freunde“): die diaphane Übersetzung (die durchscheinende, die durchsichtige Übersetzung). Sie kommt wohl der interlinearen Übersetzung, mit der zum Beispiel die althochdeutschen Leser das Lateinische lernen wollten, nahe. Wenn wir nicht aus einer schon fortgeschrittenen Phase heraus einfach Verstehensautomatismen anwenden auf Wörter oder ganze syntaktische Zusammenhänge, werden wir wohl bei einer eheren Begegnung mit einem fremdsprachigen Text, auf der Grundlage eines noch primitiven Fundus von Vokabelkenntnis, unser Hirn zuerst nach wörtlichen Entsprechungen suchen lassen. Die Versuche sind allemal kulturkvariant, das heißt abhängig von einer bewußten oder unbewußten zeitgenössischen Pädagogik. Das gilt es immer zu bedenken. Ich habe mir ein

der Parallelüberlieferung zum *Titirel*, Digitalfaksimile, *Parzival-Projekt Bern* (Verlag Müller + Schindler) 2008. WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*, herausgegeben, übersetzt und mit einem Kommentar und Materialien versehen von HELMUT BRACKERT und STEPHAN FUCHS-JOLIE, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2002. WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*, herausgegeben, übersetzt und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einführung versehen von HELMUT BRACKERT und STEPHAN FUCHS-JOLIE, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2003 (Studienausgabe). WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*. Mit der gesamten Parallelüberlieferung des „jüngeren *Titirel*“, kritisch herausgegeben, übersetzt und kommentiert von JOACHIM BUMKE und JOACHIM HEINZLE, Tübingen (Max Niemeyer) 2006. FRAUENLOB (HEINRICH VON MEISSEN), *Leichs, Sangsprüche, Lieder*, auf Grund der Vorarbeiten von HELMUTH THOMAS herausgegeben von KARL STACKMANN und KARL BERTAU, 1. Teil Einleitungen, Texte, 2. Teil Apparate, Erläuterungen, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1981 (Göttinger Ausgabe). BURGHART WACHINGER, *Deutsche Lyrik des späten Mittelalters*, Berlin (Deutscher Klassiker Verlag) 2010 (Frauenlob, S. 364 ff.). OSWALD VON WOLKENSTEIN, *Die Lieder*, unter Mitwirkung von WALTER WEISS und NOTBURGA WOLF herausgegeben von KARL KURT KLEIN, *Musikanhang* von WALTER SALMEN, 3., neu bearbeitete und erweiterte Auflage von HANS MOSER, NORBERT RICHARD WOLF und NOTBURGA WOLF, Tübingen (Niemeyer) 1987. Alle drei Übersetzungen sind, nach mit den Handschriften verglichenen Texten, hier in diesem Band.

diaphanes Übersetzen, bis jenseits einer Grenze zur sprachlichen Unsinnigkeit, besonders bei historisch weit zurückliegenden Texten angewöhnt (Gotisch, Althochdeutsch, Altsächsisch, Altenglisch). In der hiesigen Versammlung wird das beim Hildebrandslied aus dem frühen neunten Jahrhundert besonders deutlich, es wird allerdings auch bei späteren Texten nicht unterdrückt. Es scheint mir nötig, immer das Fremde und das Bekannte gleichzeitig zu sehen. Eine sprachliche Eingemeindung eines fremden Texts ist mir nicht interessant. Die Leser dieser Übersetzungen hier sind eingeladen, diese Art der Selbsterkenntnis mitzumachen und auf ein wohlfeiles vermeintliches Besserwissen zu verzichten. Es lohnt sich, sich klarzuwerden, daß in dem hildebrandsliedischen Ausdruck *garutun sê iro gudhamun* „garten sie ihre Kampfhemden“ das Wort „garen“ nicht nur „kochen, fertigkochen, zuendekochen“ heißt, sondern offenbar einmal jede Art des Zuende- und Zuwegebringens meinte, hier im Zusammenhang das Anlegen eines Rüstungsteils. Und sich klarzuwerden, daß wir solche Bedeutung in unserm Adverb „gar“ im Hochdeutschen allgemein noch haben. Auch lohnt es sich, sich klarzuwerden, wie wir sagen würden, wenn wir Kettenhemden zum Kampf anzulegen hätten, aber auch, daß wir heute im Alltag gar keine Kettenhemden mehr haben. Solcherlei Erkenntnis ist mir banal und selbstverständlich und zugleich nicht banal und alles andere als selbstverständlich.

Die Lyrik-Übersetzungen hier bieten nur eine kleine, von meinem Geschmack und meinen Lebensumständen (auch den Lehr- und Lernumständen) abhängige Auswahl, keine sogenannten Corpora. Und wie alle Übersetzungen sind sie Experimente. Zwar an den Handschriften geprüft, wo irgend möglich, aber doch nicht nach einem Schema gemacht, zuweilen den Handschriften folgend, zuweilen handschriftenvergleichend, zuweilen Editionen folgend, mit Anmerkungen, ohne Anmerkungen – es sind alles Versuche, allemal abhängig von meiner jeweiligen körperlichen und geistigen Befindlichkeit. Es gibt keine Sprache und Dichtung an sich, die von allen Beteiligten unabhängig wäre. So sind auch die Entwicklungen in meinen Texten stehengeblieben, die Veränderungen meiner Vorstellung, wozu und wie ich überhaupt übersetze. Weitestgehend. Wenn mein Blick auf mir heute erkennbare Fehler fiel, habe ich die Stelle verbessert.

Fast alle Texte, die ich geschrieben habe, auch Übersetzungen, waren zum Vorlesen gedacht (und wurden von mir auch vorgelesen, bevor sie gedruckt wurden). Tendenziell auch Briefe, die ohnehin in aller Schriftlichkeit etwas von mündlicher Kommunikation bergen, ohne daß sie deshalb beliebig, wurschtig oder schlechtsprachig werden müßten.

## Übersetzung

### Vielfalt zur Arterhaltung<sup>1</sup>

(2014)

Seien Sie so freundlich und gehen Sie gleich zu Anfang eine Übereinkunft mit mir ein: Ich rede hier über das Übersetzen aus einer mittelhochdeutschen Sprache, genauer: über das **Übersetzen** und Verstehen aus einer deutschen Sprache, oder vielleicht noch genauer: über das verstehende **Übersetzen** in eine deutsche Sprache, die, sagen wir, fünf bis achthundert Jahre alt ist. Mit meiner deutschen Gegenwartssprache als Vehikel zum **Übersetzen**, zum Verstehen und Erkennen. Und ich rede über die gebundene Sprache von Lyrik, Strophenroman, Paarreimerzählung, mit der sich unsere Studierenden der Mediävistik hauptsächlich beschäftigen müssen. Vieles von meinen Überlegungen wird sich auf andere Sprachen der selben Zeit, aber auch auf ältere Sprachen, auf jüngere Sprachen, auf gegenwärtige Sprachen übertragen lassen.<sup>2</sup> Und noch eine zweite Übereinkunft mute ich Ihnen zu, ja nötige ich Ihnen auf: Wir ignorieren die Melodie, weil ich von deren Transcription aus der jeweiligen Handschrift und deren Übersetzung in unsere moderne Notation zu wenig verstehe; auch weil uns die häufige Nichtüberlieferung der Gesangsstruktur eine gewisse Eigenständigkeit des melodielosen Texts nahelegt. Ich sehe mich nicht in der Lage, aus der Überlieferung eines bloßen Texts auf seine besondere Struktur zu schließen als eines, der in eine Melodie hineinkomponiert ist.

Im Gespräch über mein verstehendes Übersetzen mittelalterlicher Texte kriege ich immer wieder zu hören, der Übersetzer müsse bedenken, an welches Publikum sich seine Übersetzung richtet oder richten soll. Es wird schon so sein, daß eine mindest unbewußte Vorstellung von Zuhörern oder Lesern eine gewisse Rolle spielt. Denken Sie zum Beispiel an die ökonomischen Bedürfnisse eines Verlags. Nun gibt es aber schon kaum eine Kommunikation unter zwei Menschen, ohne daß jeder dem andern vertraut und neugierig ist auf sein besonderes Sosein, nämlich Anderssein. Wie soll das bei einem mehrköpfigen Publikum gehen, wo zwischen Autor (Übersetzer)/Vorleser und Leser/Zuhörer keine Möglichkeit für Fragen oder Antworten oder Klärung besteht. Mit meinen Zeitgenossen reden und die Rede mittelalterlicher Texte verstehen ist zweierlei.

Der amerikanische Dirigent Kent Nagano spricht wohl zu sich selbst, wenn er als Regel für Musiker sagt: „Unterschätze nie das Feingefühl, die Aufmerksamkeit und die

<sup>1</sup> Dieser Text wurde zuerst vorgetragen und diskutiert im Oberseminar, Institut für Germanistik und Komparatistik an der Universität Erlangen-Nürnberg, Wintersemester 2014/2015 am 17. November 2014.

<sup>2</sup> Zu dem vielen, das etwas allgemeiner ist, als was ich hier besprechen möchte, lesen Sie: JUDITH MACHEINER, **Übersetzen**. Ein Vademecum, Frankfurt a. M. (Eichborn) 1995 [Die Andere Bibliothek 125].

Intelligenz des Publikums, sonst beschädigst du deine eigene Vertrauenswürdigkeit.“<sup>3</sup> Das gilt für alle Künstler. Und jedes Publikum. Meine Erfahrung als Puppenspieler mit meinem Freund Wolf Kittler ist: Wir haben die selbe Inszenierung vor Kindern im Vorschulalter, vor Schülern von Erstkläßpamserln bis Abiturienten, vor Erwachsenen in der Abend- oder Mitternachtsvorstellung, vor allen in der Matinee, vor hirngeschädigten Kindern in einer Freiburger Klinik, vor Besuchern von Stadtfesten und Figurentheaterfestivals, immer mit je eigenem Vergnügen für Spieler wie Publikum gespielt. Da das Publikum normalerweise nicht wirklich ausgesucht, sondern nur zurechtgedacht werden kann, weist die Forderung an den Übersetzer, sein Publikum zu bedenken, wohl auf kaum mehr als eine Allmächtsphantasie des Kritikers der Übersetzer. Vielleicht gelten für einen aktuellen öffentlichen Vortrag andere Regeln. Ich will das hier nicht weiter diskutieren. Nicht weil das nicht höchst diskutabel wäre, sondern weil wir nicht beliebig Zeit haben.

Noch zum Untertitel dieses Vortrags. Der Ausdruck ist mir Voraussetzung und Ziel meiner Arbeit. Er gilt immer und überall und ist Bedingung fürs Überleben von aller Lebenswelt, Kunst und Kultur, Landschaft und Gesellschaft und Wirtschaft. Das Axiom ist mir so selbstverständlich, darüber will ich hier auch nicht weiter diskutieren.<sup>4</sup>

Als Übersetzerrechtfertigung zu lesen kriegen wir auch: „Aber was ist ein Sonett oder eine Canzone, wenn sein in Formen geordnetes Wechselspiel von Klang und Sinn gänzlich preisgegeben wird? Ein Sonett, dem die formale und das heißt auch gedankliche und emotive Struktur fehlt, kann bei aller Geschmeidigkeit der Prosatransposition immer nur die Inhaltsangabe eines Sonetts sein.“<sup>5</sup> Diese Behauptung des höchst kompetenten Übersetzers Karlheinz Stierle – lassen wir einmal die grammatische Inkongruenz im Fragesatz beiseite – ist ebenso wahr wie falsch, und wir kommen mit ihr zu unsern eigentlichen Problemen. Der Wahrheit des Satzes vom „Sonett, dem die formale und das heißt auch gedankliche und emotive Struktur fehlt“ kann vermutlich jeder ohne weiteres zustimmen. Allerdings, wenn man genauer hinschaut, ist die Insinuation, daß Form und Gedanke-Emotivität weitgehend eins sein sollen, schon

<sup>3</sup> DER SPIEGEL, Nr. 42/13.10.2014, S.135. Das „Du“ stammt wohl aus der Übersetzung vom Amerikanischen ins Deutsche.

<sup>4</sup> Gleichwohl will ich meine Hörer und Leser nicht alleinlassen. Ich empfehle ihnen zu lesen: REINER STACH, Kafka. Die Jahre der Entscheidungen, Frankfurt am Main (S. Fischer) 2002; hier die Einführung (ich habe die vierte Auflage 2003 gelesen). Lesenswert ist die gesamte Biographie in drei Bänden (der genannte ist Band 2), also auch Band 3: Kafka. Die Jahre der Erkenntnis, Frankfurt am Main (S. Fischer) 2008, und Band 1: Kafka. Die frühen Jahre, Frankfurt am Main (S. Fischer) 2014.

<sup>5</sup> KARLHEINZ STIERLE im Nachwort, S. 198, zu: FRANCESCO PETRARCA, Ich bin im Sommer Eis, im Winter Feuer. Gedichte, zweisprachige Ausgabe, ausgewählt und übersetzt von K. S., München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 2004.

sonderbar. Wenn dem einfach so wäre, müßte man sagen, daß ein Sonett, ja Lyrik, ja Text überhaupt, im Prinzip nicht übersetzt werden kann. Was ja auch, wenn wir nur die individuellen Besonderheiten streng genug denken und ernst genug nehmen, irgendwie wahr ist. Zugleich ist das aber auch banal, denn das gälte eben für jede Kommunikation: Sie könnte gar nicht stattfinden. Es gilt aber auch für alle Kommunikation, daß sie meist doch irgendwie funktioniert, das heißt, es muß etwas Vergleichbares, Austauschbares bei allen Kommunikationspartnern geben. Halt das, was das Hinübersetzen möglich macht. Vielleicht mehr schlecht als recht. In welcher Intensität so ein Hinübersetzen jeweils möglich ist, wird von Fall zu Fall und bei verschiedenen Beteiligten je anders sein. Wenn schon von der Form nichts hinübertragbar ist, dann womöglich wenigstens Gedanke und Emotivität – wenn auch in anderer Form. Wenn auch das nicht möglich ist, dann geht halt eine Übersetzung gar nicht, auch keine mit purer Inhaltsangabe, denn, ehrlich gesagt, dieses „nur die Inhaltsangabe eines Sonetts“ ist für mich eine pseudokritische Aneinanderreihung von fünf deutschen Wörtern, aber kein Teil eines Arguments in unserm Zusammenhang.

Ohne daß ich das analysieren werde, hören Sie einfach mal, was an Übersetzung ins Englische möglich ist – eine meiner Lieblingstellen aus dem ersten Streich von Wilhelm Buschs „Max und Moritz“:

„Fließet aus dem Aug', ihr Tränen!  
All mein Hoffen, all mein Sehnen,  
Meines Lebens schönster Traum  
Hängt an diesem Apfelbaum!“

„Come, o tears, and flow in streams!  
All my hopes and all my dreams,  
all my life aims came to be  
hanging from this apple tree!“<sup>6</sup>

Wahr ist, daß per Abstraktion zu sagen ist, was ein Sonett ist, oder eine Canzone, oder ein Paarreim. Gefüllt wird die Form von jedem Dichter, jedem Abschreiber in seiner Zeit und seiner Kultur je eigen. Und jeder Kommunikationspartner, der nicht zu dieser Zeit gehört und zu dieser Kultur und der nicht der Dichter ist, wird wohl auf manche Teilidentitäten verzichten müssen. Jeder weiß um dieses Manko aus seinen eignen Beziehungskisten. Die Alternativen, wie man ja an Stierles Übersetzungen sehen kann,

<sup>6</sup> WILHELM BUSCH, Sämtliche Bildergeschichten. Mit 3380 Zeichnungen, herausgegeben von ROLF HOCHHUTH, Gütersloh (Prisma Verlag) o. J., S. 10<sup>b</sup>. Max and Maurice. The story of two rascals in seven pranks by Wilhelm Busch, translated by WALTER ROOME, München (Braun & Schneider) <sup>2</sup>1963 [1961].

sind doch nicht: entweder Original mit Wechselspiel oder gänzliche Preisgabe von Klang und Sinn. Das ist doch klar, daß das Kind nicht mit dem Badewasser wegzuschütten ist.

Schaun wir mal, was an solchen Kommunikationsdifferenzen, Sprachdifferenzen für Übersetzer überhaupt denkbar und beschreibbar ist. Und beschränken wir uns für dieses Denkspiel auf ein paar Sprachdifferenzen und lassen wir die Riesenmenge der Kulturunterschiede für den Augenblick außer Acht. Ein guter Übersetzer wird die dann sicher so weit wie möglich wahrzunehmen versuchen. Judith Macheiner hat mir in ihrem Vademecum „Übersetzen“ akribisch gezeigt, welche fundamentalen Unterschiede zwischen zeitgenössischem Englisch und zeitgenössischem Deutsch bestehen, die ein Übersetzer berücksichtigen sollte. Unterschiede im Sprachenbau, zum Beispiel im Satzbau, zwischen dem linksperipheren Englischen und dem rechtsperipheren Deutschen, die unterschiedliche Erwartungen und Wahrnehmungen, das heißt Verarbeitungen beim Hören oder Lesen bedingen. Wer beim Übersetzen, sagen wir vom Englischen ins Deutsche, diese Differenz nicht bedenkt, halst bei zu viel Wörtlichkeit seinem deutschen Hörer oder Leser Schwierigkeiten des Verstehens auf, die im Englischen gar nicht gesagt sind. Solche Überlegung gilt für das Verhältnis von allen linksperipheren Sprachen (etwa dem Englischen, den nordgermanischen Sprachen und allen romanischen Sprachen) zu allen rechtsperipheren Sprachen (zum Beispiel dem Niederländischen und dem Deutschen). Sie gilt für jedes übersetzende Verstehen oder verstehende Übersetzen. Eine solche vergleichende Analyse hätte ich gerne für die mittelhochdeutschen Sprachen und die gegenwärtige deutsche Hoch- oder Schriftsprache. Noch schwieriger wird die Möglichkeit eines Vergleichs von alter dichterischer Volkssprache mit moderner gehobener Prosarede, eben weil die Dichtungen, die wir Mediävisten zu verstehen suchen, meistens als gebundene Sprache überliefert sind.

In einem Aufsatz von Hubert Haider<sup>7</sup>, Linguistikprofessor in Salzburg, habe ich gefunden, daß die Diskussion darüber, was die Henne, was das Ei ist bei der Spezifizierung der germanischen, gar indogermanischen Sprachen in linksperipher,

<sup>7</sup> HUBERT HAIDER, Wie wurde Deutsch OV? Zur diachronen Dynamik eines Strukturparameters der germanischen Sprachen, in: Historische Textgrammatik und Historische Syntax des Deutschen. Traditionen, Innovationen, Perspektiven, herausgegeben von ARNE ZIEGLER unter Mitarbeit von CHRISTIAN BRAUN, Band 1: Diachronie, Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch, Berlin (de Gruyter) 2010, S. 11–31. (Ich gestehe, daß ich einige Mühe habe, die Fachsprache des Linguisten zu verstehen.) Haider nennt das Englische, wenn ich mich recht erinnere, eine strikte VO-Sprache, das Deutsche hingegen eine nicht strikte OV-Sprache. Allerdings gibt es Grenzen für das, was nicht strikt ist im Deutschen. Man kann sagen: „was ich in meiner Kindheit erlebte oder erlebt zu haben glaube“ und auch: „was ich in meiner Kindheit erlebte oder glaube erlebt zu haben“, man kann nicht sagen (was ich so gedruckt fand): „was ich in meiner Kindheit erlebte oder zu erlebt haben glaubte“ (auch das Präteritum „glaubte“ kommt mir mindestens grenzwertig vor).

gleich rechtsverzweigend, oder rechtsperipher, gleich linksverzweigend, müßig ist. Er fragt, ob es nicht möglich wäre, daß die Verschiedenheit von rechtsperipheren Sprachen (oder OV-Sprachen, also tendenziell in der Reihenfolge Objekt-Verb den Satz bauenden Sprachen) und linksperipheren Sprachen (oder VO-Sprachen, also tendenziell in der Reihenfolge Verb-Objekt den Satz bauenden Sprachen) sehr viel jünger ist, als oft aus heutiger Sicht gedacht. Und tatsächlich, das Jiddische, das ja sehr viel Strukturverwandtschaft mit dem Mittelhochdeutschen hat, kennt die Differenzierung nicht. Und wenn wir genau hinschauen, sehen wir, daß sie auch im Mittelhochdeutschen nicht existiert, noch nicht existiert, denn dort sind die Sätze manchmal wie neuhochdeutsche Sätze gebaut und manchmal so fremd, wie wir sie im Jiddischen finden können. Daß das Deutsche eine tendenziell rechtsperiphere oder linksverzweigende Sprache oder OV-Sprache ist, ist ein neuhochdeutsches Phänomen, es beginnt sich zu entwickeln seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Etwa zur selben Zeit wie die Entwicklung zum Linksperipheren im Englischen. Es ist also nicht so, daß unsere mittelhochdeutsche Dichtersyntax nur der Form aus Reim und Metrum zu verdanken ist, sondern auch, daß die übliche Syntax sich in die Form aus Reim und Metrum paßt.

Was folgt daraus für Überlegungen zu Verstehen und Übertragen von Texten aus dem Mittelalter. Außer daß mediävistische Literaturwissenschaftler sich mit mediävistischen Linguisten zusammentun sollten. Nehmen wir den Teil von Karlheinz Stierles Nachwort zu seinen Petrarca-Übersetzungen, den wir für wahr halten können. Wenn bei einer Übersetzung eines mittelalterlichen Texts nichts Mittelaltertypisches, nichts von dem fremden Denken und der fremden Kultur übrigbleibt, dann bleibt überhaupt nichts Interessantes übrig, das wert wäre, den Text als Übersetzung aus der Fremde zu hören oder zu lesen. Dann entsteht ein Text, der mehr oder weniger vom Mittelalter inspiriert ist – aber das ist wieder so banal wie die Feststellung, daß es überhaupt keine Handlung geben kann, die nicht von irgendwelchen historischen, traditionellen Mustern bestimmt wäre – es gibt nichts auf unserer Erde, das nicht Zeichen der Evolution trüge. Einmal ans Publikum gedacht: Ein aus dem Englischen übersetzter Roman kann von einem deutschen Leser so gelesen werden, daß er auf die Wahrnehmung alles Angelsächsischen verzichtet. So wie es möglich scheint, auf Mallorca Urlaub zu machen und kaum Katalanisches wahrzunehmen. Wer aber aufmerksam ist, wird das Fremde erkennen und erkennen wollen und die Verfremdung durch das Eigene bemerken wollen. Daraus machen wir weder Vorschriften fürs Lesen noch fürs Übersetzen. Dennoch meine ich, für historisch denkende Germanisten gilt, daß sie das Fremde studieren, um das Eigene in seiner Historizität immer besser zu verstehen. Dann kann mitmachen oder nachmachen, wer das mitmachen oder nachmachen will.

Zum möglichen Umgang von uns gegenwartssprachlich und gegenwartskulturell bestimmten Lesern mit historisch fernen Texten möchte ich Ihnen eine Passage von

Reiner Stach über Franz Kafka nacherzählen.<sup>8</sup> Kafka hatte Ende 1911/Anfang 1912 den Einfall, einer Organisation von Menschen seiner peergroup, nämlich assimilierten Westjuden in Prag, die Tschechisch und Hochdeutsch sprachen und schrieben, einmal Literatur von aus dem Osten verdrängten, nach Prag gedrängten, eben vollständig nichtassimilierten Ostjuden vorzuführen. In einer Abendaufführung von Jizchak Löwy (Jacques Levi). Per Rundschreiben gelang es ihm, das gehörige Publikum zusammenzubringen. In seinem einführenden Vortrag über die jiddische Sprache, die auch von den Prager Westjuden diskriminierend, abwehrend „Jargon“ genannt wurde, zeigte er seinen Zuhörern, wie sie ihr Verhältnis zum Jargon wahrnehmen könnten und sollten: „Ganz nahe kommen Sie schon an den Jargon, wenn Sie bedenken, daß in Ihnen außer Kenntnissen auch noch Kräfte tätig sind und Anknüpfungen von Kräften, welche Sie befähigen, Jargon fühlend zu verstehen. Erst hier kann der Erklärer helfen, der Sie beruhigt, so daß Sie sich nicht mehr ausgeschlossen fühlen, und auch einsehen, daß Sie nicht mehr darüber klagen dürfen<sup>9</sup>, daß Sie Jargon nicht verstehen. Das ist das Wichtigste, denn mit jeder Klage entweicht das Verständnis. Bleiben Sie aber still, dann sind Sie plötzlich mitten im Jargon. Wenn Sie aber einmal Jargon ergriffen hat – und Jargon ist alles, Wort, chassidische Melodie und das Wesen dieses ostjüdischen Schauspielers selbst, – dann werden Sie Ihre frühere Ruhe nicht mehr wiedererkennen. Dann werden Sie die wahre Einheit des Jargon zu spüren bekommen, so stark, daß sie sich fürchten werden, aber nicht mehr vor dem Jargon, sondern vor sich.“<sup>10</sup> Vorher hatte Kafka seinem Publikum einen Schock mitgegeben: „Vor den ersten Versen der ostjüdischen Dichter möchte ich Ihnen, sehr geehrte Damen und Herren noch sagen, wie viel mehr Jargon Sie verstehen als Sie glauben. Ich habe nicht eigentlich Sorge um die Wirkung, die für jeden von Ihnen in dem heutigen Abend vorbereitet ist, aber ich will, daß sie gleich frei werde, wenn sie es verdient. Dies kann aber nicht geschehen, solange manche unter Ihnen eine solche Angst vor dem Jargon haben, daß man es fast auf Ihren Gesichtern sieht. Von denen, welche gegen den Jargon hochmütig sind, rede ich gar nicht. Aber Angst vor dem Jargon, Angst mit einem gewissen Widerwillen auf dem Grunde ist schließlich verständlich wenn man will.“<sup>11</sup>

Nun denken Sie sich anstelle des Jargon das Mittelhochdeutsche. Allerdings mit der zusätzlichen Erschwernis, daß niemand aus Mittelhochdeutschland kommt, der uns diese Sprachen spräche oder gar sänge. Es ist eine einseitige Kommunikation, wir müssen uns die Texte selber revitalisieren. Das gilt auch für Musik, das gilt im Prinzip für jede historisch ferne Kunst, ja für alles, was fern ist. Lassen Sie mich Ihnen zeigen,

<sup>8</sup> Sieh Anmerkung 4, ungefähr S. 53–65.

<sup>9</sup> „klagen dürfen“ ist meiner Meinung nach als „klagen brauchen“ zu verstehen, wie im Mittelhochdeutschen und im gegenwärtigen Oberdeutschen noch üblich.

<sup>10</sup> Zitiert nach REINER STACH, sieh Anmerkung 4, S. 63.

<sup>11</sup> Wie vorher, S. 62.

wie ich mir den Beginn einer solchen Bekanntschaft vorstelle, wie ich, für mich, das Revitalisieren vornehme. An dem Beispiel, mit dem ich mich vor kurzem beschäftigt habe, dem in der Mondsee-Wiener Liederhandschrift als erstes überlieferten weltlichen Lied des anonymen Autors, der Mönch von Salzburg genannt wird. Das Lied trägt den Titel „Das Nachthorn“.<sup>12</sup>

Schauen wir uns die erste Strophe an und was ich für den ersten Satz halte, die ersten fünf Verse bis hinter das erste Reimwort des fünften Verses, wo ich einen neuhochdeutschen Punkt setze. Es ist mir wohl bewußt, daß es in der Handschrift keine neuschriftdeutsche Interpunktion gibt und man sich über das Gewicht des Punkts streiten kann: „Zart libste frau in liber acht / wünsch mir ain liblich frölich nacht / wann so mein hercz dein treu betracht / das freuet all mein kraft vnd macht / auf stäten syn“. Wenn man so ehrlich zu sich ist, wie Kafka das nach unserm Verständnis gemeint hat, dann sieht es so aus, als könnten wir den Text aus der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (wo er vielleicht entstanden ist) oder der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (von wo er überliefert ist) einfach so verstehen. Wenn wir genau zusehen, wirds schnell anders. Nicht alles will ich auflösen, einiges ist mir klar genug in seiner Unzugänglichkeit und braucht nach meinem Bedürfnis keine Erklärung. Etwa die beiden ersten Wörter, das Attribut zu „frau“: „Zart libste“. Was der Sprecher – ich denke, das redende lyrische Ich ist ein Mann – halt meint, zur Geliebten sagen zu müssen. Weder „zart“ noch „liebste“ bereiten mir Probleme, auch wenn ich nicht weiß, ob sie vor sechshundert Jahren ganz so verwendet wurden wie heute. Ob das Spatium zwischen beiden Wörtern von tiefer Bedeutung ist, weiß ich nicht. Ich mache lieber ein Kompositum aus beiden, als daß ich sie isoliert mit „und“ verbinde. Bei „frau“ kommen mir schon Fragen in den Sinn: Ist die Frau eine Edeldame und so benannt wie in früherer Liebeslyrik, ist die Frau einfach ein weiblicher Mensch, ist die Frau die Ehefrau des Sprechers, oder ist sie – zweite Hälfte vierzehntes Jahrhundert – alles miteinander; und wie geht das mit der Autorbezeichnung „Mönch“ zusammen? Denn freilich kann auch ein dichtender Mönch wissen, was man zu einer geliebten Frau sagt, oder was er als Liebhaber sagen würde, oder was er in einem Gedicht sagen will. Ich denke nicht, daß hier eine Entscheidung möglich ist, also mute ich mir und meinem Publikum auch keine zu und lasse „Frau“ in meiner Übersetzung.

<sup>12</sup> Ich zitiere den Text nach dem Faksimile: Mondsee-Wiener Liederhandschrift. Aus Codex Vindobonensis 2856, wissenschaftlicher Kommentar HEDWIG HEGER, Graz (Akademische Druck- und Verlagsanstalt) 1968. Rezension: KARL BERTAU, Anzeiger für deutsches Altertum 86 (1975), S. 12–20 (bes. die Datierung der hsl. Überlieferung). Ich habe den Mönch-Text verglichen mit: Die weltlichen Lieder des Mönchs von Salzburg. Texte und Melodien, herausgegeben von CHRISTOPH MÄRZ, Tübingen (Niemeyer) 1999. Die Blätter der Handschrift sind zweifach foliiert: einmal in der Mitte oben der Recto-Seite, einmal in der rechten oberen Ecke der Recto-Seite. Zur Handschrift D vgl. MÄRZ, S. 64ff., zum Text vgl. März, S. 163ff.

Die Präposition „in“ läßt offen, wer wen „in liber acht“ hat oder haben will. Da sie mir keine Schwierigkeiten macht, bleibt sie. Daß das „acht“ eher mit „Acht geben, in Acht nehmen, Acht haben auf, vielleicht Achtung für“ (kurzes a) zu tun hat als mit „Ächten“ oder „Acht und Bann“ (langes â), scheint mir offensichtlich. Das Adjektiv „lib“ kann, in ein Substantiv verwandelt, als Parallele zu „acht“ in einer Art Floskelverbund die Gefahr eines Mißverständnisses mindern, die Einrahmung von „in Lieb und Acht“ in Kommata öffnet die Möglichkeit, den Ausdruck auf die Frau wie den sprechenden Mann oder beide zu beziehen. Wir haben damit die Phantasie einer Situation, vielleicht einer Beziehung von Liebe und Achtgeben von Jedem für Jedes. In der ersten Verszeile wird die Frau vom ich-sagenden Mann angedredet. Der zweite Vers ist eine Aufforderung des Mannes (Imperativ „wünsch“); er könnte auch der Ausdruck seines Wunsches sein („ich wünsch“, 1. Pers. Sg., Auslassung der Flexionssilbe). Ich habe die Doppeldeutigkeit erhalten, dennoch kommt mir – im Gesamtzusammenhang – der Imperativ wahrscheinlicher vor: „wünsch mir ain liblich frölich nacht“. Ob die Frau anwesend oder abwesend gedacht ist, wissen wir nicht. An „ain liblich frölich“ fehlen gegenüber dem Grammatikdeutschen wieder die Flexionsendungen. Die Semantik von „liblich“ und „frölich“ scheint mir in unserm Gebrauch der Wörter etwas verschoben, daher meine Veränderung zu: „eine lieblich frohe“. Ich weiß natürlich, daß die Wörter „liblich“ und „frölich“ etymologisch in ihrer Hauptbedeutung der Nacht eine „angenehme und frohe Gestaltung“ geben. Es ist aber das dreifache „lieb“ in drei grammatischen Formen eine Verklammerung der ersten beiden Verse, die ich gern erhalten möchte. Auszuschließen ist weder eine neuhochdeutsche Lieblichkeit noch eine ausgelassene Fröhlichkeit. Letztlich kann man akzeptieren, was eine lieblich frohe Nacht ist, ohne es genau zu wissen. Nichts spricht dagegen, schon hier ein Satzende zu denken. Und den nächsten Satz in Vers drei mit einem dem Hauptsatz vorangestellten Wennsatz beginnen zu lassen. Eine dialektale oder metrische Flexionsendungslosigkeit bleibt im Fortgang bestehen. Mit dem Erhalt der beiden Reimwörter „Acht“ und „Nacht“ zu Vers eins und zwei bin ich schon mitten in dem Viererpaket, vielleicht läßt sichs gar voll machen. Die Stichwörter „Herz“ und „Treue“ und „betrachten“ und „Kraft“ und „Macht“ (Reimwort) geben mir kein eindeutiges Ziel, nach dem ich sie zurechtbasteln müßte, nur beim „freuen“, also „freudig machen“, meine ich, eine kleine Verschiebung berücksichtigen zu müssen. Der Ausdruck „auf stäten syn“ mit dem neuen Reimwort „syn“ steht vielleicht apo koinou, könnte gleichwohl ein Abschluß des gesamten vorherigen Satzgebildes sein. Wenn ich ehrlich bin, weiß ich nicht so ganz richtig, was er bedeutet; jedenfalls nicht so geläufig wie anderes. Kann Kraft und Vermögen/Möglichkeit/Potenz zu einem steten, also irgendwie positiven Sinn führen, der im Gegensatz zur Befindlichkeit steht, die im folgenden erzählt wird? Ich verstehe das bisherige in etwa so und übersetze: „Zartliebste Frau, in Lieb und Acht, wünsch mir eine lieblich frohe Nacht: Wenn mein Herz so deine Treu betracht’, gibt das Freud all meiner Kraft und Macht, zu stetem Sinn.“

Den nächsten Satz haben wir ab dem zweiten Teil von Vers fünf bis einschließlich Vers 7: „so ich nu pin / dahin ellend vnd ain vnd nymand main / zu trösten mich wenn dich“ – er ist entweder von einer andern Hauptsatzbaustruktur als wir sie im Hochdeutschen gewohnt sind oder er schließt sich doch als subordinierte Satzstruktur an das vorige. Ich meine, an diesem Satz zu sehen, wie er in die Form hineinkomponiert ist – wenn ich mich nicht über die übliche Spezifikation von Baustruktur der Zeit täusche. Neuhochdeutsch: „So bin ich nun – dahin“; möglich ist auch: „So daß ich nun bin“; oder: „Weshalb ich bin“ oder: „Deshalb bin ich“. Gemäß der Wunschstruktur von Vers zwei wird hier noch deutlicher, daß eine einsame Erzählergegenwart von einem Wunschtraum über ein Anderes oder Künftiges zu unterscheiden ist. Auch das „dahin“ beginnt in der mißlichen Erzählgegenwart und weist in eine gleiche Zukunft, wenn sie der Wunsch nicht ändert. Das Dahinsein und die Alternative werden im folgenden erklärt. Ich halte nicht für nötig, das Publikum rechthaberisch aufzuklären, daß „ellend“ eigentlich ein anderes Land meint – elend ist man dort allemal. Daß „ain“ nicht „einzigartig“ ist, scheint mir auch wieder offenbar, wir haben dafür die erweiterte Form „einsam“. Das Mönchsche „main“ (von „meinen“, hier 1. Pers. Sg. Präs.) zu übernehmen, führte wohl etwas in die Irre<sup>13</sup>, den etymologischen Zusammenhang mit „minnen“ weiß ohnehin niemand, ich geb ihn dran, das Begehren ist auch mit dem Wort „wollen“ erhalten. Mit „zu trösten mich“ erhalte ich in undeutscher Syntax, die aber das Verstehen nicht behindert, den Reim auf „dich“. Daß ich den Akkusativ „dich“ dem auch möglichen, vielleicht geläufigeren Dativ „dir“ vorziehe, betone ich, indem ich „nur“ sage statt „außer“. Übersetzung also: „Weil ich jetzt bin dahin, elend und einsam, und keinen will, zu trösten mich – nur dich!“ Nach meiner Überzeugung: Die Mönchsche Strophenstruktur gehört zwar zum Denken und Sprechen dieses Gedichts, ist aber in der Übersetzung nicht beliebig strikt zu erhalten.<sup>14</sup>

Die letzten Sätze des zweiten Teils reichen bis zum Ende der Strophe (Vers 8 bis 13): „mit senen ich den slaf bekrenk / daz ich dy nacht gar vil an dich gedenk / süzz trëum dy machent mich so gail / daz ich mir wünsch das hail / daz ich slaffen · solt an straffen / in sölcher liber sach an end“. Vers acht und neun gehören zur Trostlo-

<sup>13</sup> Bei dem heute noch bekannten Formelvers „Freiheit, die ich meine“ des euphorisch-romantischen Natur-Religions-Freiheitskriegslieds von 1813 (Max von Schenkendorf) kennt kaum noch wer die Bedeutung „Freiheit, die ich liebe“. Vgl.: Auswahl Deutscher Gedichte, von HERMANN KLUGE (neubearbeitet von OTTO OERTEL), Altenburg (Oskar Bonde) <sup>17</sup>1919, S. 215.

<sup>14</sup> Vgl. C. W. Aigner, der zwar im Großen und Ganzen die Strophenreimform behält, dafür inhaltliche Abstriche machen muß. Auch klingt die selbe Form für's Original anders als für's Nachgemachte. (Der Mönch von Salzburg. Die weltliche Dichtung, übertragen von C. W. AIGNER, Ausgabe der mittelalterlichen Texte von FRANZ VIKTOR SPECHTLER, Salzburg (Otto Müller) 1995).

sigkeit der bisherigen sieben Verse. „bekrenken“ ist in seiner mittelhochdeutschen Bedeutung heute nicht mehr zu erkennen, „gedenken“ ist für uns intensiver als damals. Das eine muß also ersetzt werden, das andere modifiziert. Die Verse zehn bis zum Schlußvers dreizehn erzählen die phantasierte, oder genauer: die geträumte oder erträumte Alternative zur sehnenenden Einsamkeit im Bett, die in Vers neun als Denken an die Frau und als Schlafbehinderung vorbereitet wird. „gail“ in Vers zehn kann gewiß nicht bleiben, wenngleich die Teilbedeutung „begehrlich“ ebenso gewiß zur Strophe gehört. Die bis zum Strophenschluß immer wieder fehlenden Flexionsmorpheme setze ich nach neuhochdeutsch-metrischem Klang ein. Das „wünsch“ in Vers elf ist sicher die erste Person Singular. Von „straffen“ muß die mittelhochdeutsche Bedeutung bleiben, den Reim auf „schlafen“ kann ich nicht halten, von wem die Aggression „schelten“ kommt, bleibt ungesagt. Die letzte Verszeile mute ich mir und etwaigem Publikum weitgehend zu. Das Allerweltswort Sache, das wir ähnlich noch in unserer Rechtssprache haben, hat der Autor gewählt, ich werde ihm nicht den wahrscheinlich unangenehmen Gefallen tun, es in seiner Bedeutung zu spezifizieren und damit eng zu machen. Die je letzten Verse der drei Strophen reimen aufeinander, das versuche ich zu erhalten. Ob der Reim „end“ und „behend“ auf „ellend“ irgendwie krumm ist, kann ich nicht beurteilen; die etwas ältere Form des Neutrums ist „ellende“, wann die Betonung von dem „Land“ auf die erste Silbe gerutscht ist, das heißt, seit wann das „Land“ den Sprechern überhaupt nicht mehr bewußt ist, weiß ich nicht. Die noch fehlende Übersetzung also: „Mit Sehnen nehme ich dem Schlaf die Kraft, daß ich die Nacht gar viel an dich nur denk. Süße Träume, die machen mich so erregt, daß ich mir wünsche bloß das Heil, daß ich schlafen sollt, ohne schelten, in solcher lieber Sach ohn End.“

Hier finden Sie mein Ende, genauer: das meines Vortrags.

## Der Mönch von Salzburg

Die Transcription<sup>15</sup> in Strophenform und meine Übersetzung:

[fol. 20<sup>v</sup> gleich 185<sup>v</sup>] Das nachthorn · vnd ist gut zu blasen ·

Weltlich

- 1 Zart libste frau in liber acht /  
wünsch mir ain liblich | frölich nacht /  
wann so mein hercz dein treu betracht /  
das freuet | all mein kraft vnd macht /
- 5 auf stäten syn · so ich nu pin ·  
dahin · | ellend vnd ain / vnd nymand main /  
zu trösten mich · wenn dich / |  
mit senen ich den slaf bekrenk /  
daz ich dy nacht gar vil an dich | [fol. 21<sup>r</sup> gleich 186<sup>r</sup>] gedenk /
- 10 süzz trëum dy machent mich so gail /  
daz ich mir | wünsch das hail /  
daz ich slaffen · solt an straffen ·  
in sölcher | liber sach an end ~ ·
- 2 Dich lät nicht ain meins herczen | gir /  
dar<sup>16</sup> vmb so wünsch ich me | wenn zwir /  
daz dir sol traumen auch | von mir /  
wy ich gar frölich sey bey | dir /
- 5 vnd doch in gut · nach deinem mut ·  
behut · an hercz ge= | smukt / vnd schon gedruckt /  
in ärmlin weiz · mit fleiz ·  
Vnd daz | du mynnikliche dirn /  
in süzzem slaf dy herczen libsten pirn /
- 10 vmb= | vingest nach dem willen mein /  
als ich da selb solt sein /

<sup>15</sup> Der Schrägstrich (/) steht in der Handschrift statt eines Reimpunkts; der Vertikalstrich (|) ist von mir und bezeichnet den Zeilenumbruch; Reimpunkte (·) und Trennstriche (=) wie in der Handschrift; (~) in der Handschrift. Vgl. Mondsee-Wiener Liederhandschrift aus Codex Vindobonensis 2856 (= Codices Selecti, phototypice impressi, Vol. XIX), wissenschaftlicher Kommentar HEDWIG HEGER, Graz (Akademische Druck- u. Verlagsanstalt) 1968.

<sup>16</sup> w (?) oder rv (?), dem r von dar folgend, rasiert. Vgl. Faksimile (sieh Anm. 12 und vorige Anm. 15), fol. 186<sup>r</sup>.

in den | sachen · sold entwachen ·  
mein hercz sold frölich sein behend ·

- 3 Enczuket wird ich oft so hart /  
daz ich wën an der selben vart / |  
ich seh dich libstesz frëulin zart /  
vor mir gepildet schon von art / |  
5 gar weiblich stan · daz ich denn han ·  
den wan · ym sey also / vnd | pin gar fro /  
in herczen grund · zu stund /  
so mir entwischet dein | figur /  
das wirtd dem armen herczen vil zesur /  
10 ez mant mich | an dy libsten zeit /  
y herter ez ym leit /  
wann dein belangen · hat | gevangen  
mich bis du tröstest mein ellend ·

Das jst der pumhart darzu ·

### Weltlich

Das Nachthorn, und ist gut zu blasen

- 1 Zartliebste Frau, in Lieb und Acht,  
wünsch mir eine lieblich frohe Nacht:  
Wenn mein Herz so deine Treu betracht',  
gibt das Freude all meiner Kraft und Macht,  
zu stetem Sinn. Weil ich jetzt bin  
dahin, elend und einsam, und keinen will,  
zu trösten mich – nur dich!  
Mit Sehnen nehme ich dem Schlaf die Kraft,  
daß ich die Nacht gar viel an dich nur denk.  
Süße Träume, die machen mich so erregt,  
daß ich mir wünsche bloß das Heil,  
daß ich schlafen sollt, ohne schelten,  
in solcher lieber Sache ohne End.

- 2 Meins Herzens Begehren läßt dich nicht allein,  
darum wünsch ich mehr als zweimal,  
daß dir auch träumen soll, von mir,  
wie ich so fröhlich wär bei dir,  
doch nur im Guten, wies dir zumut ist,  
behutsam, ans Herz geschmiegt und schön gedrückt,  
in Ärmlein weiß, mit allem Fleiß,  
und daß du minnigliche Dirn  
in süßem Schlaf die herzensliebsten Birn  
umfingest, ganz nach meinem Willen,  
als wenn ich selbst da wäre –  
in diesen Sachen sollt erwachen  
mein Herz sollt fröhlich sein, und zwar behend.
- 3 So heftig werd ich oftmals hingerissen,  
daß ich bei der Bewegung wähne,  
ich seh dich, liebstes Fräulein zart,  
vor mir, wie ein schönes Bild,  
so ganz weiblich stehen, daß ich dann hab  
die Wahnvorstellung, dem sei grad so, und bin so froh  
im Herzensgrund in dem Moment  
da entwischt mir die Figura,  
das wird dem armen Herzen allzu sauer.  
Es gemahnt mich an die Liebstenzeit  
je mehr es auf ihm lastet.  
Denn nach dir verlangen hat mich gefangen,  
bis du mir tröstest mein Elend.

Das ist der Bordun dazu<sup>17</sup>

<sup>17</sup> In der Mondsee-Wiener Liederhandschrift (D) folgt hier die entsprechende Begleitmusiknotation auf zwei vierlinigen Notenzeilen.

## Das Hildebrandslied

(diaphane Übersetzung: Sommersemester 2011)<sup>1</sup>

Ich (ge)hörte das sagen, daß sich Urheißer [Herausforderer] [all]ein mühten,  
Hiltibrant und Hadubrant, unter Heeren zweien,  
sohn-vaterlich, ihre Rüstung richteten,  
garten sie ihre Kampfhemden, gürteten sich ihre Schwerter an,  
5 Helden, über Ringe, da sie zu diesem Kampf ritten.  
Hiltibrant bedeutete, Heribrants Sohn, –  
er war der hehrere Mann,  
[des] Lebendigen [der] Klügere – er [zu] fragen [an]stand,  
[mit] wenigen Worten, wer sein Vater wäre  
10 [der] Lebendigen im Volke.  
„Oder welches Geschlechtes du seist.  
Falls du mir einen sagst, ich mir die andern weiß,  
Kinder im Königreich. Kund ist mir alles (Irmin)Volk.“  
Hadubrant bedeutete, Hiltibrants Sohn:  
15 „Das sagten mir unsere Leute, alte und kluge, die eherhin waren,  
daß Hiltibrant heiße mein Vater.  
Ich heiße Hadubrant.  
Früher er ostwärts weitete, floh er Odoakers Neid,  
[von] hinnen mit Theoderich und seiner Degen viel.  
20 Er (ver)ließ im Lande gering [lütt] sitzen  
Braut im Bau(er), Kind un[er]wachsen,  
22 erbelos. Er ritt ostwärts [von] hinnen.  
25 Er war Odoaker unmäßig feind [zornig?].  
26 [Der] Degen [ge]deihlichster[?] gedachte sich zu rächen.  
23 Dessen (sich) [dem] Theoderich [Be]dürf[nisse] [ent]standen  
24 Vaters meines. Das war so ein freundloser Mann.  
27 Er war je [des] Volks [am äußersten] Ende, ihm war je Fechten [nur] zu lieb;  
kund war er kühnen Männern.  
Nicht wähne ich, [daß er] je Leben habe.“ „Weise du, (Irmin)Gott“,  
30 sagte Hiltibrant, „oben vom Himmel,  
daß du nie zuvor mit solch [ver]sipptem Mann [Streit]Sache leitetest.“

<sup>1</sup> Textordnung nach: Althochdeutsche poetische Texte, Althochdeutsch/Neuhochdeutsch, ausgewählt, übersetzt und kommentiert von KARL A. WIPF, Stuttgart (Philipp Reclam jun.) 1992, S. 150ff. In runden Klammern ( ) sind neuhochdeutsch vermiedene Elemente, in eckigen Klammern [ ] neuhochdeutsche zusätzliche Erklärungen.

Wand er da vom Arme [ge]wundene Bogen,  
 [aus] Kaiserlingen getan, so sie ihm der König gegeben,  
 [der] Hunnen Häuptling. „Daß ich dir es nun bei Hulden gebe.“  
 35 Hadubrant andeutete, Hiltibrants Sohn:  
 „Mit [dem] Ger soll man Gabe empfangen  
 Spitze [Ort] wider Spitze.  
 Du bist dir [ein] alter Hunne, unmäßig durchblickend,  
 spinnst mich [ein] mit deinen Worten, willst mich mit deinem Speer werfen.  
 40 Bist also gealterter Mann, wie du ewigen Unwitz [im Sinn] führtest.  
 Das sagten mir See-Leidende [Fahrende]  
 westwärts über die Wandalen- See, daß ihn [der] Kampf [hin]wegnahm.  
 Tot ist Hiltibrant, Heribrants Sohn.“  
 Hiltibrant andeutete, Heribrants Sohn:  
 45 „Wohl [er]sehe ich in deiner Rüstung, daß du hast [da]heim [einen] Herren  
guten,  
 daß du noch bei diesem Reich [Exil]Recke nicht wurdest.  
 Wohlan nun, waltender Gott“, sagte Hiltibrant, „Wehwerdung [ge]schieht!  
 Ich wallte [der] Sommer und Winter sechzig außer[half von meinem] Land,  
 wo man mich je [ein]scharte in [das] Volk [der] Schießenden.  
 50 So man mir bei Stadt einziger [den] Tod nicht [be]festigte.  
 Nun soll mich süßes Kind [mit dem] Schwert [zer]hauen,  
 breit[?schlag]en mit seiner Axt, oder ich ihm zum Töter werden.  
 Doch [ver]magst du nun wie nichts – falls dir deine Tapferkeit taugt –  
 in solch hehrem (alten) Mann Rüstung gewinnen,  
 55 Raub errachen, falls du dazu ein Recht hast.  
 der sei doch nun [der] Ärgste“, sagte Hiltibrant, „[der] Ostwärtsleute,  
 der dir nun [des] Kampfes weigere [warne], nun dich des so wohl gelüftet  
 [nach] Kampf gemein[sam]em. Erprobe, dieser Kampf,  
 welcher [von beiden] sich heute der Rüstungen begeben (räumen) muß  
 60 oder dieser Brünnen beider walten.“  
 Da ließen sie erst Eschen[speere] schreiten  
 [in] scharfen Schauern, daß [sie] in den Schilden standen.  
 Dann [brachten hervor in] Stufen zusammen ein Gewühl [die] Borde [die]  
lauten,]  
 oder: Dann stapften [sie] zusammen – Stein[?]Borde klangen [lauteten],  
 oder: Dann [brachten sie hervor in] Stufen zusammen ein Gewühl – Borde klangen  
[lauteten],  
 hieben harmvoll weiße Schilde,  
 65 und ihnen ihre Linden[schilde] lütt wurden,  
 [zer]kämpft mit [den] Waffen ...

**Das Schneekind**  
(10. Jahrhundert)  
(übersetzt 1998)<sup>1</sup>

Modus liebinc

Hergewandt! Vernehmt, alle Völker, das Ridiculum  
und hört, auf welche Weise  
eine Frau einen Schwaben und dieser selbst dann jene betrogen habe.  
Ein Schwäblein, Bürger von Konstanz, der übers weite Wasser  
große Güter per Schiff transportierte,  
ließ zu Hause eine laszive Ehefrau zurück.

Kaum zerschneidet es durch den Ruderer das triste Meer,  
siehe, nachdem ein Wetter aufgestiegen war,  
stürmt die Flut heran, streiten Winde miteinander, erheben sich Fluten,  
und dann endlich setzte der Südwind den umherirrenden  
Heimatlosen an einem fernen Strand aus.  
Und inzwischen ist die Ehefrau zu Hause nicht müßig:  
Mimen! Jünglinge folgen:  
diese empfing sie fröhlich, ohne an den Mann fern der Heimat zu denken,  
und in der nächstbesten Nacht schwanger, gebar sie einen unrechten Sohn am rechten  
Tag.

Als zwei Jahre vergangen waren,  
kehrt besagter Heimatloser zurück.  
Die untreue Ehefrau läuft ihm entgegen,  
schleppt mit sich das Knäblein.  
Als die Küsse getauscht, sagt der Ehemann zu ihr:  
„Von wem,“ sprach er, „hast du denn  
diesen Knaben, sag, oder du wirst das Äußerste erleiden!“  
Und jene, in Angst vor ihrem Mann,  
denkt sich Lügen für alles aus.  
„Mi...“, schließlich, „mi.., mein Mann,“ sprach sie,  
„es war einmal in den Alpen,  
mich dürstete und ich löschte den Durst mit Schnee.“

<sup>1</sup> Text nach: Deutsche Schwankliteratur, herausgegeben von WERNER WUNDERLICH, Band I, Vom frühen Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert, Frankfurt am Main (Fischer Taschenbuch Verlag) 1992, S. 14-17.

Davon wurde ich schwanger  
und brachte – ach verfluchte Frucht – diesen Knaben zur Welt.“

Nach dem vergingen fünf Jahre und mehr  
und der unstete Kaufmann legte wieder die Ruder ein,  
bessert das beschädigte Schiff aus,  
heißt die Segel und führte den aus Schnee Geborenen mit sich.  
Als das Meer überquert war, führte er den Fremdgeborenen hinaus,  
und indem er ihn einem Kaufmann für Bargeld überläßt,  
erhält er hundert Pfund,  
und nachdem er das Kind verkauft hat, kehrt er reich gesegnet zurück.

Und als er sein Haus betreten, sagt er zu seiner Frau:  
„Tröste dich, liebes Weib, tröste dich, meine Teure!  
Den du geboren hast, den habe ich verloren,  
den, den du selbst nicht mehr geliebt hast als ich.  
Als ein Wetter sich erhoben hat, trieb uns die Wut des Windes  
auf seichte Sandbänke, wo wir schon ganz erschöpft waren,  
und alle von uns dörnte schwer  
die Sonne aus: und da ist der Schneegeborene zerflossen.“  
So hat der Schwabe mit der treulosen Ehefrau sein Spiel getrieben,  
so hat Betrug Betrug besiegt,  
denn den der Schnee zeugte, den hat ganz richtig die Sonne geschmolzen.

Hartman von Aue  
**Gregorius**  
(ca. 1995)<sup>1</sup>

Wie oft hat mein Herz  
meine Zunge bezwungen,  
daß sie viel von dem gesprochen hat,  
das nach dem Lohn der Welt geht;  
5 das rieten ihm die unbedarften Jahre.  
Nun aber weiß ich das für gut und wahr:  
Wenn einer mit der Hilfe des Höllenschergen  
sich mit seiner Jugend tröstet  
und auf den Trost hin sündigt,  
10 wie ihn die Jugend reizt,  
und er sich dabei überlegt:  
„Du bist noch ein junger Mensch!  
Für all deine Missetat  
da wird noch viel gute Hilfe –  
15 du wirst sie im Alter ordentlich büßen!“ –  
der überlegt anders als er soll.  
Dem wird das leicht vergehen,  
denn ihm wird seine Absicht verhindern  
die Not des Gesetzes,  
20 wenn der bitterliche Tod  
die frühere Überlegung rächt  
und ihm das Alter abbricht  
mit einem schnellen Ende.  
Der, fern von aller Gnade,  
25 hat dann den böseren Teil erwählt.  
Und wäre er noch einmal geboren,  
von Adam her, zusammen mit Abel,  
und sollte ihm seine Seele  
bleiben ohne einen Schlag von Sünde  
30 bis an den jüngsten Tag,  
so hätte er nicht zuviel gegeben  
um das ewige Leben,

<sup>1</sup> Übersetzter Text: HARTMANN VON AUE, Gregorius, herausgegeben von HERMANN PAUL, 13., neu bearbeitete Auflage, besorgt von BURGHART WACHINGER, Tübingen (May Niemeyer) 1984.

das keinen Anfang hat  
und das auch nimmermehr vergeht.

35 Aus dem Grund wollt ich mich gern bereit finden,  
die Wahrheit zu sprechen,  
auf daß Gottes Wille geschehe,  
und auf daß die große, schwere Last  
der sündhaften Bürde  
40 um ein Teil geringer werde,  
die ich in meinem müßigen Tun  
mit Wörtern auf mich geladen habe.  
Denn daran zweifle ich nicht:  
Wie uns Gott an einem Menschen  
45 als wahr und wahrhaftig gezeigt hat,  
so ward niemals die Missetat eines Menschen  
in dieser Welt so groß,  
daß er ihrer nicht ledig und bloß werden könnte,  
wenn sie ihn nur von Herzen reut  
50 und er sie nicht von Neuem begeht.

Der, von dem ich nun erzählen will,  
dessen Schuld war so groß und viel,  
daß sie kaum anzuhören ist;  
es gibt aber einen Grund,  
55 weshalb man nicht wagen soll, sie zu verschweigen:  
Daß daran nämlich die Wahrheit erkenne  
all das sündige Volk,  
dem der Teufel in seiner Falschheit  
auf den Weg der Hölle verhalf –  
60 wenn einer von ihnen den Willen hat,  
die Kinder Gottes zu mehren  
und selber umzukehren  
auf der Straße der Seligkeit,  
so daß er das Zweifeln aufgebe,  
65 das so manchen versinken läßt.  
Wer sich überlegt,  
was an kapitaler Missetat  
er doch wahrscheinlich einiges hat,  
der handelt gegen das Gebot,  
70 wenn er an Gott zweifelt,

daß der sich nicht um ihn kümmerge,  
wenn er Gnade sucht,  
und sich nicht traut, zu ihm zu kommen.  
Dann hat ihm der Zweifel  
75 den Zins der Reue geraubt.  
Das ist das wahre Zutrauen,  
das er Gott gegenüber haben sollte:  
Buße nach Beichte aushalten!  
Denn was da süß und doch so bitter ist,  
80 zwingt seine Füße  
auf den Weg, den die meisten gehen –  
der hat keine Steine und keine Engstellen,  
kein Moor, Gebirge noch Wald,  
der hat's weder zu kalt noch zu heiß<sup>2</sup> –  
85 man reist dort ohne Not für Leib und Leben –  
und geleitet in den ewigen Tod.  
Hingegen ist die Straße der Seligkeit  
in gleichem Maße  
rauh wie auch eng.  
90 Auf der muß man in ihrer ganzen Länge  
pilgern und klettern,  
waten und schwimmen,  
bis daß sie hin geleitet,  
an der Stelle, wo sie gut und breit wird,  
95 aus dieser Fremde hinaus,  
an ihr überaus süßes Ende.

Auf eben diesen Weg geriet ein Mensch.  
Zur rechten Zeit  
entrann er der Gewalt der Mörder.  
100 Er war in ihren Wald geraten;

<sup>2</sup> Im Text ist die Reihenfolge heiz – kalt; ich habe umgestellt, um den Reim auf Wald zu vermeiden. Eine gereimte Übersetzung ist unmöglich. Ein zufällig sich ergebender neuhoch-deutscher Reim würde ein Gewicht erhalten, das der Stelle nicht zukommt. Ich unternehme grundsätzlich einige Anstrengung, um solche Reime zu vermeiden. An anderen Stellen etwa: Ich verwende ein dem Mittelhochdeutschen gut entsprechendes neuhochdeutsches Wort nicht und ersetze es durch ein nicht-verwandtes Synonym, wenn damit ein Reim verhindert werden kann. – Allerdings: Von dieser Rigidität bin ich wieder abgekommen – vielleicht von der Lyrik beeinflusst. Wenn der Reim den Übersetzungskontext verfälscht, wird er vermieden.

dort hatten sie ihn niedergeschlagen  
und ihm frevelhaft entrissen  
aller seiner Sinne Kleider  
und hatten ihm angelegt  
105 die tiefen Wunden eines Märtyrers.  
Es war in diesem Augenblick  
die Armut seiner Seele sehr groß.  
So ließen sie ihn nackt  
und halb tot liegen.  
110 In der Zeit hatte ihm Gott nicht vorenthalten  
die Gewohnheit seiner Barmherzigkeit  
und sandte ihm diese zwei Kleider:  
Hoffnung und Furcht,  
die Gott selbst gewirkt hatte,  
115 daß sie ihm ein Schirm wären,  
und allen Sündern.  
Furcht, daß er sterben,  
Hoffnung, daß er nicht verderben würde.  
Furcht ließ ihn nicht dort liegen bleiben,  
120 doch wäre er wieder zu Boden gesunken,  
wenn ihn nicht die Hoffnung  
so leicht gemacht hätte,  
daß er doch schwebend-schwankend saß.  
Und mehr noch stärkte ihn  
125 sein geistliches Vertrauen,  
vermischt mit der trauervollen Reue.  
Sie taten ihm viel Gutes  
und reinigten ihn, wo er mit Blut beschmiert war.  
Sie gossen ihm in seine Wunden  
130 Öl und auch Wein.  
Diese Salbung ist linde und tut doch weh:  
Das Öl die Gnade, der Wein das Gesetz –  
dies muß der Sünder haben,  
so wird ihm Heilung von seiner Krankheit.  
135 So hob ihn also bei seiner Hand  
die Gottes-Gnade, wie sie ihn aufgefunden hat,  
auf ihre sanfte Achsel,  
und trug ihn heim, um sich um ihn zu kümmern.  
Da wurden ihm verbunden  
140 die Wunden, die ihm tief ins Fleisch gingen,

so daß er ohne Narben genas  
und später ein wahrer Kämpfer war,  
einzigartig in aller Christenheit.  
Noch habe ich Ihnen nicht gesagt,  
145 welcher Art die Wunden gewesen sind,  
von denen er kaum genesen ist,  
wie er die Wunden empfing  
und wie er sie überlebte  
und dabei den ewigen Tod vermied.  
150 Es ist notwendig, das zu hören  
und sich zu merken, für alle,  
die da verschüttet worden sind  
unter bergschwerer Schuld:  
Wenn einer zu Gottes Huld  
155 trotz allem zurückkehrt,  
daß Gott bereit ist, in zu empfangen.  
Denn seiner Gnade ist so viel,  
daß er das auf keinen Fall will,  
und es ganz und gar verboten hat,  
160 daß man wegen irgendeiner Missetat  
irgendwelchen Zweifel an ihm bestehen läßt.  
Es gibt niemals irgendeine Sünde,  
deren man nicht mit Reue  
ledig und ganz neu werden könnte,  
165 schön und rein –  
außer und allein durch den Zweifel.  
Der ist eine tödliche Galle  
zum ewigen Fall,  
den niemand zu versüßen vermag,  
170 noch Gott gegenüber abzubüßen.

Der diese Erzählung berichtet  
in einem Gedicht auf Deutsch,  
das war von Aue Hartman.  
Hie heben nun von Anfang an  
175 die seltsamen Neuigkeiten  
von dem guten Sünder.

Es gibt ein welsches Land,  
das heißt Aquitanien

und liegt unweit des Meeres.  
180 Der Herr eben dieses Landes  
bekam von seiner Frau  
zwei Kinder, die an Gestalt  
nicht schöner hätten sein können:  
einen Sohn und ein Töchterchen.  
185 Die Mutter der Kinder starb,  
kaum daß sie ihnen das Leben geschenkt hatte.  
Als die Kinder  
zehn Jahre alt geworden waren,  
packte der Tod auch den Vater.  
190 Als er sein Kommen angekündigt hatte,  
so daß er ihn aufs Lager warf,  
wo er in seiner Krankheit erkannte,  
daß ihm der Tod bevorstand,  
da tat er, was die Weisen tun:  
195 Augenblicklich schickte er  
nach den Besten das Landes,  
zu denen er Vertrauen hatte,  
und wollte ihnen anbefehlen  
seine Seele und auch die Kinder.

200 Als sie nun vor ihn gekommen sind,  
Blutsverwandte und Dienstmannen,  
da sah er seine Kinder an.  
Die waren ganz gleicher Maßen  
so recht wonnevoll  
205 geraten von Gestalt,  
daß auch ein hartes Weib  
ein Lächeln überkommen hätte,  
wenn sie sie hätte ansehen müssen.  
Das machte seinem Herzen  
210 gar bitteren Schmerz.  
So groß ward der Jammer des Herrn,  
daß ihm der Augen Regen niederfloß  
auf die Bettbezüge.  
Er sprach: „Nun hilft alles nichts,  
215 ich muß von Euch scheiden.  
Dabei sollte ich mit Euch zweien  
jetzt erst alle Freude teilen

und in Wonne alt werden.  
Der Trost ist nun vergangen.  
220 Der Tod hat mich gefangen genommen.“  
Nun befahl er sie mit Handschlag  
den Herren des Landes,  
die seinetwegen dorthin gekommen waren.  
Großes Weinen ward hier gehört.  
225 Ihr Jammer, während sie Treue gelobten,  
schuf dort großen Schmerz.  
Alle, die dort waren,  
gebärdeten sich so,  
wie es die, die ihrem Herrn recht verbunden sind,  
230 um ihres lieben Herrn willen tun.

Als er die Kinder weinen sah,  
da sprach er zu seinem Sohn:  
„Sohn, warum weinst Du?  
Schließlich fällt Dir doch nun  
235 mein Land und mein großes Ansehen zu.  
Tatsächlich aber fürchte ich – und das tut sehr weh –  
für Deine schöne Schwester.  
Darüber ist mein Jammer so tief und fest  
und nun ist es zu spät, daß ich darüber zu klagen beginne,  
240 daß ich all mein Lebtag  
ihre Angelegenheiten nicht besser angeschafft habe –  
das ist nicht, wie ein Vater tun sollte.“

Er nahm sie beide bei der Hand,  
er sprach: „Sohn, sei nun ermahnt,  
245 daß Du in Zukunft festhältst  
die letzte Belehrung,  
die Dir Dein Vater gab.  
Sei getreu, sei beständig,  
sei freigiebig, sei demütig,  
250 sei tapfer und gleichzeitig voll Güte,  
hüte Deine gute Erziehung,  
gegen die Herren stark, gegen die Armen gut.  
Die Deinen sollst Du ehren,  
die Fremden an Dich ziehen,  
255 sei gerne bei den Weisen,

den Törichten flieh, wo er auch sei.  
Vor allen Dingen liebe Gott;  
richte alles wohl, nach seinem Gebot.  
Ich befehle Dir meine Seele  
260 und dies schöne Kind, Deine Schwester,  
Bewahre Dich gut an ihr  
und geh brüderlich mit ihr um,  
so wird Euer beider Schicksal gut sein.  
Gott, der sich meiner erbarmen soll,  
265 der geruhe, sich Euer beider anzunehmen.“  
Und hiermit legte sich ihm  
die Sprache und die Kraft des Herzens  
und es löste sich die Gemeinschaft  
der Seele und des Körpers.  
270 Hier weinten Männer und Frauen.  
Er bekam ein Leichenbegängnis,  
recht wie es sich für den Landesherren gehörte.

Nun, da diese hochmächtigen Kinder  
auf einmal beide Waisen sind,  
275 kümmerte sich der junge Herr  
sofort um seine Schwester  
und nahm sich ihrer an, so gut es ihm irgend möglich war  
und wie es seinem Treueschwur entsprach.  
Er erfüllte alles, wonach ihr der Sinn stand,  
280 mit Leib und Leben und mit Hab und Gut.  
Nie geschah ihr etwas von ihm, was ihr lästig war.  
Er nahm sich ihrer so an (und ich sage Ihnen wie:),  
daß er ihr nichts vorenthielt,  
was sie von ihm begehrte  
285 an Kleidern und sonstigem Wohlbehagen.  
Sie taten alle Dinge  
zusammen und gemeinsam,  
sie waren selten allein,  
sie weilten zu jeder Zeit  
290 Seite an Seite –  
und das war ihnen beiden recht –;  
sie trennten sich nicht  
bei Tisch noch sonst irgendwo.  
Ihre Betten standen so nahe zusammen,

295 daß sie einander sehen konnten.  
Man kann nichts anderes von ihm sagen,  
als daß er sich ihrer so gut annahm,  
wie das ein getreuer Bruder  
seiner lieben Schwester gegenüber soll.  
300 Noch fester war die Liebe,  
die sie ihm gegenüber hegte.  
Sie hatten alle Wonne miteinander.

Als diese Wonne und dies Wohlbehagen  
der Feind der Welt erblickte,  
305 der wegen seiner Überheblichkeit und seines Neids  
in der Hölle hinter versiegelten Toren liegt,  
da verdroß ihn ihrer beider Ansehen,  
denn es dünkte ihn allzu groß,  
und er offenbarte, was man von ihm gewohnt ist;  
310 denn ihm war schon immer und ist noch jetzt leid,  
wo jemand irgend Gutes geschieht,  
und er läßt nicht locker,  
bis er den Lauf der Dinge zu wenden vermag.  
So gedachte er ihnen zu pfänden  
315 ihre Freuden und ihr Ansehen,  
um, wenn irgend möglich,  
ihre Freude in Verlust zu verkehren.  
In der Liebe zu seiner Schwester  
trieb er ihn so weit,  
320 bis daß der junge Herr  
seine gute Treue umkehrte  
und seinen Sinn in Falsch verwandelte.

Das eine war die Liebe,  
die Verrat an seinen Sinnen übte,  
325 das zweite war die Schönheit seiner Schwester,  
das dritte war die Ehrabschneiderei des Teufels,  
das vierte war seine kindliche Jugend,  
die auf Seiten des Teufels gegen ihn stritt,  
bis er ihn darauf brachte,  
330 daß er wahrhaftig den Gedanken faßte,  
mit seiner Schwester zu schlafen.  
Alarm, oh Herr, Alarm,

über die Ränke des Höllenhunds,  
daß er uns auf solche Weise gefährlich wird!  
335 Warum läßt ihm Gott die Zügel schleifen,  
daß er so vielfältig-großen Hohn  
über sein Geschöpf bringt,  
das er doch nach sich selbst gebildet hat?

Als er durch des Teufels Treiben  
340 diese große Missetat  
zu tun in sich bewegte,  
ständig, Nacht und Tag,  
ging er liebreizender mit ihr um,  
als es vordem seine Gewohnheit war.  
345 Nun war das arglose junge Mädchen  
blind gegenüber einer solchen Liebe,  
und die Reine, in ihrer Unerfahrenheit,  
wußte nichts davon,  
wovor sie sich hätte hüten sollen  
350 und ließ ihm durchgehen, was immer er wollte.  
Nun gab sie der Teufel nie mehr los,  
bis sein Wille an ihnen zum Ziel kam.

Nun wartete er bis zu einer bestimmten Nacht,  
da die junge Dame  
355 unter der Decke ihres Schlafes lag.  
Ihr Bruder hatte keinen Schlaf gefunden.  
Er stand auf, von aller Weisheit verlassen,  
und schlich unhörbar leise  
zu ihrem Bett, wo er sie fand,  
360 und hob die Bettdecke  
auf, darauf besonnen,  
daß sie nichts davon bemerkte,  
bis er darunter zu ihr kam,  
um sie in seine Arme zu nehmen.  
365 Oh weh, was wollte er darunter?  
Wirklich, er hätte besser für sich allein gelegen!  
Es waren allen beiden  
die Kleider abgenommen  
bis zum Betttuch.  
370 Als sie langsam erwachte,  
36

da hatte er sie umschlungen;  
ihren Mund und ihre Wangen  
fand sie wie festgeleimt an ihn,  
wie dort, wo der Teufel den Sieg erringen will.

- 375 Nun begann er sie vertraut zu liebkosen  
mehr als vor allen Leuten  
vordem seine Gewohnheit gewesen war.  
Hieran verstand sie,  
daß es ein Ernst sein sollte.
- 380 Sie sprach: „Wie nun, mein Bruder?  
was willst Du anfangen?  
Laß Dich von Deinen Sinnen  
durch den Teufel nicht abbringen!  
Was bedeutet dieses Ringen?“
- 385 Sie dachte bei sich: „Schweig ich still,  
so ergeht des Teufels Wille  
und ich werde die Frau meines Bruders;  
werde ich hingegen laut,  
so haben wir für alle Zukunft
- 390 unser Ansehen verloren!“  
Und so ließ das Nachdenken sie säumen,  
bis er so lang mit ihr gerungen hatte –  
denn er war stark und sie allzu schwach –  
daß er es gegen den Willen der Guten
- 395 mit seinem Spiel zum Ende brachte.  
Das war nun allzu viel an Treue und Vertrautheit.  
Danach gab es keinen Laut mehr.  
So also ward sie in eben dieser Nacht  
schwanger von ihrem Bruder.
- 400 Das Luder der Teufelsverlockung  
begann sie immer mehr zu locken,  
so daß es ihnen mit dem Sündigen  
immer lieber zu werden begann.  
Sie verbargen es bis zu dem Moment,
- 405 wo die Dame begriff,  
was die Frauen ganz schnell tun,  
daß sie schwanger sei.  
Da ward ihr die Freude schwer,

denn es ließ sich nicht verhehlen:  
410 Man sah, daß sie betrübt war.

Das Schicksal dieser Verführung geschah ihnen  
aus allzu großer Intimität:  
Hätten sie die vermieden,  
so wären sie diesem Schicksal entgangen.  
415 Nun sei damit gewarnt  
ein jeglicher Mann,  
daß er mit Schwester und Cousine  
nicht allzu intim werde.  
Es reizt das zu Ausschweifungen,  
420 die man nur verfluchen kann.

Als nun der Junge  
solche Veränderung  
an seiner Schwester sah,  
nahm er sie beiseite und sprach:  
425 „Allerliebste Schwester, sage mir,  
Du bist so betrübt, was bringt Dich so durcheinander?  
Ich hab an Dir wahrgenommen:  
die Trauer hat Deinen Teint ganz verändert –  
das bin ich bei Dir nicht gewohnt.“  
430 Nun fing sie darüber an,  
von Herzen zu seufzen.  
Angstvollen Schmerz  
zeigte sie in den Augen.  
Sie sprach: „Es ist nicht zu leugnen,  
435 die Trauer-Qual weicht nicht von mir.  
Ich bin zweifach tot:  
an der Seele und am Leib.  
Oh weh, ich arme Frau!  
Wozu ward ich geboren?  
440 Denn durch Dich habe ich  
Gott verloren und auch die Menschen.  
Die Schandtät, die wir bis heute  
vor der Welt verheimlicht haben,  
die will nun nicht mehr verborgen bleiben.  
445 Ich werde mich wohl hüten, davon zu reden,  
aber das Kind, das ich hier trage,

das macht es den Menschen kund.“  
Von dem Augenblick an half da nun der Bruder  
seiner Schwester trauern.

450 Ja, sein Jammer ward noch größer.

Mit diesem ungewünschten Geschenk  
zeigte auch Madame Liebe,  
was sie gewöhnlich so schwer macht:  
Sie macht einem nach der Liebe Leiden.

455 Gerade so ist ihnen der Honigtrank  
mit Galle aufgeköcht.  
Er begann voll Schmerz zu weinen,  
das Haupt zu stützen  
mit der Hand, so trauervoll  
460 wie einer, den die Sorge übermannt hat.  
All sein Ansehen stand auf dem Spiel.  
Und doch klagte er mehr noch  
über die Last seiner Schwester  
als über sein eignes Leid.

465 Die Schwester sah ihren Bruder an;  
sie sprach: „Verhalte Dich wie ein Mann!  
Laß Dein weibisches Weinen –  
das kann uns leider nicht helfen –  
und schaff uns irgendwie Hilfe:  
470 Wenn wir schon durch unsere Schandtät  
ohne Gottes Huld sein müssen,  
daß doch unser Kindlein  
nicht mit uns zusammen verloren ist,  
daß es nicht drei werden, die da fallen!  
475 Auch ist uns doch oftmals gepredigt worden,  
daß ein Kind niemals  
die Schuld seines Vaters mitträgt.  
Ja wahrlich, es soll Gottes Huld  
nicht dadurch verloren haben,  
480 daß wir für die Hölle geboren sind,  
weil es an unserer Schandtät  
nicht den geringsten Anteil von Schuld hat.“

Nun begann sein Herz hin und her zu springen  
in vielerlei Gedanken.

485 Eine Weile saß er schweigend da.  
Er sprach: „Schwester, halt an Dich!  
Ich habe Hilfe für uns gefunden,  
die uns zustatten kommen wird,  
um unsere Schande zu verbergen.  
490 Ich hab in meinem Land  
einen hochweisen Mann,  
der uns wohl zu helfen weiß.  
Von dem weiß ich durch meinen Vater,  
der mich auf seine Gelehrsamkeit wies,  
495 als er auf den Tod darniederlag,  
denn er selber hat sich auch auf dessen Hilfe verlassen.  
Den wollen wir uns helfen lassen.  
Ich weiß wohl, daß er vertrauenswürdig ist.  
Wenn wir dem folgen, was er uns lehrt,  
500 dann bleibt uns unser Ansehen erhalten.“

Die Dame ward froh über die Aussicht auf Hilfe.  
Zwar kam nur so viel Freude in ihr auf,  
wie ihr zur Zeit möglich war –  
wirklich ganze Freude lernte sie nicht mehr kennen.  
505 Was ihr früher Trauer hieß,  
als sie noch ganz unbeschwert war  
das war jetzt bestenfalls ihre Freude.  
Aber sie ließ wenigstens das Weinen,  
die Vorstellung von Hilfe behagte ihr außerordentlich.  
510 Sie sprach: „Der uns da helfen soll,  
Bruder, schick beizeiten nach ihm,  
den mein Tag liegt nicht mehr fern!“

Nun schickte man schnell nach ihm,  
der Bote brachte ihn umgehend.  
515 Nun bekam er einen schönen Empfang.  
Man ging beiseite  
in eine Kemenate.  
Dort baten sie ihn um seine Hilfe.  
Der Jüngling sprach folgender Maßen:  
520 „Ich habe nicht etwa wegen einer Lappalie

nach Dir schicken lassen.  
 Ich kenne nun niemanden  
 von allen, die zur Zeit in meinem Lande wohnen,  
 zu dem ich so viel Vertrauen hätte.  
 525 Da Gott Dir so großes Ansehen gegeben hat –  
 er gab Dir Treue und alle Möglichkeiten zu helfen –  
 so laß uns den Nutzen davon haben.  
 Wir wollen uns Dir offenbaren  
 in einer sehr intimen Angelegenheit,  
 530 die uns sehr unangenehm ist  
 und bei der es um all unser Ansehen geht,  
 wenn Du uns nicht mit Deiner Hilfe  
 um Gottes Willen davon befreist.“  
 So warfen sie sich beide  
 535 weinend zu seinen Füßen.  
 Er sprach: „Herr, diese Begrüßung  
 dünkt mich übertrieben,  
 selbst wenn ich Ihnen ebenbürtig wäre!  
 Stehen Sie auf, Herr, um Gottes Willen,  
 540 lassen Sie Ihr Gebot hören,  
 das ich niemals brechen werde,  
 und geben Sie Ihrer Rede ein Ziel.  
 Sagen Sie mir, was Sie bedrückt.  
 Ich bin unter Ihrer Herrschaft geboren,  
 545 ich helfe Ihnen, so gut ich kann,  
 daran müssen Sie keinen Zweifel haben.“

Nun machten sie ihn mit ihrer Angelegenheit bekannt.  
 Im Augenblick half er ihnen  
 über ihr Leid weinen –  
 550 er hatte sie beide sehr lieb –  
 und tröstete sie so herzlich,  
 wie man das für einen Freund in seinem Leid erwarten kann,  
 das einem niemand abnimmt.  
 So sprach der Bub zu dem Weisen:  
 555 „Herr, nun schaff uns Hilfe,  
 die das Übel an der Wurzel packt,  
 wenn es jetzt an die Zeit geht,  
 daß meine Schwester niederkommt:  
 Wo soll sie das Kind gebären und selbst am Leben bleiben,

560 ohne daß die Geburt publik wird?  
Nun überlege ich, ob ich nicht  
die Zeit über fern von meiner Schwester wohnen soll,  
außer Landes,  
damit unser beider Schande  
565 um so mehr geheim bleibt.“

Der Weise sprach: „Ich will mit folgendem Rat helfen:  
Die Verwalter Ihres Landes,  
die Jungen wie die Alten,  
sollen Sie an Ihren Hof befehlen,  
570 und alle, die damals Ihrem Vater beistanden.  
Sie sollen ihnen offenbaren,  
daß Sie eben jetzt um Gottes Willen  
zum Heiligen Grab reisen wollen.  
Erbitten und verlangen Sie von uns,  
575 daß wir der Herrin Treue schwören –  
niemand wird auf die Idee kommen, das abzuschlagen –  
daß das Land in ihrer Obhut bleibe,  
so lange Sie unterwegs sind.  
Da büßen Sie Ihre Sünde  
580 wie Gott das von Ihnen verlangt.  
Der Leib hat gegen ihn gehandelt,  
der soll ihm nun auch die Buße geben.  
Und wenn Sie dort der Tod packt,  
so braucht es unbedingt diesen Eid,  
585 daß sie unsere Herrin sein soll.  
Befehlen Sie sie in meine Treue,  
vor all den Herren –  
das muß ihnen nur angenehm sein,  
denn ich bin der Älteste von ihnen  
590 und auch der mächtigste –  
und ich nehme sie mit mir nach Hause.  
Ich schaffe ihr alle Bequemlichkeit,  
daß sie ihr Kind so zur Welt bringt,  
daß niemand etwas davon bemerkt.  
595 Gott schicke Sie wieder heim, Herr,  
ich habe grenzenloses Zutrauen zu ihm.  
Bleiben Sie aber unterwegs,  
so fällt Ihnen Gottes Segen zu.

Ich rate dringend davon ab,  
600 daß sie wegen dieser Schandtät  
etwa die Welt flieht  
und sich dem Lande entzieht.  
Wenn sie dem Land bleibt,  
kann sie ihre Sünde und Schande  
605 nur um so besser büßen.  
Sie kann dem Armen ihren Gruß entbieten  
mit Hab und Gut und ihrer guten Absicht,  
wenn sie bei ihrem Hab und Gut bleibt.  
Fehlt es ihr an Hab und Gut,  
610 so hat sie nichts als eine gute Absicht.  
Nun, was vermag dann ihre gute Absicht  
für jemand zu bewirken, ohne Hab und Gut?  
Was taugt die gute Absicht ohne Hab und Gut  
oder was taugen Hab und Gut ohne gute Absicht?  
615 Sicher, ein bißchen bewirkt die gute Absicht ohne Hab und Gut,  
besser aber sind Hab und Gut und gute Absicht.  
Deshalb dünkt es mich gut,  
wenn sie Hab und Gut und gute Absicht behält.  
So vermag sie mit dem Hab und Gut  
620 zu vollbringen, was die gute Absicht will,  
so mache sie es Gott recht mit guter Absicht,  
mit Leib und Leben und mit Hab und Gut.  
Zu solcher guten Absicht möchte ich Euch verhelfen.“  
Dieser hilfreiche Rat dünkte sie beide gut,  
625 und also folgten sie unverzüglich  
seinem guten Rat.

Als die Herren, die über das Land saßen,  
zum Hofe beschieden wurden,  
als sie vor ihren Herrn kamen  
630 und seine Worte vernahmen,  
folgten sie seiner Bitte sogleich.  
Dem Alten befahl er an Ort und Stelle  
seine Schwester zu treuen Händen.  
Und so gedachte er, sein Land zu verlassen.  
635 Die Schätze, die ihnen ihr Vater hinterlassen hatte,  
wurden mit ihr hier und jetzt geteilt.

So also trennten sich beide  
mit großem Herzeleid.  
Wenn sie nicht Gott gefürchtet hätten,  
640 so hätten sie für alle Zukunft lieber den Spott der Welt  
erduldet als diese Trennung.  
Man hätte bei allen beiden  
dort großen Jammer sehen können.  
Möge doch mir niemals geschehen  
645 ein der Maßen großes Ungemach,  
wie es den beiden Liebenden zum Schicksal wurde,  
als sie sich trennen mußten!  
Wahrlich, es war für beide  
die Freude so rar geworden  
650 wie das Eis dem Feuer.  
In gegenseitiger Treue ging eine Verwandlung vor sich,  
als sie sich hier trennen mußten:  
Sein Herz folgte ihr, als sie davonging,  
das ihre blieb ständig bei dem Mann.  
655 Es war unausweichlich: Die Trennung tat ihnen weh!  
Sie sahen einander nimmermehr.

Nun führte dieser weise Mann  
seine junge Herrin davon  
in sein Haus, wo für sie bereit stand  
660 großes Hab und Gut und alle Bequemlichkeit.  
Nun war aber die Dame des Hauses eine Frau,  
die ihre Sinne, ihren Leib, ihr Leben  
in Gottes Dienst gegeben hatte;  
keine Frau hätte ein besseres Leben führen wollen.  
665 Die half ihnen in aller Zuverlässigkeit, geschickt, wie ein Dieb in der Nacht,  
die Kümernisse ihrer Herrin zu verbergen,  
so wie man es von einer Frau mit ihren Fähigkeiten erwarten konnte,  
so daß sie ihre Geburt zu einem guten Ende brachte  
und niemand etwas davon bemerkte.  
670 Es war ein Sohn, das Kind, das sie gebar,  
der gute Sünder,  
von dem diese Geschichten  
von allem Anfang an handeln.  
Es war ein wonniges Kind.  
675 Bei der Geburt des Kindes

hatte niemand sonst mitzureden  
als diese beiden Damen.  
Dann lud man den Hausherrn  
und als er das Kind betrachtet hatte,  
680 mußte er mit den Damen zugeben,  
daß noch nie ein Kind in diese Welt gekommen wäre,  
das man so gern hätte annehmen wollen.

Nun sannen sie also schnell  
miteinander über Rat und Hilfe,  
685 wie man es verbergen könnte.  
Sie sprachen, dies schöne Kindlein  
zu verlieren wäre ein gar großer Schade!  
Nun wäre es aber geboren  
mit der Maßen großen Sünden,  
690 daß – wollte es ihnen nicht Gott selbst kund tun –  
sie wahrhaftig nicht wüßten,  
was hier am besten helfen könnte.  
Sie überließen die Hilfe Gott,  
auf daß er sie vor allem falschen Tun  
695 in dieser Angelegenheit bewahrte.  
Dann mußten sie doch zum guten Erfolg gelangen,  
denn der geht niemals in die Irre,  
der sich so recht auf ihn verläßt.

Nun setzte sich ihnen der Gedanke fest,  
700 nichts wäre so gut für sie,  
wie wenn sie es aufs Meer hinaus schickten.  
Und das wurde auch nicht aufgeschoben:  
Der Hausherr machte sich heimlich auf  
und besorgte ganz unauffällig  
705 ein Fäßlein, sehr fest  
und zu diesem Zweck das beste,  
das irgend möglich war.  
Da wurde das schöne Kindlein  
unter manchen Tränen hineingelegt,  
710 drunter und drübergespreitet  
der Maßen teures seidenes Tuch,  
wie's niemand besser hat.  
Auch wurden zu ihm hinein

gelegt – so jedenfalls meine Information –  
715 zwanzig Markstücke aus Gold,  
damit sollte man es  
aufziehen, wenn es zu irgendeinem Land  
Gott je schicken wollte.

Man trug eine Tafel herbei  
720 für die Dame, die das Kind geboren hatte,  
die war von sehr gutem Elfenbein,  
schön verziert, wie ich das gelesen habe,  
mit Gold und mit Edelsteinen,  
wie ich jedenfalls noch nie  
725 eine von solchem Wert aufgetrieben habe.  
Darauf schrieb die Mutter,  
so weit das möglich war,  
was man von dem Kind wissen mußte,  
denn sie hatte die Hoffnung,  
730 daß es Gott solchen Leuten  
in die Hände bringen werde,  
die Gott an ihm erkannten.

Darauf stand so geschrieben:  
Es wäre von hoher Geburt,  
735 und die es geboren hätte,  
die wäre seine Vaterschwester,  
sein Vater wäre sein Mutterbruder,  
es wäre, um die Schandtät zu verhehlen,  
auf's Meer hinaus geschickt worden.  
740 Und weiter schrieb sie:  
daß man's taufen sollte  
und mit dem Gold aufziehen,  
und wenn sein Finder  
ein rechter Christ wäre,  
745 daß der ihm den Schatz vermehren  
und es auch die Bücher lehren sollte,  
ihm seine Tafel aufbewahren  
und das Geschriebene für ihn verwalten;  
würde je ein Mann aus ihm,  
750 daß er darauf lesen könnte  
all dies Geschick,

damit er nicht überheblich würde,  
und daß er in der Weise gut würde,  
daß er all sein Trachten  
755 von allem Anfang an Gott zuwende,  
und so Buße leistete zu jeder Stund,  
mit der Hilfe seiner Gottestreue,  
für die Schandtät seines Vaters,  
und daß er auch derer gedächte,  
760 die ihn zur Welt gebracht hätte –  
das hätten sie beide dringend nötig,  
um vor dem ewigen Tod bewahrt zu werden.  
Auf der Tafel nicht benannt wurden  
seine Leute und sein Land,  
765 von wo er geboren und was seine Heimat war –  
das sollte dafür gut sein, ihn im Verborgenen zu lassen.

Als der Brief so weit fertig war,  
da ward die Tafel  
zu ihm in das kleine Faß gelegt.  
770 Dann verschlossen sie dies  
mit solcher Sorgfalt,  
daß keinerlei Leid  
dem Kind geschehen konnte,  
nicht von Regen noch von Wind  
775 noch von der tödlichen Bedrohung durch die Wogen,  
auf seiner Wasserreise,  
wenigstens für zwei Tage oder drei.  
So trugen sie es also hin,  
bei der Nacht, ans Meer –  
780 früher, im Licht des Tages, wäre es ihnen nicht möglich gewesen.  
Dort fanden sie eine Barke,  
die niemand gehörte, und stark und fest,  
da legten sie unter großem Jammer  
diesen kleinen Schiffer hinein.  
785 Darauf sandte ihm der süße Christus,  
der noch besser als bloß gnädig ist,  
genau den richtigen Wunschwind:  
sie stießen ab, das Kind schwamm dahin!

Sie wissen ganz gut, daß ein Mensch,  
790 dem beides noch nicht zuteil geworden ist:  
das richtig Angenehme noch großes Herzeleid,  
dem ist der Mund nicht so vorbereitet,  
daß er richtig davon sprechen könnte  
wie der, dem das Gewohnheit ist.  
795 Ich bin von beidem getrennt,  
stehe dazwischen,  
weil mir keins von beiden je geschickt wurde:  
Angenehmes ward mir so wenig zuteil wie Ungemach,  
Mein Leben ist nicht übel und nicht gut.  
800 Deswegen kann ich nicht – wie ich eigentlich sollte –  
das Leid der Dame aufdecken,  
noch auch mit Worten hinreichen.  
Denn es wäre von dem, was sie beschädigt hatte,  
ein tausendfaches Herz mehr als überladen gewesen.

805 Der Leiden waren drei,  
die die Dame, ganz und gar allein,  
an ihrem Herzen trug.  
Dabei wäre jedes einzelne genug gewesen  
für das Herz so mancher Frau.  
810 Zum einen trug sie den Schmerz  
über die Schandtät, die sie begangen hatte,  
mit ihrem Bruder, den sie lassen mußte.  
Das andre war die Zerschlagenheit,  
als sie dem Kind das Leben geschenkt hatte und selbst am Leben geblieben war.  
815 Das dritte war die Furcht,  
die ihr der Jammer webte,  
um ihr liebes Kind,  
das sie den wilden Winden  
anbefohlen hatte auf dem Meer,  
820 und von dem sie nicht wußte, wie es ihm ergehen würde,  
ob's am Leben bliebe oder auf den Tod läge.  
Sie war zu großen Nöten geboren.  
Noch war es nicht ausgestanden  
mit diesen drei Leiden.  
825 Wenige Tage nahmen ihr Ende  
und ihr kam die böse Nachricht,  
und die größte Aufregung,

die ihr ihr Lebtag jemals zugestoßen war:  
daß ihr Bruder tot wäre.

830 Der Tod überkam ihn aus der Not seiner Sehnsucht.

Als sie sich von ihrem Bruder trennte,  
wie ihnen der Weise in seiner Hilfe geraten hatte,  
began er nun sogleich zu kränkeln –  
das Band der Liebe zwang ihn dazu –  
835 und er mußte seine Reise unterbrechen,  
die er um Gottes Willen auf sich genommen hatte.  
So fest ward ihm der Jammer  
nach seiner Schwester,  
daß es keinen Augenblick gab,  
840 zu dem er sich zu trösten wußte.  
Und so verdorrte ihm der Leib.  
Obwohl man doch behauptet, daß die Frauen  
mit größerem Schmerz lieben als die Männer.  
Dem ist nicht so, das wurde hier offenbar.  
845 Denn das Herze-Leid,  
das vor ihm da ausgebreitet wurde,  
war klein dagegen –  
bis auf die eine, einzige Liebe,  
die für ihn die Zielmarke des Todes war.  
850 Sie hatte vier davon und blieb am Leben!  
Ihn aber ergriff die Not der Sehnsucht  
und die Herzenstrauer warf ihn tot darnieder.

Diese Nachricht ward ihr kund getan,  
als sie zur Kirche gehen sollte,  
855 gerade drei Tage zuvor.  
Nun ging sie dahin in großer Klage  
und begrub ihren Bruder und ihren Mann.  
Als ihr nun das Land zugefallen war  
und dies als Nachricht erscholl  
860 überall ihm Lande,  
da war gar manch mächtiger Herr,  
nah und fern,  
die sie zur Frau beehrten,  
wegen ihrer hohen Geburt und wegen ihrer guten Figur,  
865 wegen ihrer Macht, ihres Reichtums und wegen ihrer Jugend,

wegen ihrer Schönheit und wegen ihrer Begabungen,  
wegen ihrer vornehmen Erziehung und wegen ihrer guten Eigenschaften  
und wegen all ihrer geistigen Fähigkeiten:  
so wäre sie gewiß eines guten Mannes wert gewesen –  
870 doch keinem wurde Erhörung gewährt.

Sie hatte sich für ihre Liebe erwählt,  
weiß Gott, einen zuverlässigen Helden,  
den teuersten aller Männer,  
der je ein Mann genannt wurde.  
875 Vor dem schmückte sie ihren Leib  
wie das eine liebende Ehefrau  
für ihren tüchtigen Mann soll,  
dem wohlzugefallen ihr einziges Begehren ist.  
Wie heftig es auch gegen jede Sitte geht,  
880 daß eine Frau um einen Mann bittet,  
so war sie doch ununterbrochen hinter ihm her,  
wo immer sie eine Gelegenheit fand –  
mit dem Herzen, jeden einzigen Augenblick,  
und ebenso mit dem Munde:  
885 Ich meine den gnädigen Gott.  
Seitdem des Teufels Hohn  
ihr seine Huld entrissen hatte,  
da hatte sie das nun in so schmerzliche Furcht versetzt,  
daß sie Freuden und Annehmlichkeiten  
890 um dieser seiner Huld willen entsagte,  
so daß sie Nacht und Tag  
beständig darum bemüht war,  
ihrem Körper Unsanftes zuzufügen.  
Mit Wachen und auch mit Beten,  
895 mit Almosen und mit Fasten  
ließ sie den Leib nie zur Ruhe kommen.  
Darin lag die wahre Trauer und Reue,  
die von allen Sünden frei macht.

Nun saß da ein Herr  
900 nicht weit von ihr,  
der war ihr sehr wohl ebenbürtig,  
adelig und mächtig.  
Der wendete alles darauf,

daß sie ihn zum Manne nähme.  
905 Und als er dem Recht entsprochen hatte  
mit Botschaft und Werbung,  
wie es sich für einen Freier gehörte,  
und sie ihn unter keinen Umständen wollte,  
da glaubte er, sie so gewinnen zu können:  
910 Mit Krieg und Bedrohung  
griff er sie unversehens an  
und verwüstete ihr das Land.  
Und er gewann ihr ab die besten  
Städte und ihre Festungen,  
915 bis er sie so gänzlich vertrieben hatte,  
daß ihr nicht mehr geblieben war  
als einzig ihre Hauptstadt.  
Die wurde auch so belagert,  
Tag für Tag, mit größter Wachsamkeit –  
920 wenn Gott, der Gütige,  
in seiner Gnade sich nicht unterstehen will,  
so muß sie auch diese verloren geben.

Nun verlassen wir die Erzählung an dieser Stelle  
und berichten,  
925 wie es dem Kind dieser Dame erging,  
das die wilden Winde  
dahin warfen, wohin es ihnen Gott befahl –  
ins Leben, oder in den Tod.  
Unser Herr, Gott, der Gütige,  
930 beschloß, es zu beschützen;  
durch seine Gnade hatte auch Jonas  
im Meer überlebt,  
der drei Tage und drei Nächte  
in den Wogen eingeschlossen war  
935 im Bauch eines Fisches.  
Er war des Kindes Amme,  
bis er's wohlauf und gesund  
an Land schickte.

In zwei Nächten und einem Tag  
940 kam es auf dem Schlag der Wogen<sup>3</sup>  
zu einem Eiland,  
so, wie Gott es dorthin geschickt hatte.  
Ein Kloster lag an dem Gestade,  
dem ein Abt im Geistes Gottes vorstand.  
945 Der hatte zwei Fischern befohlen,  
daß sie noch gut  
vor Tag auf dem Meer zum Fischen sein sollten.  
Da machte ihnen das Wetter schwer zu schaffen:  
Der Wind ward dermaßen groß,  
950 daß sie weder Kleines noch Großes  
zu fangen vermochten.  
Eilig wandten sie sich zur Umkehr.  
Auf der Rückfahrt  
fanden sie in den lebensbedrohlichen Elementen  
955 die Barke des Kindes tanzen.  
Nun wunderte sie in höchstem Maße,  
wie sie dahingekommen wäre,  
ohne jede Besatzung.  
Sie zogen sie so nahe heran,  
960 daß sie darin  
das kleine Faß liegen sahen.  
Sie hoben es heraus  
und legten es zu sich in ihr Schiff.  
Die Barke trieb leer dahin.

965 Die Windstöße wurden so groß,  
daß es denen auf dem Meer zu viel wurde.  
Sie hatten keine Gelegenheit gehabt,  
daß sie nachgesehen hätten,  
was in dem Faß wäre.  
970 Das war ihnen aber gleich,  
denn sie überlegten sich:  
Wenn sie es nach Haus gebracht hätten,  
würden sie in aller Ruhe nachsehen,  
worin ihr Fund bestand.

<sup>3</sup> slage stf., Schlag, (über die Vorstellung „Hufschlag“) Spur. Ich lese die Raumvorstellung des Reiters auf das Bild des Meeres übertragen.

975 Sie warfen ihre Gewänder drüber  
und pullten fest aufs Land zu.

Mittlerweile sahen sie den Tag aufziehen.  
Der Abt, der der Zellengemeinschaft vorstand,  
ging zur Kurzweil ans Meer,  
980 er allein, ohne Begleitung, und sonst niemand,  
und schaute nach den Fischern aus,  
ob sie Glück gehabt hätten.  
Da fuhren sie schon direkt auf in zu;  
den Abt dünkte das zu früh.  
985 Er sprach: „Wie ists gewesen?  
Habt Ihr etwas gefangen?“  
Sie sprachen: „Lieber Herr,  
wir waren allzu weit  
aufs Meer hinaus gefahren.  
990 Noch nie hat uns ein Wetter so schwer zu schaffen gemacht.  
Beinah wär uns der Tod beschert worden,  
kaum konnten wir Leib und Leben retten!“  
Er sprach: „Nun laßt die Fische Fische sein!  
Ich lobe Gott, daß Ihr am Leben  
995 und noch so gut an Land gekommen seid.“  
Dann bat der Abt, ihm zu sagen,  
das heißt, er sprach, was das denn wohl wäre:  
damit meinte er das Fäßlein,  
über das die Gewänder gebreitet waren.  
1000 Die Frage war den beiden leid  
und sprachen, wieso ein Herr  
so zudringlich fragte,  
was armer Leute Sache sei  
und ihnen beiden sehr unangenehm.  
1005 Darauf langte er mit seinem Stab hin,  
warf die Gewänder ab  
und sah das kleine Faß.  
Er sprach: „Wo habt Ihr das aufgenommen?“  
Nun dachten sie sich allerlei Lügen aus,  
1010 wie sie den Abt betrügen könnten,  
und wolltens ihm verschwiegen haben,  
und hätten das wohl auch getan,

wenn er's nicht durchschaut hätte  
durch die Liebe unsers Herrn:

- 1015 Gerade als er das Fragen unterlassen  
und zurück in sein Kloster gehen wollte,  
in dem Moment weinte das Kind ganz laut auf  
und kündete dem Vertrauten Gottes,  
daß es da wäre.
- 1020 Da sprach der aufrechte Mann:  
„Hier ist ein Kind drin!  
Sagt mir in aller Liebe,  
wo habt Ihr das her?  
Wie seid Ihr dazu gekommen?  
1025 Das will ich wissen, crêde mich!“  
Darauf bedachten sie sich  
und sagten ihm, was ich Ihnen vorher gesagt habe,  
wie sie es auf dem Meer gefunden hätten.  
Nun befahl er, es auf den Sand zu heben  
1030 und die Bänder abzulösen.  
Da sah er darinnen liegen  
ein seltsames Geschenk:  
Ein Kind, wie er – davon überzeugte ihn sein Herz –  
ein so schönes noch nie gesehen hatte.
- 1035 Der Waisenknabe in der Fremde,  
weil er keinerlei Todesgefahr,  
die zu fürchten gewesen wäre, je kennengelernt hatte,  
lachte drum mit einem süßen Mund  
den Abt an.
- 1040 Und wie der gelehrte Mann  
auf seiner Tafel gelesen hatte,  
wie das Kind geboren war,  
daß man es erst noch taufen sollte  
und mit dem Gold aufziehen,  
1045 wußte er das wohl zu verschweigen.  
Er verneigte sich gleich vor Gott,  
unauffällig hob er zum Himmel  
die Hände und die Augen  
und lobte Gott für den Fund  
1050 und das gesunde Kind.

Das Kindlein fanden sie  
in Seidenstoffe gewickelt,  
feine Arbeit aus Alexandrien.  
Nun wußten es also diese drei,  
1055 sie verbreiteten es auch nicht weiter.  
Auch sagt uns die Wahrheit  
über die Fischer,  
daß sie Brüder waren.  
Sie mußten ihm beide  
1060 mit Treueid und Schwur  
als ganz gewiß bestätigen,  
daß sie es niemals weitersagen würden.

Die Brüder waren ganz unterschiedlich:  
der eine war arm, der andre reich.  
1065 Der Arme saß in der Nähe des Klosters,  
der Reiche ein gutes Stück weit weg,  
in etwas mehr als einer Meile Entfernung.  
Der Arme hatte viele Kinder.  
Dem Reichen war nie ein Kind geschenkt worden,  
1070 nur eine Tochter, die war verheiratet.  
Nun kam der Abt  
in einem guten Plan mit den beiden überein,  
daß sich der ärmere Mann  
des Kindes annehmen  
1075 und es hier in seiner Nähe aufziehen  
und den Leuten gegenüber folgende Lüge verbreiten sollte:  
Wenn ihn irgendwann einmal  
jemand zu fragen anfang,  
woher er das Kind hätte,  
1080 daß es zu ihm gekommen wäre  
von der Tochter seines Bruders –  
keinen Plan hätte er sich  
ausdenken können, der besser gepaßt hätte –  
und daß sie es dann herübertragen sollten,  
1085 wenn sie erst anständig gegessen hätten,  
bis nach der Zeit der Messe,  
und man dann den Abt bitten sollte,  
daß er so gut sein möge,  
das Kind selber zu taufen

1090 und damit zu erkaufen  
Gott und ihre Dienstbarkeit..  
Dieser Plan war durchdacht und gut.

Nun nahm der Abt alles, was man dem Kind mitgegeben hatte,  
das Gold und die seidenen Tücher  
1095 und gab dem Armen gleich an Ort und Stelle –  
dem der sich des Kindes annahm –  
zwei Mark von Gold,  
womit er's aufziehen sollte,  
dem andren eine Mark,  
1100 damit er strengstes Stillschweigen bewahrte.  
Das andere trug er mit sich davon,  
der gottselige Mann.  
Das hob er gut auf –  
was besseres wäre gar nicht möglich gewesen –  
1105 denn er legte es auf Gewinn an,  
um es ihm anständig zu vermehren.

Der arme Fischer ließ nichts aus  
und tat, was ihm sein Herr befohlen hatte.  
Als es für ihn Mittag geworden war,  
1110 nahm er das Kind auf den Arm,  
seine Frau begleitete ihn,  
nach der Sitte der Bauern,  
zum Kloster, wo er den Abt  
unter seinen Brüdern sah. Er sprach:  
1115 „Herr, dies Kind schicken Ihnen  
Leute, die Ihnen zu Willen sind,  
meines Bruders Tochter und ihr Mann,  
und sie haben den festen Glauben,  
daß, wenn Sie es höchstselbst taufen,  
1120 dem Kind damit erkaufte werde  
ein glückseliges Leben,  
und daß Sie geruhen, ihm Ihren Namen zu geben!“

Über diese Bitte hatten die Mönche ihren Spott.  
Sie sprachen: „Nun seht – und helf Euch Gott –  
1125 diesen bäurischen Kerl  
und wie wohl der seine Rede zu setzen weiß!“

Der nahm die Rede mit Wohlwollen auf,  
wie das ein Demütiger soll.  
Und als er das Kind ansah,  
1130 sprach er vor seinen Mitbrüdern:  
„Es ist ein so schönes Kind!  
Weil sie aus diesem Hause Gottes sind –  
wahrlich, wir werden und sollen es ihnen nicht versagen!“  
Er befahl, das Kind zur Taufe zu bringen,  
1135 er hob es selber auf und nannte es also  
nach seinem eigenen Namen: Gregorius.

Als das Kind die Taufe empfangen hatte,  
sprach der Abt: „Weil ich nun hier  
sein geistlicher Vater geworden bin,  
1140 so will ich es, um mein Heil zu gewinnen,  
für alle Zukunft halten –  
und das heißt glücklich handeln –  
an meines eignen Kindes Statt, das ist mein Begehren!“  
Überaus liebevoll bat er darauf  
1145 seinen Fischer,  
daß er sich eifrig um das Kind kümmern solle.  
Er sprach: „Nun zieh es mir schön auf,  
und ich werde Dirs immer lohnen.“  
Dem Kind halfen gewaltig  
1150 seine erwähnten zwei Mark,  
so daß mans desto besser in Obhut hielt.  
Auch ließ der Herr kaum einen Tag aus,  
an dem er nicht selber hätte sehen wollen,  
wie man nach dem Kinde schaute.

1155 Als der Fischer und seine Frau  
sich um des Kindes Leib und Leben  
so recht eifrig gekümmert hatten,  
bis es sechs Jahre alt war,  
da nahm es der Abt von ihnen  
1160 zu sich in das Kloster hinüber  
und kleidete es in Gewänder,  
wie sie der Geistlichkeit anstehen,  
und befahl, es die Bücher zu lehren.  
Alles was zu Treu und zu Ansehen

1165 und zu Tüchtigkeit erzog,  
vor dem drückte es sich wenig.  
Wie gern, ohne Schläge, nur auf Bitten  
tat es den Willen seines Magisters.  
Es ließ sich nicht verdrießen,  
1170 es wollte alle Dinge erfragen,  
die zu wissen gut ist,  
wie ein Kind, das glücklich ist.

Die Kinder, die man schon drei Jahre früher  
hingesetzt hatte,  
1175 die überholte es mit seinen Kenntnissen so schnell,  
daß der Magister selber schwor,  
er hätte mit so vielen Fähigkeiten  
noch nie einen so verständigen jungen Menschen gesehen.  
Er war – und darüber belüge ich Sie nicht –  
1180 nach den Jahren ein Kind, nach seiner Gewitztheit ein Mann.

In seinem elften Lebensjahr,  
da gab es wahrhaftig  
keinen besseren Grammaticus  
als Gregorius, das Kind.  
1185 Danach, in weiteren drei Jahren,  
da verbesserte sich sein Verstand  
so weit, daß er in der Divinitas  
vollständig durchblickte:  
Das ist die Kenntnis von der Gottheit.  
1190 Alles was man ihm vorlegte,  
das für Leib und Seele nützlich ist,  
davon begriff er stets die Hauptsache.  
Danach las er von den legibus  
und so wurde das Kind  
1195 in eben dieser Wissenschaft  
zu einem hochedlen Juristen:  
Diese Erkenntnisse sprechen von dem Gesetz.  
Er hätte noch mehr gelernt,  
wenn er darin nicht beirrt worden wäre,  
1200 wie ich Ihnen genau erzählen kann.

Es hatte der Fischer gelitten  
und die Armut hatte sehr auf ihm gelastet:  
Seine Ackerhufe lag auf dem Meer!  
Das hatte ihm an Leib und Leben oft weh getan.  
1205 Denn nur dort hatte er sein Leben fristen können,  
seine Kinder bewahren  
vor dem bitteren Hunger, alle Tage,  
mit nichts als dem, was er erjagte,  
damals, bevor er das Kind gefunden hatte.  
1210 Von dem Moment an aber  
ward ihm das Leben gut und sanft:  
Als ihm nämlich übergeben wurden  
die zwei Mark von Gold;  
da besserten sich gewaltig  
1215 all seine Angelegenheiten,  
sie wurden einträglich und angenehm.

Nun ließ ihn aber sein ahnungsloses Weib  
nicht ruhen bis aufs Blut,  
indem sie tagtäglich fragte.  
1220 Sie legte ihm manchen Hinterhalt,  
all ihre Schlaueit wendete sie daran,  
spät und in der Früh,  
wie sie herauskriegen könnte,  
woher das Gold gekommen wäre.  
1225 Sie schwur ihm so manchen Eid,  
bis sie endlich von ihm erfuhr,  
von wo ihm das Gold gekommen war,  
wie Sie ja vorher schon vernommen haben.  
Als das Weib nun richtig herausgefunden hatte,  
1230 daß niemand darüber Kenntnis hatte,  
wer Gregorius wäre,  
da brachte sie es nun nicht etwa unter die Leute,  
sie trug es schön für sich, das ist wahr,  
bis er in sein fünfzehntes Lebensjahr kam.

1235 Nun hatte Madame Glückseligkeit  
ihm in jeder Hinsicht  
ihr beständiges Markenzeichen aufgedrückt.  
Er war schön und stark,

er war zuverlässig und gut  
1240 und von geduldigem Sinn.  
Er hatte genügend viele Kenntnisse,  
Erziehung und Fügsamkeit.  
Statt unsäglichem Zorn  
hatte er einen sanften Sinn gewählt.  
1245 Alle Tage gewann er Freunde  
und keinen von ihnen verlor er.  
Was ihn freute und was ihn klagen ließ,  
wußte er im rechten Gleichmaß zu tragen.  
Der Gelehrsamkeit unterwarf er sich,  
1250 war freigebig, wo es ihm möglich war,  
kühn, wo er kühn sein sollte,  
zurückhaltend nach eigenem Willen,  
alles seiner Kindlichkeit gemäß  
und doch, als wäre er auf dem Weg eines Weisen.  
1255 Von seinem Wort wich und wankte er nicht,  
nichts tat er ohne Vorbedacht,  
wies ihm die Weisheit gebot;  
nie ward er schamrot über etwas,  
das er irgend getan hatte.  
1260 Er suchte Gnade, Rat und Hilfe  
zu jeder Zeit bei Gott  
und hielt an seinem Gebot felsenfest.

Gott hatte der Vollkommenheit erlaubt,  
daß sie an seinem Leib und seinem Geist  
1265 ihr Meisterwerk schuf, ohne auf den Preis zu schauen.  
Was auch auf Erden  
je einem Man als lobenswert zuteil wurde,  
ihm mangelte es nicht daran.  
Die Vollkommenheit hatte ihn so meisterlich gemacht,  
1270 daß sie sich über ihn als ihr eignes Kind freute,  
denn nichts hatte sie an ihm vergessen,  
und hätte sie irgend gewußt wie, sie hätte ihn noch besser geschaffen.  
Die Leute sagten von dem Knaben,  
alle, die ihn zu sehen bekamen,  
1275 daß von einem Fischer  
noch niemals abgestammt wäre  
ein Jüngling, so reich an Glückseligkeit.

Es wäre doch gewaltig schade,  
daß es nicht möglich wäre,  
1280 ihm auch noch seine Herkunft zu preisen,  
und sie behaupteten steif und fest,  
wenn er noch die richtige Geburt gehabt hätte,  
so wäre wohl ein reiches und mächtiges Land  
für all das, was er könne, gerade recht.

1285 Nun wollte es eines Tages der Zufall,  
daß der Knabe Gregorius  
mit seinen Spielgefährten dahin kam,  
wo sie immer zu spielen pflegten.  
Nun fügte es ein wunderliches Schicksal –  
1290 aus seinem Willen kam es jedenfalls nicht –  
daß er – später geschah ihm das nie mehr –  
dem Kind des Fischers so weh tat,  
daß es zu weinen begann.

Und so lief es schreiend davon.  
1295 Als das die Mutter vernahm,  
wie es daher kam und so weinte,  
lief sie ihrem Kind entgegen  
und rief völlig aufgebracht:  
„Nun schau, warum mußt Du so weinen?“  
1300 „Gregorius hat mich dort geschlagen!“  
„Warum hat er Dich geschlagen?“  
„Das kann ich Dir nicht sagen, Mutter.“  
„Nun schau an! Hast Du ihm etwas getan?“  
„Nein, Mutter, Gott weiß es, bestimmt nicht!“

1305 „Wo ist er nun?“ „An dem See dort drüben.“  
„Oh weh, ich Arme, weh!  
Der dumme Kuckuck, der hinterhältige!  
Hab ich das an ihm erzogen,  
daß er mir meine Kinder verbläut,  
1310 so sehr sie doch gut Freund mit ihm sind?  
Deine Freunde haben es nicht gut verdient,  
daß ich diese Lästerlichkeit dulden werde  
von einem Menschen, um den es doch so steht,  
daß er hier überhaupt keine Verwandten hat.  
1315 Daß der sich Dich zu verbläuen traut,  
der sich hierher verlossen hat,

das wir mir leid tun in alle Ewigkeit.  
 Wenn man ihms nicht um Gottes Willen nachsieht,  
 man würde es nur kurze Zeit dulden.

1320 Ja, weiß doch kein Mensch, wer er ist!  
 [Und sollt es mir ans Leben gehn –  
 aller Welt sage ich, jawohl,  
 daß er ein Findelkind ist –  
 der Heilige Christus möge mir beistehn –

1325 wie hoch droben er jetzt auch sitzen mag.  
 Das hat er ganz vergessen,  
 daß er so jammervoll gefunden ward,  
 in ein Faß eingepackt,  
 in einer Barke auf dem Meer.

1330 Will er meinem Kind weh tun,  
 man wird's nur kurze Zeit dulden!  
 Ja, weiß doch hier kein Mensch, wer er ist!]  
 Weh mir, was fällt ihm ein?  
 Der Teufel hat ihn hergebracht,

1335 als Plage für mich.  
 Oh, ich weiß genau, auf welchem Weg er hergekommen ist,  
 der Findling, der an allem darbt.  
 Er will wohl, daß man Schweigen bewahrte  
 über seine schandbare Angelegenheit!

1340 Dann würde er ganz bequem leben!  
 Verflucht seien die Fische,  
 daß sie ihn nicht aufgefressen haben,  
 als er ins Meer geworfen wurde!  
 Da hat er eine glückliche Route gewählt,

1345 daß er zu dem Abt gelangt ist.  
 Wenn der ihn nicht Deinem Vater weggenommen hätte  
 und jetzt sein Almosner wäre,  
 dann müßte er uns, das wisse Christ,  
 ein ganz andrer Untertan sein:

1350 Er müßte uns Rinder und Schweine  
 hinaustreiben und wieder herein!.  
 Wo hat Dein Vater seinen Verstand hingebracht,  
 nachdem er ihn mit frostigen Händen  
 da draußen auf dem Jedermannsmeer gefunden hat,

1355 daß er ihn dem Abt überließ  
 und ihm selber nie befahl

zu dienen, wie das – nach allgemeinem Recht,  
jeder seiner Arbeiter und Knechte tut?“

- Gregorius, als er das Kind geschlagen hatte,  
1360 war darüber traurig genug  
und lief ihm hinterher zum Haus.  
Es war ihm deshalb so eilig,  
weil er die schmerzliche Furcht hatte,  
daß ihm das Kind  
1365 die Liebe seiner Ammenmutter zerstören könnte.  
Nun hörte er, wie sie dort drinnen  
schimpfte über alle Maßen.  
Er blieb nun auf der Straße stehen,  
und hörte dabei den Vorwurf  
1370 und bekam all die unbekanntenen Dinge mit,  
von Anfang bis Ende,  
daß er ein elender Fremdling sei  
in diesem Land,  
weil sie ihn oft so nannte.  
1375 Seine Freude wurde begraben  
unter den Sorgen, die ihn da überfielen,  
lastete die schwere Frage in seinen Gedanken,  
ob diese Rede nun  
eine Lüge oder die Wahrheit wäre,  
1380 die seine Ammenmutter da gesagt hatte,  
und er jagte auf der Stelle  
zum Kloster, wo er den Abt fand,  
und nahm den vertrauenswürdigen Mann  
beiseite, weg von den Leuten.
- 1385 Er sprach: „Viel geliebter Herr,  
ich weiß Ihnen nicht annähernd so  
zu danken mit meinem Mund.  
wie ich, wenn ich nur wüßte wie,  
das doch so gerne täte.  
1390 Nun will ich bei einem Vorsatz bleiben,  
daß ich bis zum Zielpunkt meines Todes  
den darum bitten will,  
der eine jede gute Tat  
noch niemals ohne Lohn ließ,

1395 daß er Ihnen dafür den Lohn  
 der himmlischen Krone gebe –  
 wahrlich, das Recht haben Sie an mir –  
 daß Sie mich elenden Knecht aus der Fremde  
 als Findelkind –  
 1400 vor allen, mit denen Sie leben –  
 so zärtlich aufgezogen haben.  
 Leider bin ich darin betrogen,  
 ich bin nicht, der ich zu sein wähnte!  
 Nun sollen Sie, mein geliebter Herr,  
 1405 mir um Gottes Willen den Abschied geben:  
 Ich soll und muß auf mich nehmen  
 Not und Angst – und so ist es Rechtens –  
 wie ein elender Knecht in der Fremde.  
 Meine Ammenmutter hat mir verraten –  
 1410 das ist im Zorn geschehen –  
 daß ich ein Findling bin.  
 Leib und Leben und Verstand  
 wird mir dieser ehrenrührige Vorwurf nehmen,  
 wenn ich ihn in Zukunft wieder hören muß.  
 1415 Ich werde ihn aber in Zukunft, weiß Gott, nicht mehr zu Ohren bekommen,  
 weil ich nicht länger hier bleibe.  
 Ich werde schon irgendwie das Land finden,  
 wo niemand bekannt ist,  
 wie ich dahergekommen bin.  
 1420 Ich habe viele Kenntnisse und auch den Verstand,  
 ich werde gut überleben, wenn es Gott will.  
 Meine Furcht vor dem Spott ist so schmerzlich,  
 ich möchte lieber sein, wo sonst kein Mensch ist,  
 als daß ich jetzt noch einen Augenblick  
 1425 hier in diesem Land bleibe!  
 Wahrlich, die Schande vertreibt mich!  
 Die Frauen können den Mund nicht halten;  
 da sie es nun einmal gesagt hat,  
 so werden es ganz schnell  
 1430 drei wissen, und vier  
 und danach alle, die es hier gibt.“

Der Abt sprach: „Mein geliebtes Kind,  
 nun hör: Ich will Dir helfen und Dir einen guten Rat geben,

wie sich das für meinen Lieben gehört,  
1435 den ich von Kind an aufgezogen habe.  
Gott hat überaus wohl an Dir getan!  
Er hat in seiner Liebe  
an Leib und Verstand  
Dir viel freie Wahlmöglichkeiten gegeben,  
1440 so daß Du nun Dein Leben selber  
schaffen und einrichten kannst –  
in Schande oder in Ansehen.  
Nun mußt Du diesen Kampf  
hier und jetzt, in dieser Zeit,  
1445 zwischen den zweien  
mit Deiner Wahl entscheiden,  
was Du Dir nämlich erwerben willst:  
das Überleben oder das Verderben.  
Und Du solltest das gleich anfangen.  
1450 Sohn, sei Dir nun selber gut  
und folge meiner Lehre –  
dann hast Du Tugend und Ansehen  
und nicht Laster und Hohn erwählt –  
geh nicht in dummer Überstürzung  
1455 so eilig zu Werke,  
daß es Dich hintennach reut.  
Du bist ein gottseliger Jüngling:  
Es steht um Deine Angelegenheiten ganz nach Wunsch,  
Dein Start ist in jeder Hinsicht gut,  
1460 die Leute bringen Dir Wohlwollen entgegen,  
alle hier in diesem Land.  
Nun folge mir, mein liebes Kind!  
Du bist in der geistlichen Lehre zu Hause,  
zieh Dich nicht daraus zurück.  
1465 Du wirst in viel Buchwissen gelehrt sein,  
während ich schon grau und in den Jahren bin;  
mein Leib wird sich bald niederlegen.  
Ich habe mir nun allen Ernstes vorgenommen,  
dafür zu sorgen,  
1470 wenn ich demnächst sterben werde,  
daß unser Konvent,  
die Alten und die Jungen,  
Dich zum Herrn nimmt.

Was kann Dir nun  
1475 das Gekeif einer Törin anhaben?  
Auch traue ich mir zu, zu veranlassen,  
daß von jetzt an solche Reden  
nimmer über ihre Lippen kommen.“

Gregorius sprach: „Herr,  
1480 Sie haben Gott reichlich  
in mir Armem Ehre erwiesen  
und Ihr Seelenheil vermehrt  
und nun das Beste geplant.  
Im Augenblick ist mir aber meine Unerfahrenheit  
1485 so schmerzhaft in Wut gebracht,  
daß sie mir nicht erlaubt, Ihnen zu folgen.  
Drei Dinge vertreiben mich,  
auch wenn es mir unangenehm ist,  
aus diesem Land.  
1490 Das eine ist die Schande,  
die mir von diesem Vorwurf bleibt.  
Mit dem zweiten ist es so,  
daß es mich auch davonjagt:  
Ich weiß jetzt, daß ich keineswegs  
1495 das Kind dieses Fischers bin.  
Wie aber nun, wenn meine Vorfahren  
zu einem solchen Geschlecht gehören,  
daß die Möglichkeit besteht,  
daß ich gut ein Ritter werden könnte, wenn ich  
1500 nur den Willen und was man sonst dazu braucht hätte?  
Weiß Gott, das habe ich schon immer irgendwie gedacht,  
hätte ich die richtige Geburt und die nötigen Güter –  
mein größtes Begehren wäre, Ritter zu werden.  
Der süßeste Honig ist bitter  
1505 für jeden Menschen,  
der ihn nie und nirgends genießen kann.  
Sie haben das süßeste Leben,  
das Gott der Welt je geschenkt hat –  
wer es für sich als das richtige erkannt hat,  
1510 der ist glücklich geboren!  
Ich würde leicht für immer hier bleiben,  
wenn ich den Willen dazu hätte,

den ich leider nicht habe.  
Meine Vorstellung geht nach Ritterschaft!“

1515 „Sohn, was Du redest, ist nicht gut;  
ändere Deinen Sinn, um Gottes Willen!  
Wer sich nach geistlicher Ausbildung  
selbst Gott fremd macht  
und Rittertaten begeht,  
1520 der wird unweigerlich mit mancher Freveltat  
Seele, Leib und Leben verwirken.  
Wer sich, ob Mann oder Frau,  
von Gott abwendet,  
der wird dadurch Schande davontragen  
1525 und an die Hölle verkauft.  
Sohn, ich hatte Dich auserwählt  
zu einem Kind Gottes,  
und wenn ich das in Dir fände,  
will ich darüber ewig froh sein.“

1530 Gregorius antwortete ihm darauf:  
„Ritterschaft, das ist ein Leben,  
wenn einer das in rechten Maßen zu leben weiß,  
dann gibt es für den kein besseres.  
Er kann dann mit größerem Begehren ein Ritter Gottes sein  
1535 als ein unredlicher Klostermann.“  
„Sohn, eben deshalb fürchte ich für Dich.  
Du verstehst nichts von Ritterschaft!  
Wenn man Dich dann sieht,  
wie Du unbeholfen reitest,  
1540 so wirst Du zu aller Zeit  
der andern Ritter Spott zu erdulden haben.  
Noch kannst Du, geliebter Sohn, um Gottes Willen Deinen Sinn ändern.“  
„Herr, ich bin ein junger Mensch  
und lerne, wovon ich nichts verstehe.  
1545 Was ich mit Willen und fester Absicht anpacke,  
das lerne ich ganz schnell.“  
„Sohn, ich habe mir von so manchem sagen lassen,  
der etwas von Ritterschaft versteht:  
Wenn einer in die Schule geht  
1550 und dort, ohne je zu reiten,

bis in sein zwölftes Lebensjahr bleibt,  
der wird sich ohne jeden Zweifel für alle Zeit  
wie ein Buchgelehrter bewegen.  
Alles an Dir ist dafür geschaffen,  
1555 daß Du ein Kind Gottes wirst  
und eines Tages im Chorraum sitzt –  
Die Kutte hat noch nie einem Mann besser gestanden.“

„Herr, nun probieren Sie das doch aus,  
und geben Sie mir Rittergewänder,  
1560 sollten sie nicht zu mir passen, wahrlich,  
dann gönne ich sie einem andern  
und lege die Kutte wieder an.  
Herr, man hat Ihnen ganz recht gesagt:  
es bedarf vieler und guter Gewöhnung,  
1565 wenn einer ein guter Ritter sein soll.  
Ich habe es aber auch richtig gelernt,  
von Kind an, hier in meinen Gedanken;  
es ist mir nie aus dem Sinn gekommen.  
Ich sage Ihnen, seit dem Moment,  
1570 als ich darüber nachzudenken wußte,  
was übel und was gut sei,  
stand mir der Sinn nach Ritterschaft.  
In meinen Gedanken wurde ich nie  
zu einem Bayern oder einem Franken;  
1575 Ob ein Ritter aus dem Hennegau,  
aus Brabant oder aus dem Haspengau  
je noch so gut zu Pferde saß –  
ich kann es, in Gedanken, besser!  
Herr, was ich aus den Büchern weiß,  
1580 nichts davon hat mich je gereut,  
und ich wüßte gern mehr davon!  
Aber so schmerzlich man mich auch  
je bisher an die Bücher zwang,  
meine Gedanken waren auf dem Turnier.  
1585 Wenn man mich an die Bücher gewöhnte,  
wie sehnte sich da mein Herz  
und wie verlangten alle meine Gedanken  
nach einem Schild!  
Auch ging mir ständig all mein Begehren

1590 statt nach dem Griffel nach der Lanze,  
 statt nach der Feder nach dem Schwert –  
 das ist, was ich immer begehrte.  
 Nie ging's mir in Gedanken besser,  
 als wenn ich auf dem Roß saß,  
 1595 den Schild um den Hals nahm  
 und die Lanze, wie es sich gehörte,  
 und sie unter den Arm einlegte,  
 und das Roß mich dann im Sprung davontrug.  
 Dann ließ ich die Schenkel fliegen;  
 1600 ich wußte sie so zu beugen,  
 daß ich dem Roß die Sporen  
 weder in die Weichen noch in den Bug schlug,  
 sondern eine Fingerbreite  
 hinter die Stelle, wo der sursangle liegt.  
 1605 Neben der Mähne flogen die Beine,  
 über dem Sattel erstrahlte ich,  
 als ob ich obendrauf gemalt worden wäre –  
 wenn das einer hätte sehen können!  
 Ich ritt mit guter Haltung,  
 1610 ohne körperliche Anstrengung.  
 Ich behandelte es so sanft und schonungsvoll,  
 als wäre mir's ein Spiel,  
 und wenn ich die Sporen einsetzte  
 auf einen weiten Anritt zur bataille,  
 1615 so wußte ich das Roß gut zu wenden  
 nach beiden Seiten.  
 Wann immer ich eine Tjoste gegen irgendeinen Mann ritt,  
 so verfehlte ich dabei nie,  
 meine Aufmerksamkeit genau  
 1620 auf die vier Nägel vor seiner Hand zu richten.  
 Nun helfen Sie mir, lieber Herr,  
 daß diese ritterliche Begierde  
 mit wirklichen Taten erfüllt werde –  
 dann haben Sie mir etwas wahrhaft Gutes getan.“  
  
 1625 „Sohn, Du hast mir viel gesagt,  
 manches deutsche Wort vorgelegt,  
 daß ich doch sehr schmerzhaft über Dich  
 staunen muß, crêde mich,

und weiß doch nicht, wo das hin soll:  
1630 grad so gut hätte ich Griechisch hören können!  
Unser Magister, der sich abmühte  
als Dein Lehrer, bis zu diesem Tag,  
von dem hast Du sie nicht gehört.  
Von wo immer sie Dir auch zugekommen sind,  
1635 das merk ich wohl daraus:  
Du bist Deiner Mentalität nach kein Klostermann.  
Nun will ich Dirs nicht länger ausreden.  
Gott gebe, daß es Dir wohl ergehe,  
und gebe Dir durch seine Macht  
1640 Heil zu Deiner Ritterschaft!“

Nun veranlaßte er, daß man ihm Kleider zuschnitt  
aus eben dem Seidenstoff,  
den er da bei ihm gefunden hatte.  
Nie war ein besserer in dies Land gekommen.  
1645 Er sah wohl, daß es ihm eilig war,  
und machte ihn alsbald  
zum Ritter, wie es für ihn taugte  
und so schnell es ihm möglich war.

Dem Gregorius, als er Ritter geworden war,  
1650 hatte er bislang noch nichts offenbart  
von seiner Tafel und von seinem Gold.  
Er war ihm so stark zugetan,  
daß er's weiter vor ihm verhehlte, mit einer bestimmten Absicht.  
Er überlegte sich: „Wenn er nun Ritter ist,  
1655 und er verfügt über keinerlei Güter,  
so hört er vielleicht doch auf meinen hilfreichen Rat  
und bleibt noch um guter Bequemlichkeit willen.“  
Er versuchte es noch einmal und sprach:  
„Bleib halt doch bei mir, lieber Sohn.  
1660 Wahrlich, ich plane für Dich  
eine reiche und lukrative Heirat,  
die ganz Deinem Wunsch und Willen entspricht,  
und schaffe Dir jede Grundlage,  
daß Du ein wunderschönes Leben führen kannst.  
1665 Du hast zwar den Titel eines Ritters erworben –  
aber nun mußt Du Dich Deiner Armut schämen!

Was taugt Dir nun Deine Ritterschaft,  
 wenn Du nicht die Macht von Hab und Gut hast?  
 Du wirst jetzt in kein einziges Land kommen,  
 1670 wo irgendjemand etwas von Dir weiß,  
 Du hast dort weder einen Freund noch einen ererbten Besitz.  
 Schau, das wird Dein Verderben sein.  
 So ändere Deinen Sinn noch  
 und bleib: Das wird gut sein für Dich!“

1675     Gregorius sprach: „Herr,  
 versuchen Sie’s nicht weiter.  
 Wollte ich Bequemlichkeit vor Ehre und Ansehen,  
 so folgte ich dem, was Sie lehren,  
 und gäbe meine Absicht auf,  
 1680 denn hier wäre meine Bequemlichkeit wirklich gut.  
 Und dann: Für so manchen ist es schädlich,  
 wenn er mit Hab und Gut überladen ist –  
 der liegt nur noch herum vor lauter Bequemlichkeit.  
 Sowas ist einem Armen noch nie geschehen,  
 1685 wenn in seinem Gemüt alles richtig ist,  
 denn der wird Zins und Gut erwerben wollen  
 und dafür Leib und Leben an manchen Enden einsetzen.  
 Wie vermöchte er sein Leben besser einzurichten?  
 Denn, wenn er sich Wertschätzung und Würde zu erwerben weiß,  
 1690 so wird aus ihm wahrscheinlich ein glückseliger Mensch,  
 und er wird in allen Landen  
 bekannter als so manche Herren.  
 Daß man mich einen armen Mann nennt,  
 daran bin ich unschuldig.

1695 Ich trage sie alle zusammen hier bei mir,  
 die Ackerhufen, die mir mein Vater hinterließ.  
 Da nun das über mir heraufgezogen ist,  
 daß das Glück mich flieht  
 und ich seinen Gruß allein dadurch,  
 1700 daß ich selbst etwas vollbringe, erdienen muß –  
 wahrlich, ich kann es wohl erjagen,  
 es sei denn, es wollte sich mir mehr versagen,  
 als es sich bisher irgendjemand versagt hat,  
 der das Recht hatte, nach ihm zu jagen.

1705 So soll man es im Laufen holen,

sich darum kümmern, das Glück zu kaufen.  
Da habe ich keinen Zweifel:  
Werde ich ein Mann, der richtig etwas zuwege bringt,  
körperlich und mit dem Verstand,  
1710 dann erdiene ich seine Liebe sehr wohl;  
und erweise ich mich aber als zu zaghaft,  
so werde ich keine drei Tage  
erleben, und ich kehre nach hier zurück.  
Was soll ich ohne Ehre und Ansehen?  
1715 Wenn ich mit aufrichtiger Anstrengung,  
mit Verstand und mit Mannhaftigkeit  
Gut und Ehre erwerbe,  
dann wird man mir mehr Preis zollen,  
als einem, dem sein Vater Wunder was hinterließ,  
1720 das sich dann in Schanden auflöste.  
Was bedarf ich also mehr als ich habe?  
Meine Rosse sind gut und wohl gebaut,  
meine Knappen tüchtig und gut  
und sind treu und zuverlässig,  
1725 und ich habe einen guten Harnisch:  
Da wo man nach Hab und Gut jagen muß,  
da traue ich mir zu, sehr gut zu bestehen.  
Dies soll das Ende meiner Rede sein.  
Herr, dies sei meine Verneigung, auf Ihre Gnade hin,  
1730 und dies sei – mit Ihrer Huld – mein Verzicht,  
hier noch irgend länger zu verweilen.“

„Sohn, so will ich Dich nicht weiter  
säumen lassen über diese unsere gemeinsame Zeit –  
ich sehe wohl, daß es Dir ernst ist –  
1735 wie ungern ich Dich auch entbehre.  
Lieber Sohn, geh nun mit mir,  
denn ich will Dich noch sehen lassen,  
was ich von Deinen Sachen noch aufbewahrt habe.“

So führte ihn also der zuverlässige Mann,  
1740 während er vor Schmerz weinte, von dannen  
zu einer Kemenate,  
die sehr gut ausgestattet war  
mit seidenen Stoffen,

und drückte ihm in die Hand  
1745 seine Tafel, damit er lesen konnte,  
wie es um seine Angelegenheiten stand.  
Darüber ward er traurig und froh.  
Seine Trauer kam so zustande,  
wie ich Ihnen hiermit kund tu:  
1750 Er weinte wegen der Sünde,  
inmitten deren er geboren war.  
Anderseits hatte er sich gute Freude  
daraus erwählt,  
daß er von hoher Geburt, von reichem Besitz war,  
1755 wovon er bisher nichts gewußt hatte.  
Darauf sprach der Treu-Verlässliche,  
der sein Herr gewesen war:  
„Sohn, nun hast Du wohl gelesen,  
was ich Dir bis heute verschwiegen habe:  
1760 Deine Tafel hat Dirs wohl gesagt.  
Nun bin ich mit Deinem Gold  
verfahren, wie ich sollte,  
nach dem Gebot Deiner Mutter;  
Ich habe Dirs, in Gott,  
1765 ganz gewaltig vermehrt.  
Fünfzig und hundert Mark  
haben wir für dich Gewinn gemacht –  
so schlecht wir uns auch darauf verstehen –  
aus den siebzehn, seit der Stunde,  
1770 als wir Dich das erste Mal sahen und gefunden haben.  
Ich habe denen drei gegeben, und nicht mehr,  
die Dich mir vom Meer her gebracht haben.  
Soviel ist also nun Dein Besitz.  
Von dem aus wirst Du ganz schön  
1775 weiteren Gewinn erreichen,  
wenn Du's mit Verstand anfängst.“

Dazu antwortete ihm Gregorius,  
während er vor Schmerz weinte, folgendermaßen:  
„Oh weh! Lieber Herr,  
1780 Ich bin weit hinunter gefallen,  
ohne all meine Schuld.  
Wie soll ich Gottes Huld

gewinnen nach der Schandtät,  
die hier vor mir geschrieben steht?“  
1785 „Über alles geliebter Sohn, das sage ich Dir:  
Wahrlich, glaube mir das:  
Bleibst Du fest bei der Ritterschaft,  
schau, so vermehrt sich die Kraft  
Deiner alltäglichen Schandtät  
1790 und Dir wird niemals Rat und Hilfe werden.  
Daher laß die Irrungen,  
die Du Dir angelegt hast,  
und diene Gott, hier!  
Denn wirklich: Dienst für ihn hat er noch nie übersehen.  
1795 Sohn, stell Dich jetzt und hier seiner Anklage  
und verkaufe Deine kurzen Tage  
um das ewige Leben.  
Sohn, das ist der Rat und die Hilfe, die ich Dir geben will!“

„Oh weh! Lieber Herr!  
1800 Wirklich, nun habe ich noch mehr Begierde  
auf meinen gefährlichen Weg als vorher.  
In alle Ewigkeit geb ich keine Ruhe  
und will für immer ein Fahrender sein,  
bis ich durch Gottes Gnade erleuchtet werde,  
1805 von wo ich bin und wer!“  
„Sohn, so möge der Dich weisen,  
der Dich nach seinem Bild gemacht hat,  
wenn Du nun meinen Rat und meine Hilfe verwirfst!“

Ein Schiff ward ihm ausgerüstet,  
1810 worin man ihm zum Leben  
eine Fülle von Vorräten anlegte:  
Speise, sein Gold, seine Kleiderstoffe.  
Und als er zum Schiff ging,  
verließ ihn der Abt nicht einen Augenblick,  
1815 bis er das Schiff betreten hatte.  
So also ging er von diesem Gestade davon.  
Wie schmerzlich auch der Unterschied ist  
zwischen dem, was das Alter und was die Jugend kann und will,  
so war es doch bei beiden von ihnen  
1820 ein Abschied voller Jammer.

Sie konnten mit sprechenden Blicken  
die Augen nicht von einander wenden,  
bis sie, die weite See zwischen sich,  
einander nicht mehr erkennen konnten.

1825 Nun bot der Heimatlose  
Herz und Hände  
dem Himmel dar und betete inständig,  
daß ihn unser Herr  
in irgendein Land senden möge,  
1830 wo seine Fahrt ihre Bestimmung fände.  
Er gebot den Schiffsleuten,  
daß sie sich den Winden  
nach deren Willen unterwerfen sollten,  
und das Schiff in die Richtung laufen lassen,  
1835 die die Winde ihm bestimmten,  
und nicht etwa einen andern Kurs nehmen.  
Zu der Zeit weht ein starker Wind,  
der blieb ihnen beständig,  
und so wurden si nach nur kurzen Tagen  
1840 von einem Sturmwetter  
an das Land seiner Mutter verschlagen.  
Das war verheert und verbrannt,  
wie ich Ihnen früher schon gesagt habe,  
so daß ihr nicht mehr gelassen worden war  
1845 als ihre Hauptstadt,  
und auch die wurde, zu ihrem Kummer, belagert.  
Und sowie er die Stadt erblickte,  
sprach er gleich zu den Schiffsleuten,  
daß sie die Segel wenden  
1850 und dort landen sollten.

Als die Bewohner der Stadt sahen,  
daß das Schiff zügig auf sie zufuhr,  
da setzten sie sich sogleich mit Heeresmacht  
gegen dieses Schiff zur Wehr.  
1855 Nun gab ihnen der Heimatlose  
mit den Händen Zeichen des Friedens  
und fragte die Bewohner der Stadt,  
wovor sie Angst hätten.

Das nahm nun ihrerseits  
1860 alle mächtig Wunder:  
Von wo der Herr  
denn ein so weite Fahrt gemacht hätte,  
daß er von nichts etwas wüßte.  
Einer von ihnen, von den Vornehmsten,  
1865 erklärte ihm ganz ausführlich –  
wie ich Ihnen vorher – wie es um sie stand.

Wie er ihre Not gehört hatte,  
sprach er: „So bin ich ganz richtig hierher gekommen!  
Das ist, worum ich Gott immer gebeten habe,  
1870 daß er mich an die Stelle bringen sollte,  
wo ich etwas zu tun fände,  
damit ich meine Jugendzeit  
nicht in müßigem Herumliegen vertäte –  
dorthin, wo es Krieg gibt.  
1875 Wenn Madame geruht,  
so ist mein Wille und Begehr, daß ich ihr Soldat bin!“

Nun sahen sie ihm an,  
daß alles an ihm sehr löblich war,  
sowohl sein Körper wie auch sein Hab und Gut.  
1880 Bereitwillig  
ward ihm gleich eine Herberge bereitet;  
die Landesherrin war froh über den Gast;  
aber sie hatte ihn bis dahin noch nicht zu sehen bekommen.  
Nun hatte er es gut getroffen:  
1885 Der ihn bewirtete  
war einer, der trefflich seinen Mann stand,  
einer der Besten in der Stadt.  
Was er dem gebot und worum er bat,  
das wurde nach seiner Vorstellung aufgefahren.  
1890 Dafür gab er ein gutes Entgelt.  
Seine Entschädigung war anständig  
und doch wieder so angemessen,  
daß ihm dabei nichts fehlte;  
deshalb wurde er für einen schätzenswerten Gast gehalten.

1895 Als ihm zu Ohren kam,  
daß die Landesherrin  
schön, jung und ohne Mann wäre,  
daß ihr eben deshalb dieser Krieg  
und diese Verfolgung zum Schicksal wurde,  
1900 weil sie den Herzog zurückgewiesen  
und weil sie überhaupt standhaft  
die Männer zurückgewiesen hatte,  
da hätte er sie doch gleich gerne gesehen,  
und wie sich das wohl einrichten ließe,  
1905 ohne daß das etwa irgendwie schandbar wäre,  
das fragte der Heimatlose.  
Und ihr ward über ihn berichtet  
von seiner feinen Erziehung und dem, was er alles konnte,  
so daß auch sie ein großes Begehren hatte, ihn zu sehen,  
1910 was dort einem Gast nur selten geschah.  
Denn so war ihre feste Gewohnheit,  
damit zeigte sie  
wie ängstlich bedrückt sie war –  
denn Freude war ihr unbekannt –  
1915 für Arm und Reich,  
Fremde und Einheimische;  
vor keinem ließ sie sich jemals sehen,  
nur eine Möglichkeit gab es, nämlich im Münster,  
wo sie beständig ihr Gebet verrichtete,  
1920 was sie zu jeder Zeit tat,  
und wenn es ihr auch Schlaf oder Mahlzeit nahm.

Nun riet der Hauswirt seinem Gast folgendes:  
Daß er ihren Truchsess bittten sollte,  
ihn an die Stelle zu bringen,  
1925 wo er sie sehen könnte.  
Das ließ der Truchseß auch geschehen:  
Er nahm ihn einige Tage später,  
früh, zur Zeit der Messe,  
und führte ihn mit eigener Hand  
1930 dahin, wo er sie im Gebet sah,  
und ließ ihn sie sich gut anschauen.  
Der Truchseß sprach zu der Dame:  
„Madame, begrüßen Sie diesen Mann,

denn er kann Ihnen gut zu Diensten sein.“  
1935 Als Fremden und Gast empfing sie ihr Kind,  
und auch sein Herz war blind dafür  
und er wußte überhaupt nichts davon,  
daß es diese Dame war, die ihn getragen und geboren hatte.

Nun sah sie ihn sehr genau an  
1940 und mehr als sie das bei irgendeinem Mann  
jemals vorher gemacht hatte:  
Das kam von seiner Kleidung.  
Als sie die recht betrachtete,  
sagte sie sich,  
1945 daß der seidene Stoff,  
den sie mit eigener Hand  
ihrem Kind beigelegt hatte,  
und das Gewand dieses Fremden  
ganz und gar gleich waren,  
1950 sowohl von der Qualität wie von der Farbe.  
Entweder wäre es tatsächlich der selbe Stoff,  
oder sie wären beide  
von ein und der selben Hand gewirkt.  
Das gemahnte sie an ihr Leid.  
1955 Nun gefiel ihm diese Dame wohl,  
wie das für einen Mann bei einer Frau so sein muß,  
an der nichts, aber auch nichts fehlt.  
Und auch ihre gefiel der fremde Gast  
besser als das je bei einem Mann der Fall war.  
1960 Das waren die verräterischen Machenschaften dessen,  
der auch Madame Eva verraten hatte,  
als sie von Gottes Gebot Abschied nahm.

So befahl ihn also die Hohe Frau  
in die Obhut des Truchsessen,  
1965 und sie verabschiedeten sich alsbald.  
Sein Herz aber ließ er dort bei ihr  
und strebte nun desto mehr  
nach Preis und Ehre,  
wo er sie hatte sehen können.  
1970 So Liebreich-Angenehmes war ihm damit geschehen,  
daß er sich überreich an Freuden dünkte.

Nun konnte man alle Tage  
vor der Stadt Ritterschaft finden,  
wie's das Herz eines Mannes nur erbitten konnte,  
1975 zu Roß und zu Fuß.

Und da blieb er nicht müßig:  
Bald wurde er berühmt dafür,  
daß, immer wenn die Bewohner der Stadt  
an die Feinde kamen –  
1980 gleich, welchen Schaden sie davontrugen –  
das selten an ihnen vorbeiging,  
ohne daß er nicht eine Tat vollbracht hätte,  
für die er in aller Munde kam  
und zu Lob und Preis vor allen andern.

1985 Das trieb er so bis zu dem Punkt,  
wo er alles Können eines Ritters hatte,  
wie man ihn nur wünschen mochte,  
ob mit der Lanze oder mit dem Schwert.  
Wie er diese Kenntnisse in aller Vollständigkeit herausgefunden hatte,  
1990 Tag für Tag, mit eigener Hand,  
und er wirklich wußte,  
daß er der Beste war,  
daß er Mut hatte und Kraft  
und die ganze Kunst der Ritterschaft beherrschte,  
1995 von da an wurde sein Draufgängertum erst richtig groß:  
Kampfesnot konnte ihn wenig verdrießen!  
Er war ein Hagel über die Feinde,  
beim Jagen an der Tête, bei der Flucht am Schwanz!

Nun war der Römer  
2000 für seine Mannhaftigkeit berühmt,  
dieser Herzog, der ihnen das Land  
verheert und verbrannt hatte –  
viel stärker als irgendein anderer Mann.  
Auch war eben diesem damit  
2005 alles so schön gelungen,  
daß er in jedermanns Munde  
der allerbeste Ritter genannt wurde,  
weit über alle Länder.  
Nun hatte er die feste Gewohnheit,

2010 daß er oft ganz allein  
zum Tjostieren vor das Tor ritt.  
Dort tat er sich ritterlich hervor:  
Denn welcher gute Ritter auch  
in seinem ritterlichen Mut  
2015 herauskam und gegen ihn tjostierte,  
den führte er jedesmal gefangen davon,  
im Angesicht der Stadtbewohner,  
und fürchtete sie nicht im Geringsten.  
Das hatte er alles viele Male so getrieben,  
2020 so daß ihnen niemand mehr geblieben war,  
der noch gegen ihn hätte antreten können,  
obwohl er's doch schmerzlich oft versuchte.

Nun sah sich Gregorius beschämt,  
daß ihnen ein einzelner Mann auf diese Weise  
2025 ein ganzes großes Heer zu Fall gebracht hatte,  
ohne irgend eine Art von Gegenwehr.  
Darauf dachte er hierzu oftmals:  
„Nun sehe ich oft, daß ein Mann  
die Spielbretter wie eine Sucht liebt –  
2030 wenn der den guten Einsatz erworben hat,  
den er beim Brettspiel riskieren will,  
und findet dann einen gleichwertigen Spielpartner,  
dann dünkt er sich mächtig reich,  
und sind sie doch nicht ganz gleichwertig,  
2035 so setzt er ein in der Hoffnung, daß die Würfel gut fallen.  
Nun habe ich hier die Wahl von Spiel und Kampfplatz.  
Bin ich aber fest entschlossen,  
daß ich meinen armseligen Einsatz  
gegen so mächtigen Reichtum riskiere,  
2040 daß ich dabei für alle Zukunft  
Ehre, Reichtum und Macht habe,  
wenn mir der Gewinn zufällt.  
Noch bin ich kein Mann, der gelobt wird,  
und bin doch noch nie darüber verzagt gewesen;  
2045 vielmehr denke ich alle Tage darüber nach,  
wie ich das Heil erjagen könnte,  
daß ich in vollem Lob dastehe.  
Nun weiß ich nicht, wie das zugehen soll,

wenn ich nicht Leib und Leben dafür riskiere,  
2050 hält man mich in Zukunft für ein Weib  
und ich bin um die Ehren betrogen.  
Ist es nun möglich, daß ich diesen Herzog  
auf Gottes Gnade hin bestehe?  
Nun weiß ich doch ganz gut, daß ich  
2055 sowohl die Stärke wie den Mut habe.  
Wahrlich, ich will diesen armseligen Einsatz  
bei diesem Spiel riskieren.  
Man wird nicht allzu viel um mich klagen,  
wenn er mich legt und ich tot bin.  
2060 Kommt's aber so, daß ich ihn besiege,  
so bin ich reich an Ehren  
in alle Zukunft bis in Ewigkeit.  
Männer und Frauen sollen das wissen:  
Mir ist lieber, daß ich mit Leib und Leben  
2065 in vollem Bewußtsein ein Ende finde,  
als daß ich ein schandbares Leben führe.“

Gregorius war felsenfest entschlossen,  
daß er keinen einzigen Tag  
mehr verstreichen lassen wollte:  
2070 Für Gott und für die Ehre  
wollte er Leib und Leben verlieren  
oder die unschuldige Frau  
von der Hand dieses Herrn erlösen,  
der ihr ihr Land genommen hatte.  
2075 Dies sagte er nur einem einzigen Mann,  
der die Macht hatte,  
ihn dabei ordentlich zu unterstützen oder es ihm verwehren,  
dem allerhöchsten Herrn –  
niemand anderem wollte er davon sagen.  
2080 Morgens, als es zu tagen begann,  
da hörte er die Frühmesse  
und bereitete sich dann so vor,  
wie er ins Feld ziehen wollte.  
Sein Hauswirt wurde eingeweiht,  
2085 der half ihm hinaus vor die Stadt.  
Sehr eindringlich bat er ihn darum,  
daß er darauf achtete,

wenn er wieder zurückkäme,  
daß er ihn wieder hereinließe,  
2090 gleich ob er Verlust oder Gewinn mitbrächte.

So also kam der Gute  
mannhaft und mutig  
über jenes Feld geritten,  
vor das Zelt des Herzogs,  
2095 den er darin wußte.  
Nun erblickte ihn der mit dem festen Mut  
und wappnete sich sogleich,  
und sonst aber dort niemand weiter.  
Alle, die er da bei sich hatte,  
2100 die riefen, daß man ihm schnell  
sein Roß bringen sollte –  
er fürchtete, daß er ihm entrinnen könnte.  
Als Gregorius ihn kommen sah,  
kam ihm ein sinnreicher Einfall:  
2105 Er begann, vor ihm zurückzuweichen,  
überaus listig,  
bis zu den Seinen vor das Tor.  
Davor erwartete er ihn wohl vorbereitet,  
daß, wenn er auf ihn losginge,  
2110 er nichts davon hätte,  
wenn ihm sein Heer zu Hilfe käme.  
Nun saß die Stadtmauer und die Wehranlage  
voll Ritter und Damen,  
die beobachten wollten,  
2115 welcher von beiden da erfolgreich sein würde.  
Nun säumte der Junge sich nicht länger.

Jeder von ihnen machte mit großer Sorgfalt  
ein langen Anritt für den coup de lance.  
Jeder begehrte den andern.  
2120 In dem Moment, wo sie die Lanzen  
unter die Arme schlugen,  
trugen die Rosse sie zusammen.  
Die Lanzen waren kurz und gewaltig,  
weswegen sie keinem von beiden etwas brachten,  
2125 denn jeder von ihnen verstach

die seine, daß sie in Stücke brach,  
und sie doch sitzen blieben.  
Aber nicht im mindesten vergaßen sie  
auf die Schwerter an der Seite.  
2130 Sehen Sie, sie begaben sich in den Streit,  
zwei gleich starke Männer,  
von denen keiner je  
eine Feigheit zeigte, von der man berichten müßte –  
lassen Sie sich das als wahr gesagt sein –  
2135 sie wäre auch nur so stark wie ein Haar gewesen,  
und es mußte dort wahrhaftig  
in dem Streite zwischen beiden  
entweder das Können oder das Glück entscheiden.

Als jeder von ihnen genügend viel  
2140 mit dem Schwert dreingeschlagen hatte,  
da ging er so auf ihn los,  
der tüchtige Gregorius,  
daß er ihn unversehens am Zaum nahm  
und ihn mit Gewalt davonführte  
2145 bis dicht an das Stadttor.  
Das war noch vor ihm verschlossen  
und er wurde nicht gleich hineingelassen.  
Dies nun hatte die Ritterschaft  
des Herzogs wahrgenommen.  
2150 Die machten sich mit all ihrer Heereskraft auf,  
um ihrem Herrn entgegenzueilen.  
Als das die Stadtbewohner sahen,  
da warfen sie die Stadttore auf.  
Und so ging davor  
2155 der allerhärteste Streit los,  
der vordem oder seither  
mit so vielen Menschen losgegangen war.  
Und doch hielt Gregorius hier  
seinen gefangenen Mann fest  
2160 und brachte ihn ritterlich davon.  
Zu schlugen sie die Stadttore.  
Da erhoben sich die davor  
zu einem unerhört gewaltigen Ansturm –  
es dauerte nicht lange, bis sie es leid wurden.

2165 Der siegesselige Gregorius,  
der hatte sich also so  
die große Ehre des Tages erjagt,  
und er hatte das Land seiner Mutter  
von großem Schmerz erlöst  
2170 mit seiner tapferen Hand.  
Schon vordem war er so hoch zu preisen gewesen,  
daß es keinem, der es zu etwas gebracht hatte, leid war,  
ehrentvoll von ihm zu sprechen –  
nun aber hatte er noch weit mehr davon.  
2175 Auch war die Landesherrin und ihr Land  
durch die Hilfe seiner Hand  
all ihre Not losgeworden.  
Alles, was sie an Schaden genommen hatte,  
das ward ihr voll und ganz erstattet,  
2180 wie sie's gebot und erbat,  
und sie erhielt nach Recht und Gesetz eine Garantie darüber,  
daß er ihr kein irgendwie geartetes Leid  
fürderhin antun werde.  
Dabei beließ er es zuverlässig und auf Dauer.

2185 Als dieses Land, das so in Not gewesen war,  
all seine Kummernis überwunden hatte  
und in Frieden lag wie ehedem,  
da tat nun den Herren des Landes  
die tägliche Furcht weh,  
2190 die der Zweifel in ihnen wirkte,  
ob es ihnen nicht genauso ergehen würde,  
für den Fall, daß noch einmal  
irgendeine gewalttätige Hand sich gegen sie erheben würde.  
Sie sprachen, es könnte dies große Land  
2195 von einer Frau nicht bewahrt werden  
vor einer Arroganz des Unrechts,  
„und hätten wir einen Landesherrn,  
so könnte nichts uns etwas anhaben.“

Nun kamen sie also schnell  
2200 untereinander zu Rat und Beschluß,  
daß sie die Landesherrin bitten wollten,  
und das mit größter Eindringlichkeit,

daß sie einen Mann nehmen sollte,  
 der für sie als Herr des Landes geeignet wäre.  
 2205 Sie wüßten wohl, was sie für sich entschieden hätte  
 um Gottes Willen,  
 daß sie alle Männer zurückgewiesen hätte  
 und auch in Zukunft zurückweisen wollte.  
 2210 Aber das wäre eine schlechte Entscheidung.  
 Es wäre übel um ihr Leben bewandt,  
 wenn sie ein so reiches und mächtiges Land  
 freiwillig ohne Erben  
 so einfach ins Verderben gehen lassen wollte.  
 2215 Bei ihrer Beratung wären sie zu dem Ergebnis gekommen,  
 daß es noch Zeit wäre für eine bessere Entscheidung,  
 sowohl gegenüber der Welt wie auch gegenüber Gott –  
 und so würde sie auch sein Gebot besser einhalten –  
 nämlich einen Mann zu nehmen  
 2220 und einen Erben zu bekommen.  
 Dies war wahrlich der beste Rat,  
 denn unter dem Gesetz der Ehe verheiratet zu sein,  
 das ist das allerbeste Leben,  
 das Gott der Welt gegeben hat.

2225 Als ihr so viele richtige und wahre Argumente  
 vorgelegt wurden,  
 folgte sie ihrem Rat und ihrer Bitte,  
 und sie wollte es in Gottes Namen tun,  
 und gelobte, einen Mann zu nehmen.  
 2230 Damit war ihrer aller Wille geschehen.  
 Nun berieten sie weiter über alles mit dem Ergebnis,  
 daß man ihr die Wahl überließ,  
 den zu nehmen, den sie wollte.  
 Als das nun so sein sollte,  
 2235 da dachte die Gute  
 oft und tief in ihrem Gemüt darüber nach,  
 ob es möglich sei, einen zu nehmen,  
 der besser zu ihrer Vorstellungen taugte  
 als eben der Mann –  
 2240 und sie ließ sich ganz und gar auf diesen Gedanken fallen –  
 den Gott ihr gesandt hatte,  
 um sie und ihr Land zu erlösen.

Das war ihr Sohn Gregorius.  
Danach wurde er also  
2245 sehr bald der Ehemann seiner Mutter.  
Damit war des Teufels Wille vollzogen.

Als sie den Herren gesagt hatte,  
wer ihr zum Zweck am besten gefiel,  
da waren sie nun über keinen so froh wie über ihn;  
2250 sie nahmen ihn darauf als Landesherrn an.  
Nie entstand eine größere Wonne,  
als die Herrin und der Herr des Landes  
mit einander fanden,  
denn was sie reichlich hatten,  
2255 war Liebe in großem gegenseitigem Vertrauen.  
Sehen Sie: Worauf es hinausging, war, daß es sie reute!  
Er war ein guter Richter,  
wegen seiner Großzügigkeit berühmt.  
Alles was einem Mann  
2260 in dieser Welt ein wonnevolles Leben zu geben vermag,  
das konnte er wählen und jeder Wunsch ging in Erfüllung –  
und all das nahm einen jähen Fall!

Sein Land und seine Grenzmarken,  
die befriedete er so stark,  
2265 daß immer, wenn einer sie mit argen Absichten auch nur berührte,  
so zerschlug er dem  
Ehr und Ansehen und Hab und Gut.  
Er war festen Mutes,  
und hätte er's nicht um Gottes Willen unterlassen,  
2270 so hätten ihm untertan sein müssen  
alle Länder, die um ihn herum lagen.  
Er wollte aber das rechte Maß halten;  
Zur Ehre Gottes  
begehrte er nicht mehr,  
2275 als was ihm zum Dienst verpflichtet war,  
darüber hinaus wollte er nichts.

Seine Tafel behielt er allerwegen  
und hütete sie sorgfältig und insgeheim,  
verborgen in seiner Festung,

2280 wo niemand von ihr wußte –  
die da bei ihm gefunden worden war.  
Auf der las er täglich  
über seinen Stand in der Sünde,  
nicht zum Wohlbefinden seiner Augen,  
2285 wie er geboren worden wäre  
und die Sündenbürde  
seiner Mutter und seines Vaters.  
Gott, unsern Herrn bat er  
um seine Huld für sie beide  
2290 und erkannte nicht die Schuld,  
die auf seinem eigenen Rücken lastete,  
die er Nacht und Tag  
mit seiner Mutter verübte,  
mit der er Gott verdunkelte.

2295 Nun war dort am Hof ein Mädchen,  
so gescheit, wie man sagt,  
die fand richtig heraus, worüber er immer klagte –  
wie ich Ihnen nun sagen werde –  
denn sie kümmerte sich um die Kemenate,  
2300 in der die Tafel lag.  
Er hatte sich für seine Klage  
eine bestimmte Zeit am Tag vorgenommen,  
die er niemals verpaßte.  
Nun bemerkte das junge Fräulein Folgendes:  
2305 Immer wenn sie ihn hineinließ,  
daß er ging und lachte  
und daß er herauskam als tieftrauriger Mensch  
mit roten Augen.

Nun bemühte sie sich ständig  
2310 in peinlicher Heimlichkeit,  
wie sie das genau sehen könnte,  
was die Ursache seiner Klage wäre –  
und schlich ihm eines Tages hinterher,  
als er wieder wie üblich  
2315 in die Kemenate zum Klagen ging..  
Gleich war das junge Fräulein hier  
und verbarg sich, so daß sie genau sehen konnte,

wie kläglich schlecht es ihm ging  
und daß er auf der Tafel las,  
2320 wie es seine Gewohnheit war.  
Als er das sehr ausgiebig getan hatte,  
begleitet von Weinen und Beten,  
da trocknete er die Augen  
und glaubte, seine Geheimnisse  
2325 vor aller Welt wohl zu bewahren.  
Aber das Mädchen hatte sie auf diese Weise in Erfahrung gebracht.  
Wo er die Tafel hinlegte,  
das sah sie ganz deutlich.

Als sein Klagen ein Ende nahm,  
2330 kam das Mädchen unverzüglich  
zu seiner Herrin und sprach:  
„Madame, was ist das für ein Ungemach,  
von dem mein Herr so traurig wird,  
während Sie mit ihm zusammen gar nicht unfroh sind?“  
2335 Die Dame sprach: „Was meinst Du?  
Ja wirklich, er ist doch erst jetzt vor Kurzem  
ganz fröhlich hier von uns weggegangen!  
Was könnte er, seit er von mir ging  
an Neuigkeiten erfahren haben,  
2340 von denen er jetzt traurig ist?  
Hätte man ihm so etwas gesagt,  
das hätte er mir nicht verschwiegen.  
Es ist nichts passiert, worüber er weinen müßte.  
Du hast Dich bestimmt getäuscht!“  
2345 „Madame, das hab ich leider nicht!  
Ganz bestimmt, ich sah ihn heute dastehn,  
wie ihn eine solche Trauer umfing,  
die mir ins Herz schnitt.“

„Schau, bei Dir war es ja schon immer üblich  
2350 und Du hast mir damit  
schon manche schwere Stunde gemacht,  
daß Du niemals gute Neuigkeiten berichtet hast.  
Du würdest besser schweigen  
als daß Du Lügengeschichten berichtest,  
2355 mit denen ich mir nur Schaden zuziehe.“

„Madame, das ist keine Lüge!  
 Ich klage ja über nichts anders  
 als daß ich Ihnen nichts als die Wahrheit sage.“  
 „Schau, meinst Du's also doch so?“  
 2360 „Meiner Treu, ja, er ist ganz unfroh.  
 Ich glaubte, Sie wüßten das sehr viel besser.  
 Ja, Madame, was mag das sein,  
 das er vor Ihnen so ganz und gar verstohlen hält,  
 wo er doch sonst nichts vor Ihnen verhehlt?  
 2365 Wahrlich, Madame, was es auch ist,  
 da haust etwas ganz, ganz Schweres.  
 Ich hab es schon mehrfach wahrgenommen.  
 Ich bin nun zu dem Schluß gelangt,  
 daß er einen so großen Kummer mit sich trägt,  
 2370 daß er ihn noch keinem Menschen gesagt hat.  
 Seit er sich um dieses Land kümmert,  
 hat er noch keinen einzigen Tag ausgelassen,  
 an dem er nicht jedesmal gegen Morgen  
 einsam und im Verborgenen  
 2375 in diese Kemenate ging,  
 und gut mit Freuden versehen.  
 Aber wie fröhlich er auch dort hineinging,  
 so kam er doch am Ende jedesmal  
 heraus und war von Traurigkeit ganz verfärbt.  
 2380 Ich habs aber doch nie so genau wahrgenommen,  
 wie ich das heute tat.  
 Als ich ihn dort hinein gehen sah,  
 da stahl ich mich mit ihm dort hinein  
 und verbarg mich da, so daß ich ihn  
 2385 und alle seine Bewegungen sehen konnte.  
 Ich sah, wie es ihm furchtbar schlecht ging,  
 von ganz unmännlichem Klagen,  
 und wie er vor sich  
 ein Ding hatte, worauf geschrieben war.  
 2390 Als er das sah und las,  
 da schlug er sich immerzu an die Brust  
 und fiel auf die Knie  
 mit Bittgebeten, ganz oft,  
 und gar manchem Blick nach oben.  
 2395 Ich hab noch nie jemand gesehen und werde keinen mehr sehen,

der so voll Schmerzen geweint hat.  
daran habe ich sehr gut erkannt,  
daß sein Herz voller Leiden ist.  
Denn daran habe ich keinen Zweifel:

2400 Bei einem so beherzten Mann,  
wenn den das Weinen überfällt,  
das ist nicht ohne Herzenstraurigkeit,  
so wie ich ihn heute weinen sah.“

Die Dame sprach traurig:

2405 „Oh weh, mein geliebter Herr!  
Was kann ihn so verwirren?  
Ich weiß nichts, was ihn bekümmern könnte,  
denn er ist jung und gesund  
und hat an Macht und Reichtum, was er braucht.  
2410 Und ich unterlasse nichts,  
ich bin ihm willfährig, wie es meine Aufgabe ist,  
und ich kann wohl alle Lust dazu haben,  
denn er weiß wohl, wie er sie erregen kann.  
Wenn irgend eine Frau einen Mann hat, der ihr teurer ist,  
2415 wahrlich, den lasse ich ihr ohne Zorn.  
Denn, weiß Gott, der ward noch nicht geboren.  
Oh weh mir armen Frau.  
Mir ist doch an Leib und Leben kein Geschick  
zuteilgeworden, das irgend gut gewesen wäre,  
2420 und mir wird auch nie eines zuteil werden,  
wenn nicht durch das, was er ist und kann.  
Was mag ihm nun, so jung wie er ist, geschehen sein,  
daß er so viel zu weinen hat,  
wie ich Dich da sagen höre?  
2425 Nun hilf mir doch irgendwie,  
wo er mir's verschwiegen hat,  
wie ich sein Leid erfahren kann,  
ohne daß er etwas bemerkt.  
Ich fürchte, wenn ich ihn bitte, es mir zu sagen,  
2430 werde ich ihn damit verlieren.  
Ich weiß wohl, was auch immer  
ihm an Leid oder Aufregung  
geschehen mag – wenn er sie sagen könnte,  
würde er sie mir nicht eine Minute verschweigen.

2435 Nun begehre ich doch nichts von seinem Schicksal  
gegen seinen Willen zu wissen,  
nur dies ist, mit bestimmter Absicht,  
für mich zu wissen not:  
ob das, was ihn beschwert,  
2440 irgendwie so ist,  
daß ihm meine Hilfe dafür gut wäre,  
und vielleicht die Möglichkeit besteht, es ihm abzunehmen.  
Daß er mir irgendetwas von seinem Schicksal,  
ob es zu Freuden führt oder nicht,  
2445 verschweigt, das war ich nicht gewohnt,  
und deshalb bin ich mir sehr gewiß,  
daß er mir dies nicht freiwillig sagt.“

„Nun kann ich Ihnen gut helfen“, sprach das Mädchen,  
„daß Sie es ganz gut in Erfahrung bringen  
2450 und doch seine Huld behalten.  
Da wo ich ihn so dastehen sah,  
wie er klagte über das, was ihn aufregte,  
merkte ich mir die Stelle ganz gut,  
und ich werde sie Ihnen zeigen.  
2455 Als er genug geweint  
und sich an die Brüste geschlagen hatte –  
was er da vor sich hielt,  
das verbarg er ganz schnell  
in einem Loch in der Mauer über ihm.  
2460 Eben die Stelle merkte ich mir.  
Wenn es möglich ist, daß Sie so lange warten –  
er will doch auf die Pirsch reiten –  
Madame, dann führe ich Sie dorthin  
und zeige es Ihnen: Dann schauen Sie nach,  
2465 was darauf geschrieben steht,  
und da werden Sie alles erkennen.  
Es ist bestimmt nicht anders:  
Dort steht etwas  
geschrieben von seinen Sorgen,  
2470 die er auf die Weise verborgen hat.“

Als er nach seiner Gewohnheit  
in den Wald auf die Pirsch geritten war,

da tat sie also schnell,  
was ihr das Mädchen geraten hatte,  
2475 und ging dahin, wo sie die Tafel fand,  
und erkannte sie auf der Stelle,  
daß es nämlich eben die war –  
wie man Ihnen in dieser Geschichte  
schon früher erzählt hat –  
2480 die sie ihrem Kind beigelegt hatte.  
Und wie sie darauf las,  
daß sie zum zweiten Mal versenkt worden war  
in den abgrundtiefen Wogen  
tödlicher Sünden,  
2485 da dünkte sie, ihrer Unseligkeit wäre nun genug.  
Sie schlug sich gegen die Brüste  
und brach ihr schönes Haar herunter,  
sie konnte nur denken, daß sie wahrhaftig  
für die Hölle geboren wäre,  
2490 und daß Gott verschmäht hätte  
ihre herzliche Reue und Trauer,  
in der sie voll Vertrauen einhergegangen war  
für ihre frühere Schandtät –  
wie man Ihnen vorher erzählt hat –,  
2495 da er den verräterischen Machenschaften des Teufels  
nun zum zweiten Mal die Zügel gelassen hatte,  
so daß sie bis auf den Grund der Sünde  
gefallen war – ein weiteres Mal.

Die Sonne ihrer Freuden war zugedeckt  
2500 mit todfinsterer Nacht.  
Ich glaube, ihr Herz wäre  
unter der Last zerbrochen,  
wenn da nicht eine kurze Hoffnung gewesen wäre  
und ihre Schwermut erleichtert hätte –  
2505 und doch baute sie all ihren Trost darauf.  
Sie überlegte: „Wie, wenn meinem Mann  
diese Tafel anders zugetragen worden wäre  
als ich mir überlegt habe?  
Wenn Gott meinen Sohn  
2510 gesund irgendwo landen ließ,  
hat vielleicht der, der ihn dort gefunden hat,

die Tafel und den Stoff  
meinem Herrn zum Kauf angeboten!  
Auf die Hoffnung will ich leben,  
2515 bis ich erfahre, wie es richtig war.“  
Ein Bote ward herbestellt  
und sie schickte alsbald  
nach ihrem Herrn dort im Wald.

Der Bote eilte auf der Stelle  
2520 dorthin, wo er seinen Herrn fand.  
Folgendes sprach er zu ihm:  
„Herzog Gregorius,  
wenn Sie je meine Herrin  
lebendig wiedersehen wollen,  
2525 so sehen Sie ganz schnell nach ihr,  
oder Sie kommen zu spät.  
Als ich sie verließ, war sie ganz aufgelöst.“  
Nun ward Gregorius davon  
furchtbar traurig und unfroh.  
2530 Er sprach: „Bursche, was redest Du da?  
Ich habe sie doch gerade erst verlassen,  
und da war sie voller Fröhlichkeit und ganz gesund!“  
„Herr, das gebe ich auch zu.  
Es ist ja erst gerade jetzt geschehen!“

2535 Da gabs kein Halten mehr im Wald,  
im Galopp ritten sie nach Hause,  
da ward – ich verbürge mich Ihnen dafür –  
nicht viel abgesehen unterwegs,  
bis er schließlich da anlangte,  
2540 wo seine Freude ihr Ende nahm,  
denn er mußte sehen,  
daß die Dame seiner Liebe  
eine nur schwer zu ertragende Augenweide war:  
Von ihren Wangen war vor Leid  
2545 die Rosenfarbe gewichen,  
die Schönheit vollständig bleich geworden –  
so fand er sie, und sie hatte die Farbe des Todes.  
Da wich auch von ihm die Freude restlos.  
Übergroßer Jammer erhob sich,

2550 denn zwei, die einander mehr liebten,  
 hat nie ein Menschenauge gesehen.  
 Der gute Sünder sprach:  
 „Madame, warum sind Sie so aufgelöst?“  
 Sie konnte ihm kaum darauf antworten,  
 2555 denn das Seufzen brach ihr das Sprechen.  
 Mit halben Worten sprach sie:  
 „Monsieur, ich habe allen Grund, traurig zu sein.“  
 „Was macht Sie leiden, Madame, meine Liebste?“  
 „Monsieur, davon ist der Maßen viel,  
 2560 daß ich vor Gott klagen will,  
 daß ich überhaupt zur Welt gekommen bin,  
 denn die Glückseligkeit ist mir gram.  
 Fluch kam über die Stunde  
 aus dem Mund unsers Herrn,  
 2565 in der ich geboren wurde.  
 Unseligkeit hat sich gegen mich verschworen  
 und sie hält fest an ihrem Eid gegen mich,  
 denn immer ist tausendfaches Herzeleid  
 für eine einzige Annehmlichkeit mein Geschick gewesen.  
 2570 Monsieur, Sie müssen mir Auskunft darüber geben,  
 von wo Sie geboren sind!  
 Es wäre schon früher an der Zeit gewesen  
 für die Frage, die ich jetzt stelle –  
 ich glaube, ich komme zu spät mit ihr.“

2575 „Madame, ich weiß wohl, worüber Sie klagen!  
 Irgendwer hat Ihnen gesagt,  
 ich sei ein Mann von Ungeburts.  
 Wenn ich wüßte, wer Ihnen damit  
 solches Leid zugefügt hat,  
 2580 ich würde nimmer davon ablassen, alles anzustellen,  
 bis er tot wäre.  
 Verberg er sich wohl, das hat er nötig!  
 Aber wer er auch ist – er hat gelogen.  
 Ich bin von einem Herzog  
 2585 gebürtig, das ist sicher.  
 Gewähren Sie mir die Bitte, und zürnen Sie mir nicht,  
 daß wir über diese Geschichte jetzt schweigen;  
 es ist mir nicht möglich, Ihnen mehr darüber zu sagen.“

Darauf antwortete ihm die Dame folgender Maßen:  
2590 „Die Geschichte, Monsieur, ist anders.  
Wahrlich, ich würde keinen Menschen,  
weiß Gott, jemals wieder mit einem Lächeln ansehen,  
der mir über Sie etwas erzählte,  
das Ihnen nicht gefiele;  
2595 der bekäme von mir keine gute Antwort mehr.  
Was ich fürchte, ist, daß Ihre Geburt  
meiner nur allzu ebenbürtig ist.“  
Sie nahm die Tafel hervor,  
sie sprach: „Sind Sie der Mann –  
2600 verhehlen Sie mir da nichts –  
von dem hierauf geschrieben steht,  
so hat uns des Teufels verräterische Machenschaft  
Seele, Leib und Leben in den Abgrund versenkt:  
Ich bin Ihre Mutter und Ihre Ehefrau!“

2605 Nun sagen Sie, wie jetzt  
dem guten Sünder war!  
Er stand nur noch unter dem Gebot des Leids.  
Seinen Zorn erhob er gegen Gott.  
Er sprach: „Dies ist, worum ich immer betete!  
2610 Daß mich Gott an die Stätte bringen möge,  
daß mir dort das Gute geschehen möge,  
daß ich mit Freuden sehen möge  
meine liebe Mutter.  
Mächtiger, überguter Gott,  
2615 das hast Du mir anders gewährt,  
als ich's von Dir begehrt habe.  
Ich habe sie begehrt in einem Verlangen  
nach Liebe und nach Güte –  
nun habe ich sie so wiedergesehen,  
2620 daß ich davon nimmermehr froh werde.  
Denn besser wär's, ihr fern zu sein,  
als auf solche Weise nahe!“

Ich weiß wohl, daß Judas  
nicht mehr Reue und Trauer hatte,  
2625 als er sich vor Leid aufhängte,  
als die zwei hier.

Auch trauerte David  
 nicht tiefer zu jener Zeit,  
 als man ihm die Nachricht brachte,  
 2630 daß sie erschlagen wären,  
 Saul und Jonathan  
 und Absalom, der doch  
 sein Sohn war, der schönste Mann,  
 den je eine Frau ihren Sohn nennen konnte.  
 2635 Wenn jemand ihren Jammer und ihr Klagen  
 völlig bis zum Ende erzählen wollte,  
 der müßte klüger sein als ich.  
 Ich glaube, es ist unmöglich,  
 daß Ihnen das überhaupt jemand mit nur einem einzigen Mund  
 2640 in aller Vollständigkeit bieten kann.  
 Der Tod könnte sich vielleicht  
 mit dieser Not messen lassen.  
 Den hätten sie, wäre er zu ihnen gekommen,  
 in volle Kost und Logis gebeten.  
 2645 Beides war ihnen  
 gesättigt von gleichem Leid,  
 beides, Seele und Körper.  
 Wo wurde je einem Mann oder einer Frau  
 eine derartige Last auferlegt,  
 2650 für die es so gar keine Aussicht  
 auf Trost und Hilfe gab?  
 Die Seele entsetzte sich davor, in der Hölle zu rösten,  
 und ihr Körper war ihnen beiden  
 voll Kummer, daß sie sich trennen mußten.  
 2655 Es schuf die Schöpferkraft Gottes  
 eine uneinige Liebschaft,  
 die doch zusammenbleiben muß,  
 zwischen der Seele und dem Körper.  
 Denn was dem Körper wohl tut.  
 2660 das ist keineswegs gut für die Seele;  
 was aber die Seele am Leben erhält,  
 das muß dem Körper zum Kummer sein.  
 So hatten sie nun ihre Not, beide an beidem,  
 das war ein zwiefacher Tod.

2665 Die Dame sprach aus großem Jammer,  
 denn sie sah den Jammer vor sich:  
 „Oh weh, ich verfluchtes Weib!  
 Wahrlich, mancher bereitet seinem Körper Kummer,  
 auf daß die Seele froh werde –  
 2670 und dann geschieht es genau so!  
 Umgekehrt kümmert sich mancher Mann und manche Frau  
 nicht um die Seele, statt dessen um den Körper  
 und führt ein Wohlleben in dieser Welt.  
 Ich kann und werde  
 2675 von meinem Körper nicht behaupten,  
 daß ihm Gutes geschehen sei.  
 Ist mir nun auch noch die Seele verloren,  
 so ist der heiße Zorn Gottes  
 ganz und gar über mich heruntergefallen,  
 2680 wie auf alle, die verflucht sind.  
 Mich wundert, nach dieser Schandtät,  
 die mir der Körper begangen hat,  
 daß mich die Erde noch geruht zu tragen.  
 Sohn, Monsieur, ists Ihnen möglich, mir zu sagen –  
 2685 denn Sie haben viele Bücher gelesen –  
 ob es noch einmal eine Möglichkeit zu einer Buße gibt  
 für eine solche Schandtät –  
 wenn es nun schon keinerlei Hilfe gibt,  
 und etwas anderes traue ich mich nicht gut zu denken,  
 2690 und ich in der Hölle werde wohnen müssen –  
 mit der ich doch wenigstens erreiche,  
 daß sie mir doch ein wenig  
 sanfter sei als das Leben von so manchem,  
 der auch der Hölle übergeben wird.“

2695 „Mutter“, sprach Gregorius,  
 „sprechen Sie so etwas niemals mehr aus.  
 Es ist wider das Gebot.  
 Verzweifeln Sie nicht an Gott!  
 Sie werden ganz sicher gerettet werden.  
 2700 Ja, ich habe von dem einen Trost gelesen,  
 daß Gott die wahre Reue und Trauer  
 als Buße für jedwede Schandtät akzeptiert.  
 Nie kann Ihre Seele so ungesund sein –

wird Ihnen das Auge nur irgendwann  
 2705 von herzlicher Reue und Trauer naß –  
 so sind Sie gerettet, das glauben Sie!  
 Bleiben Sie Ihrem Land treu.  
 Gute Speisen und Kleidung  
 sollen Sie Ihrem Körper vorenthalten,  
 2710 Annehmlichkeit und Freude fliehen.  
 Sie sollen es aber nicht so behalten,  
 daß Sie es etwa so regieren,  
 daß Sie irgend weltliche Ehre davon hätten,  
 sondern nur dazu, daß Sie es um so mehr  
 2715 Gott recht machen mit Ihrem Hab und Gut.  
 Ja, es trifft das Gemüt schlimmer,  
 wenn einer die Wahl für ein gutes Leben hat  
 und er darauf verzichtet,  
 als wenn ein Mensch entbehrt,  
 2720 woran er nie einen Anteil hatte.  
 Sie sind eine Frau voll Schuld!  
 Lassen Sie das den Körper entgelten  
 mit tagtäglichem Mühsal,  
 so daß ihm das abgeschlagen werde,  
 2725 was er da am allermeisten begehrt.  
 Halten Sie ihn so, solange er Ihnen das gewährt,  
 in den Banden von Reue und Trauer.  
 Die Einkünfte aus Ihrem Land  
 teilen Sie mit den Armen:  
 2730 So werden Sie Gott erbarmen.  
 Stiften Sie mit Ihrem Eigentum,  
 wo Ihnen Ihre weisen Ratgeber das zeigen werden,  
 reiche Klöster – das ist gut;  
 so werden Sie seine Zornmütigkeit besänftigen,  
 2735 die wir so gründlich erregt haben.  
 Auch ich will mich ihm zur Buße stellen.  
 Madame, meine liebe Mutter:  
 Dies soll das letzte Gespräch sein,  
 das ich jemals mit Ihnen führe.  
 2740 Wir wollen es dahin bringen,  
 daß Gott uns eines Tages beide  
 in seinem Reich zusammenführt.  
 Ich werde Sie nimmermehr sehen.

Und wir wären besser schon früher von einander geschieden.  
2745 Diesem Land und allem Hab und Gut  
und allem weltlichen Trachten,  
dem sei von heut an abgesagt.“  
Seine reichen Kleider tat er dahin  
und nahm Abschied von dem Land  
2750 in dürftigsten Gewändern.

Dem reichen Bedürftigen  
war jede Gnade versagt,  
außer daß er all seine Mühsal  
in freiwilliger Demut erlitt.  
2755 Er beehrte aus tiefstem Gemüt,  
daß ihn der gütige Gott  
in eine Wüstenei senden möge,  
wo er büßen würde  
bis zu seinem Tod.  
2760 Als wär's ein Spiel, trat er diesen Kampf an.  
Maßlos war er in seiner Scheu  
vor den Leuten und der Straße  
und dem offenen Feld;  
immer der Wildnis entgegen  
2765 nahm der Arme seine Wegrichtung;  
er watete durchs Wasser – neben dem Steg;  
mit zarten Füßen, ohne Schuhe,  
strich er durch Wald und Bruch,  
sprach dabei ständig seine Gebete,  
2770 aß nichts bis zum dritten Tag.

Nun ging ein Steig, der war schmal,  
nah an einem See, ins Tal hinunter.  
Den nahm der Mann ohne Leib und Leben,  
und er folgte ihm,  
2775 bis er ein Häuschen erblickte.  
Da kehrte der Arme ein, um auszuruhen.  
Das Haus hatte sich ein Fischer dort gebaut,  
den dünkte, daß nirgendwo anders  
das Fischen ergiebiger sei.  
2780 Den bat der reuige Trauermann  
um Herberge – um Gottes Willen.

Da hatte er von dem mehr Spott zu erdulden,  
als er gewohnt war.  
Wie der Fischer sah,  
2785 daß er einen so schönen Körper hatte,  
wiegte er das Haupt und sprach:  
„Das ist ja stark, Du Betrüger!  
Ja, wenns an dem wäre,  
daß ich hier oben nichts als Dummheit hätte,  
2790 und ich würde Dich Vielfraß hier behalten,  
dann gäbst Du feiner Pinkel  
auf Deine schönen Reden gar nichts,  
und wenn heut nacht ich und meine Frau im Schlaf liegen,  
würdest Du uns beiden Leib und Leben  
2795 nehmen, um an unser Hab und Gut zu kommen.  
Oh weh, wie übel ist die Welt,  
daß die Leute untereinander  
solche Untaten dulden,  
so viele unnütze Menschen,  
2800 von denen Gott noch nie Ehre bekam,  
und die nur die Leute ausplündern!  
Ein anständiges Stück Rodearbeit  
wäre für Deine Arme gerade das Richtige;  
in Deine Hand paßte besser  
2805 eine Haue und eine Gerte  
als Deine Bettelreise!  
Das Brot ist gut angelegt –  
der Teufel soll Dir den Tod schicken! –  
das Du Vielfraß verschwendest.  
2810 Wie schandbar Du mit Deiner Stärke umgehst!  
Räume mir das Haus, aber schnell!“

Nun war es sehr spät.  
Der Sünder aber nahm  
diese Schimpfrede, ohne sich zu beschweren,  
2815 und lächelnden Muts entgegen.  
Folgender Maßen antwortete ihm der Gute:  
„Herr, Sie haben mir die Wahrheit gesagt.  
Wenn einer sich selbst wohl bewahren kann,  
dann zeugt das von Sinn und Verstand.“  
2820 Gute Nacht wünschte er ihm,

nahm Abschied und ging lächelnd von dannen.  
 Der Mann, dem weder Lager noch Weg gewiesen worden war,  
 hatte die höhnische Rede voll Begehren angehört  
 und lobte Gott dafür  
 2825 und für die unwürdige Behandlung.  
 Alles, was an Schmach und Leid  
 dort seinem Leib noch geschehen wäre,  
 das hätte er nur gern gesehen.  
 Hätte ihm dieser Mensch von Ungebur  
 2830 in seinem Zorn gewaltige Schläge  
 über den Rücken geschlagen,  
 er hätte das gerne ausgehalten,  
 wenn die Last seiner Sünden  
 davon nur geringer geworden wäre.

2835 Die Frau des bösen Fischers  
 erbarmte sich an seiner Leiblichkeit.  
 Sie bedünkte doch, daß er  
 keineswegs ein Betrüger wäre.  
 Von dem Geschimpfe, das ihr Mann da losließ,  
 2840 als er in seiner Bedürftigkeit seine Bitte vortrug,  
 füllten sich ihr die Augen.  
 Sie sprach: „Ungelogen,  
 das muß ein guter Mann sein.  
 Wahrhaftig, ich seh es ihm wohl an.  
 2845 Möge Gott Dich's nicht entgelten lassen:  
 Du hast in einer Art und Weise geschimpft,  
 das wird Dir an Dein Seelenheil gehen!  
 Du weißt ganz gut, daß Dein Haus  
 fernab von allen Leuten steht.

2850 Wenn Dich schon unser Herr  
 an Deine Seligkeit gemahnt  
 und Dir seinen Boten gesandt hat,  
 dann hättest Du den besser empfangen sollen  
 und außerdem folgendes gut bedenken:  
 2855 Dir ist noch nie ein Bedürftiger hierher gekommen,  
 bis auf diesen armen Menschen,  
 und er hat auch nicht viel davon gehabt.  
 Wenn einer sich jeden Tag  
 2860 vom Jagen ernähren muß,

immer im Zweifel, ob er Erfolg haben wird, wie Du,  
der sollte Gott vor Augen haben;  
überdenke es noch einmal, laß Dir mit meinem Rat helfen,  
und so möge Gott Dir helfen; und vergönne mir,  
2865 daß ich ihm nachrufen darf!  
Seine Reise ist kein Zuckerlecken,  
und ehrlich, er kann nie so wacker drauflosgehen,  
daß er nicht auf jeden Fall im Wald übernachten muß.  
Wenn ihn nicht die Wölfe fressen,  
2870 was aber leicht sein Schicksal ist,  
so muß er selber ohne Essen dort im Wald liegen  
und auf alle gnädige Hilfe verzichten.  
Gib mir die Erlaubnis,  
daß ich ihn heut nacht hier behalte.“  
2875 So also besänftigte sie mit Güte  
dem Fischer sein Gemüt,  
so daß er ihr das vergönnte,  
daß sie da im Augenblick  
dem, dem man weder Lager noch Weg gewiesen hatte, nachlief,  
2880 und daß sie ihn wieder zurück holte.

Als sie ihn wieder zurückgebracht hatte,  
da wurde dem Fischersmann  
sein Abendessen bereitet.  
Für die überaus unwürdige Behandlung,  
2885 die er – ohne jedwelche Notwendigkeit –  
dem edlen Bedürftigen hatte zuteil werden lassen,  
dafür wollte ihn die Frau entschädigen  
und fing an ihm vorzusetzen  
das Beste, was sie an Speise hatte.  
2890 Die wies der weise Mann zurück,  
wie viel sie ihn auch nötigte.  
Ein Ranft von einem Haferbrot  
ward ihm daraufhin gebracht  
und ein Trunk von der Quelle.  
2895 Und da noch sagte er zu der Frau,  
daß sein sündiger Leib  
kaum diese Speise wert wäre.

Als ihn der Fischer  
 diese armselige Speise essen sah,  
 2900 da schimpfte er wiederum auf ihn und sprach:  
 „Oh weh, daß ich das ansehen muß!  
 Ja, jetzt erkenne ich Dich wohl als Betrüger  
 und daß das alles Lug und Trug ist!  
 Du hast Dich von so armseliger Speise  
 2905 bisher noch niemals ernährt!  
 An Deinen Wangen sind  
 weder Frost noch die Not des Hungerns zu sehen,  
 so feist wie sie sind und rot durchblutet.  
 Noch nie hat ein Mann oder eine Frau  
 2910 einen schöneren Körper gesehen,  
 den hast Du Dir nicht geholt  
 aus Brot oder Quellwasser.  
 Du bist ganz gut gemästet,  
 Deine Schenkel sind glatt, Deine Füße gewölbt,  
 2915 die Zehen nebeneinander, wie geleimt, und lang,  
 Deine Nägel sauber und hell.  
 Deine Füße sollten unten  
 breit sein und zerschrunden  
 wie bei einem Mann auf Wallfahrt.  
 2920 Nun entdecke ich aber an Deinen Schenkeln  
 keinen Fall und keinen Stoß –  
 die sind noch nicht lange entblößt gewesen;  
 sie sind gut davor bewahrt geblieben,  
 daß Frost oder Wind sie  
 2925 nur ja nicht berührt!  
 Glatt und unzerrauft  
 ist Dein Haar, und Dein ganzer Körper  
 gleicht einem gemästeten Vielfraß.  
 Deine Arme und Deine Hände  
 2930 zeigen keinerlei Mißhandlung,  
 die sind so glatt und so weiß,  
 mit denen machst Du was andres  
 in Deinen Privatgemächern daheim,  
 als Du hier vorgibst.  
 2935 Ich hab keine Sorge darüber,  
 daß Du gleich morgen anfängst  
 Dich für diese Not zu entschädigen;

Du wirst Dir einen besseren Sessel wissen,  
 wo Du alles wohlfeil findest,  
 2940 wo Du, weiß Gott,  
 gut über all Deine Not hinwegkommst,  
 und wo dieses dürre Haferbrot  
 und dies Quellwasser  
 etwas ganz Unbekanntes ist für Deinen Mund!“

2945 Diese Rede nahm der Gute  
 lächelnden Muts entgegen  
 und wollte seinen Nutzen bei Gott davon haben,  
 daß er so großen Hohn und Spott erleiden mußte  
 von einem, der so niedriger Geburt war.

2950 Er gab ihm keine Antwort  
 bis zu dem Augenblick,  
 wo er ihn auszufragen begann  
 und Auskunft haben wollte,  
 was für ein Mensch er wäre.

2955 Er sprach: „Herr, ich bin so ein Mann,  
 daß ich nicht weiß, wie ich überschauen soll  
 meine sündige Schuld,  
 und ich suche, um Gottes Huld zu gewinnen,  
 eine Stätte in dieser Wüstenei,

2960 auf der ich für alle Zeit  
 Buße tun werde, bis zu meinem Tod,  
 indem ich meinen Leib alle erdenklich Not leiden lasse.  
 Es ist heute der dritte Tag,  
 daß ich Welt aufgegeben habe

2965 und nur noch dorthin ging, wo Wildnis war.  
 Ich wollte hier kein  
 Anwesen oder Leute finden.  
 Weil mich aber heute  
 mein Weg zu Ihnen getragen hat,

2970 so suche ich hier gnädige Hilfe.  
 Wenn Sie irgend hier in der Nähe  
 eine Stätte wissen, die mir gefallen könnte,  
 einen wilden Fels oder eine Höhle,  
 weisen Sie mich dorthin; Sie tun damit etwas Gutes.“

2975      Dafür gab ihm der Fischer gleich die Antwort:  
 „Wenn es das ist, was Du begehrt, Freund, so sei froh!  
 Wahrlich, ich werde Dich heimbringen.  
 Ich weiß hier in unsrer Nähe einen Fels,  
 ein Stückchen in den See hinaus:  
 2980 Dort mag es Dir wohl recht weh werden!  
 Wenn wir das zustandebringen,  
 daß wir Dich dorthinschaffen,  
 dann hast Du dort jede Möglichkeit, in schweren Tagen  
 über Deinen Kummer feine Klagen anzustimmen.  
 2885 Wild genug wird's Dir dort sein!  
 Wenn Du je irgendwie die Vorstellung hattest,  
 daß Du mit ganzem Gemüt zu Deiner Reue stehen willst,  
 dann kann ich Dir dafür alle Hilfe bieten:  
 Ich habe eine eiserne Halterung  
 2890 nun schon seit langem aufgehoben,  
 die will ich Dir zur Aussteuer geben,  
 damit Du Dein Leben  
 auf eben diesem Felsen beständig einrichten kannst.  
 Schließ die um Dein Bein.  
 2895 Reut Dich dann der Entschluß,  
 so mußt Du, ohne dafür danke zu sagen,  
 doch dort oben bleiben.  
 Es ist der Felsen so beschaffen,  
 selbst wenn einem die Füße los und ledig sind,  
 3000 so geht der keinen sanften Weg da herunter.  
 Wenn es Dir nun ernst ist mit all dem,  
 so geh schlafen und sei früh auf,  
 nimm Deine Eisenhalterung mit  
 und setz Dich zu mir ins Boot,  
 3005 wenn ich noch vor Tag zum Fischen fahr.  
 Dir zuliebe nehme ich Kurs dorthin  
 und helfe Dir auf den Felsen  
 und mach Dir Deine Beine  
 mit der Eisenhalterung fest,  
 3010 daß Du dort alt werden mußt,  
 und daß Du mich wahrlich  
 auf diesem Erdenreich  
 nie mehr belästigst –  
 da hab ich überhaupt keine Angst.“

3015 Wenn auch mit nichts als Hohn gegeben,  
so war doch der Rat und die Hilfe  
genau so, wie er's wünschen konnte,  
wenn er hätte wünschen sollen.

Nun war dieser alles andre als gute Mann  
3020 ganz strikt darin,  
daß er ihm keinerlei Bequemlichkeit,  
und sei's nur ein Dach über dem Kopf,  
in seinem Hause vergönnte.  
Seine Frau wußte nicht –  
3025 obwohl sie all ihr Sinnen und Trachten darauf wandte –  
wie sie von ihm erreichen konnte,  
daß er herinnen hätte bleiben können.  
Wie ein Hund ward er hinausgetrieben,  
in den Hof, vor die Tür.  
3030 Fröhlich ging er nach draußen.

Für die Nacht ward er gelegt –  
das entsprach nicht seiner Gewohnheit –  
in eine so armselig kleine Behausung –  
sie hätte nicht armseliger sein können:  
3035 Sie war zerfallen, ohne Dach.  
Man schuf dem Fürsten eine Bequemlichkeit,  
wie sie sogar  
seinem Aschenjungen gänzlich unbekannt war.  
Drinne fand er kaum etwas, das ihm helfen konnte,  
3040 weder Stroh noch Bettzeug –  
die gute Frau trug ihm  
ein bißchen Schilfrohr zum Drauflegen hinein.  
In seiner Nähe hielt er dann, sorgsam hingelegt,  
seine Eisenhalterung  
3045 und dazu seine Tafel,  
damit er sie am Morgen in der Früh fände.

Wie wenig lag er in dieser Nacht!  
Ständig war er im Gebet,  
bis ihn die Müdigkeit übermannte.  
3050 Als er endlich Schlaf fand,  
da war es nahe am Tag.

Da fuhr der Fischer auf die Jagd;  
 früh hatte er sich dafür bereit gemacht,  
 nach seiner Gewohnheit.  
 3055 Nun rief er seinem Gast,  
 während der noch so fest schlief,  
 wies halt von großer Übermüdung kommt,  
 so daß er sein Rufen nicht hörte.  
 Da rief er ihm noch einmal;  
 3060 er sprach: „Ich habs doch vorher genau gewußt,  
 daß es diesem Betrüger  
 mit seinem Gerede nicht ernst ist.  
 Jetzt rufe ich Dir nicht mehr!“  
 Und so machte er sich eilig fort zum See.

3065 Als das die gute Frau sah,  
 weckte sie ihn auf und sprach:  
 „Willst Du losfahren, guter Mann,  
 schau, da versäumst Du Dich jetzt.  
 Mein Eheherr will auf den See hinausfahren.“  
 3070 Da ward nun nicht mehr länger gewartet,  
 groß und schwer kam die Furcht über ihn,  
 daß er es nun verpaßt hätte,  
 wo er doch gerade  
 in seinem tiefsten Gemüt so froh geworden war,  
 3075 daß er ihn mitfahren lassen wollte,  
 wie er ihm das versprochen hatte.  
 Lieb und Leid in einem,  
 die brachten es fertig,  
 daß er in seiner Eile  
 3080 auf die Tafel vergaß,  
 die er doch zu jeder Zeit  
 an der Seite trug.  
 Die eiserne Halterung trug er mit sich  
 und eilte dem Mann hinterher.

3085 Er rief, daß er um Gottes Willen auf ihn warten solle.  
 Und so brachte ihn der ungehobelte Kerl  
 auf jenen wilden Felsen.  
 Dort schloß er ihm die Beine  
 fest in die Eisenhalterung.

- 3090 Er sprach: „Hier mußt Du alt werden.  
Wenn Dich nicht der Teufel  
mit seinen Tricks hier fortbringt,  
dann kommst Du niemals mehr von hier runter.“  
Den Schlüssel warf er in den See.
- 3095 Er sprach: „Über eins bin ich mir ganz sicher:  
Wenn ich den Schlüssel gefunden haben werde  
aus den Tiefen der Wogen,  
dann bist Du ohne Sünde  
und gewiß ein heiliger Mann.“
- 3100 Er ließ ihn dort zurück und machte sich davon.

Der arme Gregorius!  
Nun blieb er also  
auf dem wilden Felsen,  
einsam und ohne jede gnädige Hilfe.

3105 Er hatte keine andere Bequemlichkeit,  
als daß der Himmel sein Dach war.  
Nichts sonst beschirmte ihn  
vor Reif oder vor Schnee,  
vor Wind oder vor Regen,

3110 nichts als der Segen Gottes.  
Kleider waren ihm fremd,  
nur ein härenes Hemd hatte er,  
Beine und Arme waren ihm entblößt.  
Er hätte von der Speise, die er genoß –

3115 so muß ich es Ihnen erzählen –  
weiß Gott keine vierzehn Tage  
leben können, bevor er verhungert wäre,  
wenn ihm nicht der Trostgeist Christi  
geschenkt worden wäre,

3120 der ihm das Leben erhielt,  
so daß er vor dem Hungertod errettet wurde.  
Ich erzähle Ihnen, was seine Speise war:  
Aus dem Felsen sickerte  
ein ganz klein bißchen Wasser.

3125 Dort unterhalb grub er ein Aushöhlung,  
die sich mit einem Trunk füllte.  
Es war so wenig, daß es, wie man erzählt,  
zwischen Nacht und Tag

kaum ganz voll lief.  
3130 Das trank der Mann, dem sonst keiner gnädig war.  
Und so lebte er siebzehn Jahre.  
Manchen bedünkt, daß das nicht wahr sei:  
Dessen falschen Glauben werde ich berichtigen,  
denn Gott ist nichts unmöglich,  
3135 was er will, das kann er tun,  
es gibt kein Wunder, das ihm zu viel wäre.

Als der Einsame in dieser Ungnade  
auf dem wilden Felsen  
siebzehn Jahre gesessen  
3140 und Gott ihm seine Kapitalverbrechen  
vergeben und vergessen  
und ihm seine Huld wieder zugewendet hatte,  
da starb – wie ich das gelesen habe –  
der, der damals in Rom Papst war.  
3145 Er war kaum gestorben,  
da bewarb sich jeder Römer,  
jeder im Interesse seines Geschlechts,  
wegen seiner Einträglichkeit an Hab und Gut  
um dieses mächtige Amt.  
3150 Sie zerstritten sich so heftig,  
daß sie auf Grund von Neid  
und der Gier nach den öffentlichen Ehren  
nicht mehr entscheiden konnten,  
wem sie den Stuhl gönnen sollten.

3155 Nun kamen sie nach langem hin und her zu dem Ratschluß,  
daß sie die Wahl  
unserm Herrn, Gott, überlassen wollten,  
auf daß seine Gnade und sein Gebot  
ihnen zeigte, wer ihm  
3160 als guter Lenker recht wäre.  
Ihren Dienst gedachten sie ihm zu,  
und vollbrachten den auch  
mit Almosen und mit Gebet.  
Darauf erwies ihnen Gott seine Gnade,  
3165 der schon immer auf eine gute Anfrage hin seinen Rat und seine Hilfe gegeben

hat.

Eines Nachts gab er Bescheid  
zwei weisen Römern,  
bei denen völlig offen zutage lag  
ihre Vertrauenswürdigkeit und ihre Wahrheitsliebe,  
3170 so daß ihr Wort für einen Eid galt.

Wo sie, jeder für sich, lagen  
und in ihr Gebet vertieft waren,  
sprach die Stimme Gottes zu ihnen,  
daß sie am nächsten Tag in der Früh  
3175 die Römer zu einer Zusammenkunft bitten  
und ihnen das kund tun sollten,  
was Gottes Wille wäre  
in Bezug auf ihren neuen rechten Lenker.  
Da würde einsam sitzen,  
3180 auf einem wilden Felsen,  
ein Mann, in Aquitanien –  
niemand wüßte dort von ihm –  
seit vollen siebzehn Jahren.  
Der würde wahrlich sehr gut  
3185 auf den Stuhl passen;  
und er hieße Gregorius.  
Daß er dies jedem von beiden kund machte,  
hatte den Grund, daß der Mund eines einzelnen Mannes  
nicht gut genug zu bezeugen vermag,  
3190 was große Wirkung haben soll.

Nun wußte keiner von ihnen  
um das Geschehnis,  
daß diese Rede ihnen beiden  
in dieser Nacht als Bescheid zugegangen war,  
3195 bis sie einander trafen  
und es voneinander vernahmen.  
Und wie sie dann taten,  
wie sie es vernommen hatten,  
als einer seinen Bericht vortrug  
3200 und der andere das selbe behauptete,  
da glaubten die Römer  
diese Nachricht sehr gern.  
Voll Freude dankten sie Gott.

Die alten Herren wurden sogleich,  
3205 beide, als Boten ausgesandt,  
in das Land Aquitanien,  
auf daß sie den guten Mann  
suchten und von dort her brächten.

Nun machte ihnen aber dies Kummer:  
3210 Der Felsen, auf dem er saß,  
der war ihnen nicht benannt worden.  
Mit Zweifeln reisten sie in das Land.  
Dort forschten sie genugsam nach,  
wohin ihr Weg sie auch trug.  
3215 Niemand aber konnte ihnen Auskunft geben.  
Da erhoben sie aus tiefem Herzen ihre Klage  
zu dem, der da geruht, dem  
seine Gnade zu gewähren, der sie bei ihm sucht.  
Nun gab ihnen Gott in den Sinn,  
3220 wenn sie ihn denn je finden sollten,  
so müßte man ihn  
in der Wüstenei suchen.  
So machten sie sich also eilig auf,  
dorthin, wo sie das Gebirge sahen,  
3225 in die Wildnis und zu dem See.  
Verzweiflung quälte sie sehr,  
daß sie so gar nicht wissen konnten,  
wo sie ihn finden sollten.

Dann wies sie die Wildnis  
3230 weg von den Feldern in den Wald.  
So reiste der ganze Troß ohne Wege,  
wie's ihnen ins Gemüt kam,  
in der Irre, bis an den dritten Tag.  
Auf einen Steig ohne jede Hufspur  
3235 stießen sie bald darauf –  
darüber wurden sie sehr froh.  
Der grasbewachsene Weg, der lang keinen getragen hatte,  
führte sie weit hinaus auf eine Landzunge,  
dorthin, wo der Fischer am See  
3240 seinen Sitz hatte, wovon ich Ihnen früher erzählt habe,  
der, der den Glückseligen

so ungezogen  
 in seiner Bedürftigkeit empfangen  
 und ihm die Schurkerei zugefügt hatte,  
 3245 daß er ihn in seiner Feindseligkeit  
 dort seßhaft machte, wo er immer noch saß:  
 auf dem dürren wilden Felsen,  
 wo er ihn mit den Beinen  
 in die eiserne Halterung geschlossen hatte.  
 3250 Als die beiden Alten  
 das Häuschen erblickten,  
 priesen sie ihr Glück,  
 daß sie dort – am Ende ihrer Kräfte –  
 für die Nacht Ruhe finden würden.

3255 Auf die Reise mitgenommen hatten sie  
 das an Speis und Trank – das war schön geplant gewesen –  
 was sie zur Not brauchten:  
 Wein und auch Brot  
 und was ihnen sonst noch dienlich war –  
 3260 was man halt so mitnehmen kann.  
 Drum empfing der Fischer  
 mit Freuden – und es war ihm keine Last –  
 die so gut ausgerüsteten Fremden als seine Gäste.  
 Er sah ganz gut und war sich wohl bewußt,  
 3265 daß er möglicher Weise selber guten Nutzen von ihnen hätte.  
 So wollte er sich's nicht verdrießen lassen  
 und schuf ihnen reichliche Bequemlichkeit,  
 denn er fand sie wirklich gut ausgerüstet.  
 Freilich tat er das mehr um ihr Hab und Gut,  
 3270 als daß er von besonders freigiebigem Gemüt gewesen wäre.  
 Er empfing sie besser als den Fremdling,  
 dem es an allem Hab und Gut gefehlt hatte,  
 Gregorius, den Reinen –  
 von dem, hatte ihn gedünkt, war nichts Nützliches zu erwarten gewesen.

3275 Als sie alle gute Bequemlichkeit bekommen hatten,  
 sprach der Fischer zu den Fremden:  
 „Mein Schicksal war mir sehr wohl gesonnen,  
 weil ich hier  
 so gute Leute zu sehen bekommen sollte,

3280 habe ich heute  
einen wirklich schönen Fisch gefangen.“  
So ward er also auf einen Tisch  
und den Herren vorgelegt.  
Und er hatte ihnen nichts Falsches gesagt,  
3285 den er war lang und dick,  
und er hätte sehr gern seinen Nießnutz  
in klingenden Pfennigen davon gehabt.  
Da gabs auch nur ein kurzes Handeln,  
sie befahlen, ihm sogleich sein Geld zu geben.  
3290 Auf der Stelle baten sie nun  
den Hausherrn, dem Fisch die Galle herauszunehmen.  
Darauf begann er, ihn zu zerlegen,  
so daß sie alle zusehen konnten.  
Und dann fand dieser schatzgierige Mensch  
3295 den Schlüssel in seinem Magen,  
von dem Sie mich früher erzählen hörten,  
mit dem er Gregorius –  
und das war keine süße Gabe – angeschlossen hatte,  
damals, vor siebzehn Jahren,  
3300 und hatte ihn in den See geworfen  
und gesagt, zu der Stund,  
wo er den Schlüssel finden würde  
aus den Wogen des Meeres,  
da wäre er ohne Sünde.  
3305 In dem Augenblick, wo er ihn in dem Fisch fand,  
in dem Augenblick kam ihm die Selbsterkenntnis,  
wie er so tobsüchtig gewesen war,  
und im selben Moment packte er sich  
mit beiden Händen bei den Haaren.  
3310 Fürwahr, ich hätte ihm geholfen,  
wenn ich bei ihm gewesen wäre,  
wie zornig ich auch sonst auf ihn bin.

Als er sich genugsam gerauft  
und sich gegen die Brüste geschlagen hatte,  
3315 da fragten ihn die Herren,  
was ihm denn solche Verwirrung bereite,  
daß er so maßlose Klagen von sich gäbe.  
Da nun fing er an und sagte ihnen, wie es richtig zugegangen wäre

mit Gregorius, seinem Gast aus der Fremde,  
3320 bis ihnen nichts mehr an der Geschichte fehlte.  
Ich glaube, es wäre nicht von Nutzen,  
wenn ich Sie mit der bisherigen Geschichte  
jetzt noch ein zweites Mal  
im ganzen Wortlaut bekannt machte:  
3325 Ich würde aus ein und dem selben Bericht nur zwei machen!  
Die Botschafter wurden sehr froh,  
denn sie erspürten aus der Geschichte,  
daß es um eben den ging,  
zu dem Gott selbst ihnen geraten  
3330 und den er ihnen zum Papst beschieden hatte.

Als er den beiden zugleich  
so offen  
seine Beichte abgelegt hatte,  
warf er sich ihnen zu Füßen mit der Bitte,  
3335 sie sollten ihm irgendwie raten,  
wie er seine schändliche Tat gutmachen könnte.  
Als sie die große Reue  
und das Vertrauen auf die Geistlichkeit  
an dem Armen sahen  
3340 da begann er sie zu barmen  
und sie verhiessen ihm,  
die allerbeste Möglichkeit,  
von seinem Verbrechen loszukommen, wäre,  
wenn er ihnen den Weg zu dem Felsen  
3345 am Morgen weisen wollte.  
Nun sahen die greisen Herren,  
wie ihm die Augen überliefen,  
wie die heißen Zähren  
über seinen grauen Bart fielen.  
3350 Er sprach: „Wozu taugt uns diese Fahrt?  
Sehr wohl, ich werde Ihnen den Weg dorthin weisen,  
aber die Fahrt bringt uns gar nichts.  
Ich weiß wohl, er ist nun schon lange tot.  
Ich hab ihn in so viel Nöten dort gelassen  
3355 auf dem wilden Felsen –  
hätte er nur eine einzige davon gehabt,  
keinem wäre es möglich, Leib und Leben dagegen zu verteidigen.

Sie brauchen nicht hoffen und nicht begehren,  
daß wir ihn noch als Lebenden finden.  
3360 Und wären nicht die kalten Winde  
und der Frost sein Verderben gewesen,  
so hätte ihn der Hunger sterben lassen.“  
Nun hatten sie aber die Kenntnis vom Walten Gottes,  
daß es so stark und so mannigfaltig sei,  
3365 daß, wenn er hätte geruhen wollen, sich seiner anzunehmen,  
daß sein Segen ihn sehr wohl  
hätte erretten können vor aller tödlichen Bedrohung.  
Da verlangten sie von ihm, daß er um jeden Preis  
die kurze Reise mit ihnen machen sollte,  
3370 und er gelobte es ihnen in die Hand.

Am Morgen, ganz früh,  
machten sie sich auf zu dem Felsen.  
Als sie mit Mühe  
die Stangen angelegt hatten,  
3375 daß sie auf den Felsen kamen,  
um zu sehen,  
wo Gregorius wäre,  
der lebendige Märtyrer,  
ein wunderschöner Mensch,  
3380 an dem man kaum irgendwo  
Hungern oder Frieren sehen konnte  
oder sonst irgendwelche Armut,  
der alles hatte, überall geschmückt,  
am Körper und an seiner Kleidung,  
3385 so daß nimmer irgendjemand,  
was edle Steine,  
was Seide und was Gold angeht,  
etwas Besseres haben sollte,  
geschneidert, wie mans nur wünschen kann,  
3390 der mit lächelnder Selbstverständlichkeit,  
mit goldhell leuchtenden Augen einherginge,  
liebe Freunde empfangen würde,  
mit goldfarbenem Haar,  
so daß Sie den wahrlich  
3395 alle Lust zu sehen hätten,  
mit wohl geschorenem Bart,

in jeder Hinsicht angetan,  
als sollte er zum Tanze gehen,  
mit Beinkleidern, engsitzend wie angeleimt,  
3400 wie sie in aller Welt keinem besser stehen –  
da fanden sie den dort nirgends;  
er mochte wohl irgendwo anders sein.

Ich erzähle Ihnen, was sie fanden.  
Als sie herumzusuchen begannen  
3405 auf dem wilden Felsen,  
da ward der Gute, der Reine  
ihrer schnell inne.  
Nun wollte er ihnen entkommen,  
denn seine Scham war groß:  
3410 Er war nackt und ganz entblößt.  
Nun war es ihm aber nicht möglich, schnell zu laufen,  
denn er hatte seine Bande  
an jedem Bein;  
er fiel auf dem Felsen nieder.  
3415 Er hätte sich also gern verborgen.  
Als er sie auf sich zugehen sah,  
da brach er ein Kraut und hielt es sich vor die Scham.  
So also fanden sie den Vertrauten Gottes:  
Einen Bedürftigen auf der Erde,  
3420 in hoher Wertschätzung bei Gott,  
den Leuten widerwärtig,  
dem Himmel nur genehm.

Der Arme war wahrlich  
von seinem Haar zugewachsen,  
3425 verfilzt auf der Haut,  
am Kopf wie am Bart.  
Früher war es richtig schön gelockt,  
jetzt rußfarben von der Mühsal.  
Früher waren ihm die Wangen  
3430 mit Rot überzogen,  
das sich ins Weiße mischte,  
und wohl gerundet wie von einem guten Bildhauer,  
jetzt schwarz und nach innen gefallen,  
das Antlitz erbleicht.

3435 Früher waren ihm seine Augen wahrhaft  
goldhell leuchtend und klar,  
der Mund geformt, daß man sich freute,  
jetzt bleich und kalt,  
die Augen tiefliegend, trüb und rot,  
3440 so wie der Mangel es befahl,  
mit Brauen behängt,  
rauh und lang.  
Früher kräftig an allen Gliedern  
das Fleisch, jetzt eingefallen  
3445 bis auf die Knochen.  
Er war überall so dünn  
an Beinen und Armen,  
daß es Gott erbarmen möchte.

Da, wo die Eisenhalterung anlag,  
3450 jede Nacht wie jeden Tag,  
da hatte sie sie ihm oberhalb des Fußes  
das Fleisch – alles andere als ein süßes Gefühl –  
bis auf den Knochen weggefressen,  
so daß sie in jedem Augenblick  
3455 mit Blut übergossen wurde  
von den frischen Wunden.  
Diese Schwären waren ihm eine weitere Mühsal,  
neben all der andern Not, die er litt.  
Zu all dem fällt mir als Vergleich ein:  
3460 Jemand spreitet ein Leinenlaken  
über Dornen:  
Grad so gut hätte  
man ihm seine Knochen,  
die großen und die kleinen,  
3465 durch die Haut hindurch haben zählen können.  
Aber wie schmerzvoll dem Vertrauten Gottes auch  
sein Körper war  
verwandelt worden von all dieser Beschwernis,  
so hatte ihm doch der Heilige Geist  
3470 darin Beistand geleistet,  
und so vollständig,  
daß nichts ihm entfallen war,  
daß er all seine alten

Kenntnisse bis auf diesen Tag behalten hatte,  
3475 alles, was er gehört oder aus Büchern gelesen hatte.  
Die sich da auf die Reise gemacht hatten, ihn zu suchen,  
wie die ihn gesehen hatten,  
wie ich Ihnen jetzt mitgeteilt habe,  
so armselig an Leib und Leben,  
3480 da begann er sie gleich zu erbarmen,  
so schmerzlich, daß es aus ihren Augen nur so strömte  
und wie ein Regen ihre Kleider überschüttete.  
Sie beschworen ihn bei Gott  
und bei dem, was er geboten hat,  
3485 er möge es sie wissen lassen,  
wenn er Gregorius hieße.  
Als das um jeden Preis von ihm verlangt wurde,  
da gab er sich zu erkennen,  
daß er's wäre, Gregorius.  
3490 Jetzt erzählten sie ihm die Geschichte,  
weshalb sie hier heraus gekommen wären,  
wie Sie früher schon gehört haben,  
wie ihnen beiden in der Nacht  
der Bescheid Gottes zugegangen wäre,  
3495 daß er ihn nämlich benannt hätte,  
selbst erwählt und erkannt  
und zum Richter und Lenker gesetzt  
hier auf Erden, als seinen Stellvertreter.

Wie er diese Botschaft vernahm,  
3500 da ging's ihm nahe ans Herz.  
Darauf senkte der bei Gott so sehr Wertgeschätzte  
das Haupt zur Erde.  
Mit manchen Tränen sprach er,  
und sah sie dabei niemals an:  
3505 „Sind Sie Christenmenschen,  
so geben Sie Gott heute die Ehre  
und gehen Sie ganz schnell weg von mir,  
denn ich muß wohl solche Ehre entbehren,  
daß mir die Gnade geschickt wird,  
3510 daß ich irgendeinen guten Menschen ansehe  
mit so sündigen Augen.  
Es ist das Gott kein Geheimnis:

Mein Fleisch ist so unrein,  
daß es nur billig ist, daß ich einsam  
3515 bleibe bis zu meinem Tod.  
Daß ich die ewige Not  
für meine Seele überwinde,  
das erkaufe ich mir hier auf Erden.  
Wäre ich heute mitten unter ihnen,  
3520 es müßten gute Menschen  
meine Schandtät entgelten –  
so hoch ist meine Schuld aufgelaufen.  
So möchten Baum und Gras  
und was je an Grünem um mich war  
3525 verdorren von der Gräßlichkeit  
meiner unreinen Stimme  
und von dem wenig süßen Geschmack  
meiner bloßen Füße.  
Daß der Gruß einer süßen Witterung,  
3530 der die Welt beständig erhält,  
und die anheimelnd linde Wirkung  
von Regen und Wind  
mir einfach so wie allem andern zuteil werden,  
als ob ich rein wäre,  
3535 daß der lichte Schein der Sonne  
in solcher Demut geruht,  
daß er mich in all seiner Fülle  
bescheint, als wäre ich ein Mensch –  
solcher Gnaden wäre mein Fleisch eigentlich nicht wert.  
3540 Daß Sie mich zu Ihrem Lehrmeister begehren,  
das ist ein Spott, den man sich ausgedacht hat.  
Ich habe um unsern Herren Gott  
leider noch viel länger  
seinen Zorn und seinen Haß verdient,  
3545 als daß er mir zuwenden könnte  
die Gnade und die Ehre,  
die ein Papst haben soll.  
Man wird mich in Rom gut entbehren,  
mit mir geschähe Ihnen nichts Gutes.  
3550 Mögen Sie doch nur meinen Leib ansehen!  
Der ist so unangenehm,  
er paßte nicht zu solchen Ehren.

Hatte ich je etwas davon gewußt, das Leben eines Herrn zu führen,  
 das ist zu dieser Stunde alles vergessen.

3555 Ich bin keine Menschen mehr gewohnt,  
 und es ist nur billig, daß ich weit weg bin von ihnen.  
 Meine Herren, nehmen Sie doch selbst wahr:  
 An mir ist alles vollständig verwandelt –  
 der Verstand, der Leib und die Lebensart,

3560 über die der von Rechts wegen verfügt,  
 der ein großes Amt verwalten soll.  
 Für einen Papst passe ich nicht gut!  
 Oh, glückselige Menschen,  
 lassen Sie mir das heute nun

3565 als Zeichen des Heils geschehen sein,  
 daß Sie mich hier gesehen haben,  
 und geruhen Sie, sich zu erbarmen  
 meiner großen Armseligkeit,  
 und gedenken Sie meiner bei Gott.

3570 Wir haben die Gewißheit von seinem Gebot:  
 wenn jemand für den Sünder bittet,  
 so erlöst er sich selber damit.  
 Es ist nun Zeit, daß wir uns trennen.  
 Was nützt Ihnen beiden das?

3575 Sie erfreuen mir in meinem Gemüt, was des Teufels ist.  
 Ich hab allzu gute Kurzweil.  
 Ich wohne hier wirklich und wahrhaftig  
 im siebzehnten Jahr,  
 und habe nie einen Menschen gesehen.

3580 Ich fürchte, die Freude und die Annehmlichkeit,  
 die ich durch dies Gespräch mit Ihnen habe,  
 für die werde ich mich der Buße stellen müssen  
 vor dem, der keine Schandtät  
 jemals ungerächt läßt.“

3585 So stand er auf und wollte davon.  
 Darauf beschworen ihn die zwei Männer  
 so weit bei Gott  
 und bei der Furcht vor seinem Gebot,  
 daß er doch still sitzen blieb

3590 und ihre Rede weiter anhörte.  
 Nun boten sie ihm beide

mit ihrer Vertrauenswürdigkeit und mit zusätzlichen Eiden  
eine solche Sicherheit für ihren Bericht,  
den sie ihm da vorgelegt hatten,  
3595 daß er ihm besseren Glauben schenken konnte.  
Er sprach: „Ich war ein Faß voll  
Sünden und Schanden,  
damals, als ich mit diesen Bändern  
an diesen Fels gefesselt wurde,  
3600 die Sie hier um meine Beine sehen,  
die ich hier tragen muß und die mir solche Sorgen machen –  
damals wurde der Schlüssel  
so versteckt, mit dem ich darin  
so fest zusammengeschlossen bin:  
3605 Er wurde in den See geworfen.  
Der ihn da hineingeworfen hat, der sagte nichts weiter  
als: Wenn er ihn wiederfände,  
so wäre ich ohne Sünde.  
Nun ist niemand's Sünde so groß,  
3610 daß nicht bei dem, der mit seiner Gewalt die Hölle aufgesperrt hat,  
noch viel mehr an Gnade ist.  
Wenn Gott, unser Herr,  
auf meine so mannigfache Schandtät  
tröstlich vergessen hat,  
3615 und wenn ich rein geworden bin,  
dann muß er uns dreien dafür  
das richtige Zeichen für sein Wort geben,  
oder ich muß mein Leben  
auf diesem Felsen vollenden.  
3620 Er muß mir zurücksenden  
den Schlüssel, mit dem ich da  
so fest angeschlossen worden bin,  
oder ich räume diesen Platz hier nimmermehr!“

Nun fiel der Fischer auf die Knie  
3625 mit manchen Tränen vor ihm nieder;  
er sprach: „Lieber, lieber Herr, ich bin  
eben der sündige Mensch,  
der das damals verbrochen hat.  
Ich armer Verlorener,  
3630 ich habe Sie mit meinem Zorn empfangen.

Das war die Gastfreundschaft, die ich Ihnen geboten habe:  
Ich gab Ihnen Schimpfworte anstatt Brot,  
ich habe Ihnen fleißig eingeschenkt  
mit mancher Bosheit.

- 3635 Und so habe ich Sie zur Nacht behalten,  
habe Sie entwürdigt und niedergeschrien.  
Nun bin ich so alt geworden  
und habe für diese Sünde nie bezahlt.  
Das ist meiner Seele noch aufgespart.
- 3640 Wenn es mir denn nicht diese Fahrt hierher bringt,  
die ich voller Vertrauen darauf gemacht habe,  
so werde ich mich dafür noch der vollen Buße zu stellen haben.  
Danach habe ich Ihre Bitte befolgt,  
bloß, daß ich das in höhnischer Absicht tat:
- 3645 Ich habe Sie auf diesen Felsen gebracht.  
Und so habe ich Ihre Beine aneinandergeschlossen  
und den Schlüssel in den See geworfen.  
Ich habe niemals wieder an Sie gedacht,  
bis ich gestern mit meiner sündigen Hand
- 3650 den Schlüssel in einem Fisch gefunden habe.  
Das haben diese Herren wohl gesehen,  
wenn ich das mit ihrer Aussage bezeugen soll.“

- Er schloß die Eisenhalterung auf.  
Dann teilten die beiden Alten
- 3655 mit ihm ihr geistliches Kleid,  
und wie man ihm das umgelegt hatte,  
da führten sie ihn mit sich davon,  
diesen sündlosen Mann,  
herunter von dem wilden Felsen.
- 3660 Nun war aber wirklich kaum noch irgendwelche  
Kraft in seinem armen Leib.  
Nun blieben sie die Nacht  
bei dem Fischer.  
Der war voll Jammer unter seiner Last.
- 3665 Er suchte Buße und Rat und Hilfe,  
wegen der großen Schandtät,  
die er vordem an ihm begangen,  
als er ihn so höhnisch empfangen hatte.  
Nun aber wuschen ihm das große Vertrauen,

3670 und daß er so ganze Reue und Trauer zeigte,  
und die Wogen, die ihm aus den Augen stürzten,  
den Flecken seiner Sünde ab,  
so daß seine Seele gerettet wurde.

Damals, als Gregorius noch  
3675 unter der Herrschaft seiner Sünden war –  
wie Ihnen vorher erzählt worden ist –  
als er das Land, in dem er herrschte, verließ,  
und als ihn der Fischer  
in seinem Haus so mies empfing  
3680 und ihn nur mit Unbequemlichkeit  
für die Nacht versorgte,  
er am Morgen Abschied nahm  
und dann seine Tafel vergaß –  
all die Zeit, die er auf dem Felsen saß,  
3685 da bewegte ihn in seinem Gemüt nichts mehr,  
nichts von all dem so schmerzlich wie das.  
Nun dachte er wiederum daran  
und er drängte den Fischer,  
er möchte doch um Gottes Willen,  
3690 wenn er sie gefunden hätte,  
dafür sorgen, daß er sie zurück bekäme,  
damit ihm die Bürde seiner Sünden  
dadurch geringer würde.  
Darauf sprach der Fischer:  
3695 „Die hab ich leider nie gesehen.  
Nun sagen Sie, wo hier haben Sie sie liegenlassen,  
oder wie kam es, daß Sie sie vergessen haben?“  
„Ich ließ sie“, sprach Gregorius,  
in dem Häuschen, wo ich geschlafen habe.  
3700 Als man mir am Morgen rief,  
da hatte ich schwere Ängste,  
daß ich die Abfahrt versäumen würde.  
Ich schreckte aus dem Schlaf hoch und rannte Ihnen nach,  
und dabei war’s mir leider so eilig,  
3705 daß ich auf die Tafel vergaß.“  
Der Fischer sprach: „Was würde uns das helfen,  
wenn wir sie suchten? Wo sie liegt,  
da ist sie schon vor langer Zeit verfault.“

Oh weh, mein lieber Herr,  
3710 Es stand ja eben das Häuschen  
keine zwölf Wochen mehr, nachdem Sie da waren,  
als es abgebrochen wurde.  
Ich habe alles verbrannt,  
das Dach und die Wände.  
3715 Ich war damals so hartmütig gegen Sie:  
Wenn es noch gut gewesen wäre  
gegen Wind oder gegen Regen,  
hätten Sie nicht darin liegen dürfen.  
Wo das Häuschen einmal war,  
3720 da wächst nun unbrauchbares Gras,  
Brennesseln und Unkraut.“

Da seufzte der Vertraute Gottes  
und er bat Gott, ihm zu helfen:  
Er würde nimmer von dieser Stätte weichen,  
3725 wenn er sie nicht fände.  
Nun gingen sie auf der Stelle  
mit Gabel und mit Rechen  
und begannen rund um den Platz  
das Unkraut und den Schutt wegzuräumen.  
3730 Und nun zeigte der, der da gnädig ist,  
an Gregorio, dem Guten,  
sogleich ein übergroßes Zeichen,  
denn er fand seine Tafel,  
so neu, als käme sie eben aus der Hand dessen,  
3735 der sie da hergestellt hatte.  
Freude und Ehrfurcht  
kam über die, die das sahen.  
Weinend mußten sie bestätigen:  
Dies wäre ein seliger Mann.  
3740 Damit haben sie nicht gelogen.

Als sie des Morgens zu ihrer Fahrt  
nach Rom gebrochen waren,  
da sahen sie unterwegs oft,  
daß der stets bereite Segen Gottes  
3745 diesen reinen Mann begleitete,  
ohn Unterlaß, Nacht und Tag.

Sie kamen auf der Reise  
nie mit irgendeiner gefährlichen Situation in Berührung.  
Die Speisen wuchsen ihnen so gut nach,  
3750 daß ihre Fässer immer voll waren,  
wie viel sie auch daraus entnahmen,  
bis sie nach Rom kamen.

Von einer Gnadenerscheinung werde ich Ihnen erzählen:  
Drei Tage vor der Ankunft  
3755 schallte es mächtig über ganz Rom.  
Überall begannen sich  
die Glocken selbst zu läuten  
und verkündeten den Menschen,  
daß ihres Richters und Lenkers  
3760 Ankunft unmittelbar bevorstünde.  
Da konnten Frauen und Männer  
wohl seine Heiligkeit erkennen.  
Sie machten sich sogleich auf, ihm entgegen,  
Richtung Aquitanien,  
3765 drei Tagereisen weit.  
Über Feld und Heide hielten sie,  
zum Ruhme Gottes.  
Sie trugen ihr Heiligtum mit sich,  
in Wolle gekleidet und barfuß.  
3770 Wie sehr sie dem Willen des Herrn folgten, hörte er aus ihrem Gruß  
bei seinem Empfang  
mit Gottespreis und Lobgesang.  
Auf der Straße lagen  
unzählige Kranke;  
3775 die waren dahingekommen im Vertrauen auf seine Hilfe,  
auf daß sie erlöst würden –  
sein Segen hatte schon unterwegs  
nicht wenigen von ihnen das Leben gerettet.  
Jeder, den er da berührte,  
3780 da wo man ihn hinbrachte,  
ob's der gute Wille war oder seine Hand,  
sein Wort oder sein Gewand,  
der wurde da zur Stunde  
gesund von dem, was ihn bekümmerte.  
3785 Das berühmte Rom

empfang seinen Richter und Lenker  
frohen Muts.

Das sollte ihm zu allem Guten gereichen,  
denn es ward in dieser Stadt

3790 noch nie ein Papst eingesetzt worden,  
der ein besserer Heilbringer  
für die Wunden der Seele gewesen wäre.

Er wußte wohl, was ein rechtes Leben war,  
denn ihm war das Maß gegeben

3795 durch die Lehre des Heiligen Geistes.

Das Recht hütete er sehr genau.

Und Recht ist es, das man  
in einem mächtigen Amt die Demut behält –  
das ist Nahrung für die Armen –

3800 und doch soll man mit strengem Griff  
zeigen, daß Gesetzesfurcht not tut,  
und soll die mit dem Recht ducken,  
die gegen das Rechte sind;

wenn aber ein Kind des Teufels

3805 nicht handeln will nur um der Priesterstola willen,  
da gehört dann Gewalt her.

Dazu sind die beiden Rechte gut, das geistliche und das weltliche:  
Sie lehren das Recht, sie schlagen den Hochmut nieder.

Man soll dem Sünder

3810 was ihn beschwert geringer machen,  
mit sanfter Buße,  
auf daß ihm Reue und Trauer süß werden.

Das Recht ist von so schwerem Gewicht,  
wenn einer dem Sünder

3815 allzu heftig nachjagen wollte,  
dann vermöchte der Leib das nicht gut auszuhalten.

Wenn er doch Gnade sucht,  
gibt man ihm dann zu viel an schneller Buße auf,  
verzagt der Mensch gar leicht davon,

3820 so daß er sich abermals von Gott lossagt  
und wieder der Knecht des Teufels wird.

Deshalb geht Gnade vor Recht.

So also wußte er, das rechte Maß  
für das geistliche Leben zu geben,

3825 womit der Sünder gerettet wurde  
und der Gute beständig blieb.  
Von der Stärke seiner Lehre  
wuchs die Ehre Gottes  
und wurde immer stärker und stärker  
3830 im Römischen Reich.

Seine Mutter, seine Vaterschwester, seine Ehefrau –  
die drei waren in ein und demselben Leib –,  
als sie in Aquitanien  
von dem Papst hörte,  
3835 daß er so ganz und gar  
ein Trost und eine Hilfe für die Sünder wäre,  
da suchte sie ihn auf, um sich Rat zu holen  
wegen ihrer todeswürdigen Schandtat,  
auf daß sie die Bürde ihrer Sünde  
3840 bei ihm abladen könnte.  
Und als sie ihn sah  
und vor ihm ihre Beichte ablegte,  
da konnte nun die gute Frau  
der Gestalt des Papstes  
3845 nicht ansehen,  
daß er ihr Sohn war.  
Sie hingegen hatte sich auferlegt  
ein solche Reue und solche Anstrengung,  
nachdem sie beide Abschied genommen hatten,  
3850 daß von ihrem Körper durch all die Leiden  
alle Kraft und alle Farbe  
so gänzlich gewichen war,  
daß er sie nicht erkannte,  
bis sie ihm ihren Namen nannte  
3855 und das Land Aquitanien.  
Als er ihr die Beichte hörte,  
da berichtete sie ihm nichts anderes  
als eben die Geschichte,  
die auch ihm seit je bekannt war.  
3860 Da erkannte er im Augenblick,  
daß sie seine Mutter war.  
Der Gute und Wahrhaftige,  
der freute sich bei Gott,

daß sie sich seinem Gebot  
3865 so weit unterworfen hatte.  
Denn er sah wohl, daß sie  
voll Reue war und rechte Buße tat.  
Da war sein ganzer Wille,  
seine Mutter zu begrüßen und zu empfangen,  
3870 und er war von Herzen froh darüber,  
daß ihm das Glück geschickt worden war,  
daß er sie vor ihrem Ende sehen  
und daß er sie im Alter  
bei sich behalten konnte  
3875 und ihr seinen geistlichen Rat geben  
für die Seele und für das Leben.

Noch immer hatte sie nicht erkannt,  
daß sie ihn vor diesem Augenblick schon je gesehen hätte.  
Listig sprach er darauf zu ihr:  
3880 „Madame, beim Willen Gottes, sagen Sie mir,  
haben Sie seitdem irgendetwas gehört,  
wo Ihr Sohn hingekommen ist,  
ob er noch lebt oder tot ist?“  
Da seufzte sie auf und es ging ihr die Not ans Herz.  
3885 Sie sprach: „Monsieur, das habe nicht.  
Ich weiß wohl, er hat sich  
aus Reue solche Not auferlegt –  
wenn ich nichts anderes als die rechte Wahrheit höre,  
dann glaube ich nicht, daß er noch lebt.“  
3890 Er sprach: „Wenn das als Geschenk Gottes  
je geschehen könnte,  
daß man Sie ihn sehen läßt,  
nun, sagen Sie: Trauen Sie sich dennoch zu,  
daß Sie ihn erkennen würden?“  
3895 Sie sprach: „Wenn meine Sinne mich nicht betrügen,  
ich würde ihn wohl erkennen, wenn ich ihn sähe.“

Er sprach: „Nun sagen Sie mir, darum bitte ich Sie,  
ob Ihnen damit  
etwas, was Ihnen lieb ist, geschähe, oder etwas, das Ihnen leid täte,  
3900 wenn Sie ihn sehen könnten?“  
Sie sprach: „Sie können wohl feststellen,

ich habe alles aufgegeben,  
was dem Leib und dem Wohlstand diene,  
in meinen Freuden und meinem ganzen Gemüt  
3905 bin ich wie ein Bettelweib.  
Diesem meinem Leib vermöchte  
keine einzige Freude mehr zu geschehen,  
nur die: Könnte ich ihn sehen!“

Er sprach: „So lassen Sie sich wohl sein!  
3910 Denn ich werde Ihnen Freude verkünden.  
Es ist noch nicht lange her, daß ich ihn sah  
und daß er mir bei Gott beteuerte,  
daß er keinen Freund hätte,  
der in treuer und beständiger Verbundenheit  
3915 ihm lieber sei als Ihre Person.“  
„Gnade, Herr“, sprach die Frau,  
„lebt er noch?“ „Ja, das tut er.“ „Nun, wie?“  
„Es geht ihm gut und er ist hier.“  
„Ist es möglich, daß ich ihn sehe, Monsieur?“  
3920 „Ja, sehr wohl, er ist nicht weit.“  
„Monsieur, so lassen Sie ihn mich sehen.“  
„Madame, das mag sogleich geschehen.  
Da es Ihr Wille ist, ihn zu sehen,  
so ist es nicht nötig, daß Sie sich weiter quälen.  
3925 Liebste Mutter, sehen Sie mich an:  
Ich bin Ihr Sohn und ich war Ihr Mann.  
Wie groß auch und wie schwer  
meiner Sünden Last gewesen sein mag,  
Gott hat nun darauf vergessen,  
3930 und so bin ich dazu gekommen,  
durch Gott, daß ich dieses mächtige Amt besetze.  
Durch sein Gebot kam es,  
daß ich hierfür erwählt wurde.  
Und so habe ihm beides übereignet,  
3935 meine Seele und Leib und Leben.“

So wurde die Frau, die alle Gnade verloren hatte,  
für ihr Leiden vollständig entschädigt.  
Gott vereinte sie dort auf wunderbare Weise,  
ihnen beiden zur Freude.

3940 So blieben sie ungeschieden  
bis zum gemeinsamen Tod.  
Wie ihr Gregorius zu büßen geboten  
und als Hilfe angeraten hatte,  
damals, als er Abschied von ihrem Lande nahm,  
3945 Buße mit Leib und Leben und mit Hab und Gut,  
in demütigem Warten,  
das hatte sie vollkommen geleistet,  
so daß nichts sie darin beirren konnte.  
So viele Jahre sie auch seitdem verbrachten,  
3950 seit sie in Rom wieder vereint worden waren,  
sie waren, bei beiden,  
so ausschließlich Gott zugeeignet,  
daß sie jetzt für alle Ewigkeit  
zwei auserwählte Gotteskinder sind.  
3955 Und darüber hinaus erwarb er für seinen Vater,  
daß er mit ihm zusammen den Stuhl besetzen konnte,  
auf dem die Freude nimmer vergeht –  
wohl dem, der ihn besetzt hält.

Aus diesen guten Geschichten,  
3960 von diesen Sündern,  
wie sie nach großer Schuld  
doch die Huld Gottes erwarben,  
daraus soll nun niemals  
ein sündiger Mensch  
3965 sich ein böses Vorbild nehmen,  
wenn er in gottferner Wildnis  
etwa folgendes überlegt:  
„Nun sei nur tapfer drauf los und froh,  
wie solltest du verdammt werden?  
3970 Wenn die gerettet worden sind  
nach ihrem großen Verbrechen,  
so wird auch dir noch ebenso guter Rat werden,  
und wenn ich denn gerettet werden soll,  
so werde ich gerade so gut errettet werden.“  
3975 Wen der Teufel dazu reizt,  
daß er auf solches Vertrauen hin sündigt,  
den hat er überwunden  
und mit seiner Amtsgewalt gefesselt:

Und ist auch seine Sünde gering  
3980 so kommt doch der immer selbe Gedanke  
als tausendfache Schandtät auf,  
und dann gibt es nie mehr Rat und Hilfe dafür.  
Da soll sich doch der sündige Mensch  
eher ein Vorbild für seine Seligkeit nehmen:  
3985 Wie viel er auch gesündigt hat,  
daß ihm doch noch guter Rat wird,  
wenn er den Weg der Reue begeht  
und sich rechter Buße stellt.

Hartman, der seine Mühe  
3990 auf dies Buch gelegt hat,  
aus Liebe zu Gott und zu Ihnen,  
der begehrt nur dies als Gewinn daraus:  
Daß Sie ihm zukommen lassen  
als Lohn von all denen,  
3995 die es hören oder lesen,  
sie möchten für ihn bitten,  
daß ihm das Glück geschehe,  
daß er Sie alle wiedersehen wird  
im Himmlischen Reich.  
4000 Darum sendet alle gleicher Maßen  
diesen guten Sünder  
als Botschafter all dessen aus, was uns so schwer ist,  
auf daß wir in dieser Fremde  
ein Ende finden – gerettet –  
4005 so wie sie es fanden.  
Möge Gott für uns das Steuerruder halten! – Amen.

## Das geht über Aucassin und über Nicolete

(aus einem Altfranzösischen vom 1. Viertel des 13. Jahrhunderts übersetzt 2013/14)

1

Wer schöne Verse wollte hören,  
über Kurzeile von Uralt,  
von zwei schönen jungen Leuten,  
Nicolete und Aucassin,  
5 von großen Peinen, die er litt,  
und von seinen Heldentaten  
für seine Liebste mit dem klaren Gesicht –  
süß ist der Sang, schön ist die Red,  
so courtois wie wohlgesetzt.

10 Kein Mensch ist so erschreckt,  
so arg beschwert noch tief bedrückt,  
von großem Übel hingestreckt,  
wenn er dies hört, daß er nicht wär geheilt  
und von Frohsinn neu erfreut –

15 s'ist so gar süß!

### 2 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt,

daß der Comte Bougars de Valence Krieg führte gegen Comte Garin de Beaucaire, so groß und so außergewöhnlich und so tödlich, daß kein einziger Tag tagte, daß er nicht vor den Toren war und [5] den Mauern und den Schranken der Stadt mit hundert Chevaliers und mit zehntausend Mannschaften zu Fuß und zu Pferd, und ihm seine Erde verbrannte und sein Land verwüstete und seine Männer erschlug.

Der Comte Garin de Beaucaire war alt und gebrechlich und hatte seine Zeit hinter sich. Er hatte keinen Erben, weder Sohn noch Tochter, außer einem einzigen Knaben. Eben der war so, wie ich euch sagen werde.

[10] Aucassin war der Name des jungen Herrn. Schön war er und edel und groß und wohlgeformt an Beinen und an Füßen und am Leibe und an Armen. Seine Haare waren blond und fein gelockt und die Augen von heller Farbe und lachend und das Antlitz klar und oval und die Nase hoch und wohlgesetzt. Und dann war er versehen mit guten Charakterzeichen, so daß es an ihm [15] nichts Schlechtes hatte, nur, wie gesagt, Gutes. Aber dann war er von Amor, der alles besiegt, so ergriffen, daß er nicht Chevalier sein wollte, noch die Waffen nehmen, noch zum Turnier gehen, noch irgendetwas machen, das er hätte sollen.

Sein Vater und seine Mutter sagten zu ihm:

[20] „Sohn, nimm doch deine Waffen und steig aufs Pferd und verteidige dein Land und hilf deinen Männern. Wenn sie dich sehen unter ihnen, werden sie ihr eigen Leib und Leben besser verteidigen und ihre Habe und dein Land und das meine.“

„Vater“, sagt Aucassin, „was ihr da jetzt redet! Nie möge Gott mir etwas geben, um das ich ihn bitte, wenn ich Chevalier werde, noch [25] steige ich zu Pferd oder will in den Sturm oder die Schlacht, wo ich Chevaliers erschlage oder andere mich, wenn ihr mir nicht Nicolete gebt, meine süße Liebste, die ich so sehr liebe.“

„Sohn“, sagt der Vater, „das würde nie sein können. Laß Nicolete sein, denn das ist eine elende Gefangene, die aus einem fremden Land hergebracht wurde, [30] und der Vicomte dieser Stadt hat sie gekauft von den Sarazenen und sie in diese Stadt gebracht und hat sie übers Becken gehalten und getauft und zu seiner Patentochter gemacht, und er wird ihr einen dieser Tage einen Jungen geben, der ihr das Brot in allen Ehren erwerben wird. Damit hast du nichts zu schaffen. Und wenn du eine Frau haben willst, werde ich dir die Tochter eines Königs oder eines Comte geben. Es gibt keinen so reichen Mann in [35] France, wenn du seine Tochter haben willst, daß du die nicht haben wirst.“

„Ach was! Vater“, sagt Aucassin, „wo auf Erden gibt es jetzt so große Ehren, daß Nicolete, meine allersüßeste Liebste, wenn sie sie hätte, damit nicht wohlversehen wäre! Wenn sie die Kaiserin von Constantinople oder von Allemagne wäre, oder die Königin von France oder Angleterre, [40] hätte sie sehr wenig damit, so edelfrei und courtoise ist sie und von gutem Wesen und ausgestattet mit nichts als guten Charakterzeichen.“

### 3 Jetzt wird gesungen

Aucassin war von Beaucaire,  
ein Kastell zum schönen Wohnen.  
Von Nicole, der wohlgestalten,  
konnte keiner weg ihn reißen,  
5 die sein Vater ihm nicht läßt,  
und seine Mutter sagt ihm drohend:  
„Geh zu und sag, du Narr!, was willst du machen?  
Nicolete ist schlau und munter,  
ward fortgeführt aus Cartagène,  
10 ward verkauft von einem Sarazenen.  
Da es dich zum Weib will ziehen,  
nimm eine Frau von hoher Herkunft.“  
„Mutter, das kann ich nicht machen!  
Nicolete ist von gutem Wesen,  
15 ihr edler Leib und ihr Gesicht,

ihre Schönheit macht das Herz mir hell,  
es ist wohl recht, daß ich ihre Liebe habe –  
das ist überaus süß!“

#### **4 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt**

Als der Comte Garin de Beaucaire sah, daß er Aucassin, seinen Sohn, nicht würde von der Liebe zu Nicolete abbringen können, begab er sich zum Vicomte der Stadt, der sein Lehnsmann war, und wandte sich an ihn:

„Sire Comte, ihr schafft eure Patentochter weg, und [5] verflucht sei die Erde, von wo sie in dies Land gebracht worden ist! Denn wegen ihr verliere ich jetzt Aucassin, der nicht Chevalier sein will, noch irgendetwas machen, das er hätte machen sollen. Und wißt wohl, daß, wenn ich sie kriegen kann, ich sie in einem Feuer verbrennen werde, und ihr selber könntet für euch auch alle Furcht haben!“

[10] „Sire“, sagt der Vicomte, „das bedrückt mich schon, daß er zu ihr geht und zu ihr kommt und mit ihr parliert. Ich habe sie gekauft mit meinem Gelde, und habe sie übers Becken gehalten und getauft und zu meiner Patentochter gemacht, und ich hätte ihr einen Jungen gegeben, der ihr das Brot in allen Ehren erworben hätte. Damit hat Aucassin, euer Sohn, nichts zu schaffen. Aber wenn es euer Wille [15] ist und euer Wunsch, werde ich sie in eine Gegend schicken und in ein Land, wo er sie nie mehr mit eignen Augen sehen wird.“

„Da paßt nur auf!“ sagt der Comte Garin, „großes Unglück könnte über euch kommen!“ Sie gehen auseinander.

[20] Und der Vicomte war ein sehr reicher Mann, er hatte ein reiches Palais mit einem großen Garten dahinter. In ein Gemach ließ er Nicolete bringen, in einem oberen Stockwerk, und mit ihr eine Alte, ihr Begleitung und Gesellschaft zu geben. Und er ließ ihnen Brot bringen und Fleisch und Wein und alles, dessen sie bedurften. Dann ließ er die Tür verriegeln, daß es keine [25] Möglichkeit gab, wo jemand eintreten oder herausgehen konnte, nur ein Fenster hatte es, hinten zum Garten hinaus, ganz klein, wo ihnen ein wenig Luft hereinkam.

#### **5 Jetzt wird gesungen**

Nicole ist ins Gefängnis gesteckt,  
in ein gewölbtes Gemach,  
das war gemacht mit großer Kunst,  
ausgemalt zum Staunen.

5 An das marmorne Fenster

dort lehnte sich das Mädchen.  
Blond war ihr das Haupthaar,  
und wohlgeformt die Augenbraue,  
das Gesicht klar und oval,  
10 nie saht ihr ein schöneres.  
Sie betrachtete den Garten  
und sah die Rose aufgeblüht  
und die Vögel wie sie singen,  
während sie sich eine Waise nannte:  
15 „Ohimè! Ich Unglückliche, Elende!  
Warum bin ich ins Gefängnis gesteckt!  
Aucassin, Herr Jungerherr,  
ich bin doch eure Liebste  
und ihr haßt mich bestimmt nicht!  
20 Euretwegen bin ich ins Gefängnis gesteckt,  
in dieses gewölbte Gemach,  
wo ich ein sehr, sehr schlechtes Leben leide.  
Aber, bei Gott, dem Sohn Mariens,  
auf Dauer werd ich hier bestimmt nicht sein –  
25 wenn ich's kann.

## 6 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Nicolete war im Gefängnis, wie ihr gehört habt und vernommen, in dem Gemache. Das Gerücht und das Gelärm ging durch alle Welt und durch alles Land, daß Nicolete dahin war. Die einen sagen, daß sie außer Landes geflohen ist, und die andern sagen, daß der Comte Garin [5] von Beaucaire sie hat ermorden lassen. Wer auch darüber fröhlich war – Aucassin war darob mitnichten glücklich, begab sich vielmehr zum Vicomte der Stadt und wandte sich an ihn:

„Sire Vicomte! Was habt ihr mit Nicolete gemacht, meiner allersüßesten Liebsten, das auf der ganzen Welt, was ich am meisten liebe? Habt ihr sie mir [10] weggenommen oder gestohlen? Wißt wohl, wenn ich daran sterbe: an euch wird Rache genommen werden! Und das wird gutes Recht sein, weil ihr mich werdet getötet haben mit euren beiden Händen, denn ihr habt mir weggenommen, was ich auf dieser Welt am meisten liebe.“

„Sire, schöner“, sagt der Vicomte, „laßt das so sein! Nicolete ist [15] eine elende Gefangene, die ich aus fremdem Lande hergebracht habe, ich habe sie mit eigener Habe von Sarazenen gekauft, und ich habe sie übers Becken gehalten und getauft und zu meiner Patentochter gemacht, und ich habe sie ernährt und würde ihr einen dieser Tage einen Jungen geben, der ihr das Brot in allen Ehren erwerben würde. Damit habt ihr nichts zu

schaffen. Nehmt ihr doch die Tochter von einem König oder von einem Comte. Außerdem, [20] was glaubt ihr, daß ihr erworben habt, wenn ihr sie zur Beischläferin gemacht und in euer Bett gesteckt habt? Sehr wenig hättet ihr erreicht, denn sämtliche Tage der Welt würde eure Seele im Infernum sein, weil, das Paradies würdet ihr niemals betreten.“

„Das Paradies? Was habe ich damit zu schaffen? Dort suche ich gar nicht hineinzukommen, wenn ich nur [25] Nicolete habe, meine allersüßeste Liebste, die ich so sehr liebe. Denn ins Paradies geht keiner, außer solche Leute wie ich euch sagen werde: Die dorthin gehen, das sind die alten Priester und die alten Lahmen und die Verkrüppelten, die den ganzen Tag und die ganze Nacht vor den Altären kauern und in den alten Krypten, und die in diese alten vernutzten Umhänge und diese alten Lumpen gekleidet sind, die nackt sind [30] und ohne Schuhe und unbestet, die vor Hunger sterben und vor Durst und vor Kälte und vor Elend – die gehen ins Paradies. Mit diesen habe ich nichts zu schaffen. Aber ins Infernum will ich gehen, denn ins Infernum gehen die schönen Gebildeten und die schönen Chevaliers, die tot sind von den Turnieren und von den machtvollen Kriegen, und die guten Kämpfer und die edelfreien Männer – mit [35] denen will ich gehen. Und dorthin gehen auch die schönen Damen, die courtoisen, die zwei Geliebte haben oder drei neben ihren Edelmännern, und dahin geht das Gold und das Silber und die Buntpelze und die Graupelze, und dorthin gehen auch Harfenspieler und Jongleure und die Könige dieser Welt – mit denen will ich gehen, wenn ich nur Nicolete mit mir habe, meine allersüßeste Liebste.“

[40] „Ganz bestimmt“, sagt der Vicomte, „sprecht ihr da umsonst, und niemals werdet ihr sie sehen. Und wenn ihr mit ihr sprecht und euer Vater das weiß, er würde mich und sie in einem Feuer verbrennen, und ihr selber könntet auch alle Furcht haben.“

„Das macht mir Kummer!“ sagt Aucassin. Und er verläßt den Vicomte [45] voll Schmerz.

## 7 Jetzt wird gesungen

Aucassin hat sich fortgewandt,  
in großem Schmerz und tiefbekümmert.  
Über seine Liebste mit dem klaren Gesicht  
kann keiner ihn trösten  
5 und niemand ihm guten Rat geben.  
Zum Palast ist er gegangen,  
steigt hinauf über die Stufen,  
ist in ein Gemach getreten,  
und beginnt zu weinen  
10 und großen Schmerz zu beklagen  
und um seine Liebste zu trauern:

„Nicolete, schönes Wesen,  
schönes Kommen und schönes Gehen,  
schönes Vergnügen und süßes Sprechen,  
15 schönes Scherzen und schönes Spielen,  
schönes Küssen, schönes Halsen,  
wegen euch bin ich so voll Schmerz  
und so schlecht beieinander,  
daß ich nicht dran glaube, lebend wegzugehn,  
20 Schwester, süße Liebste!“

## 8 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Während Aucassin in dem Gemach war und Nicolete, seine Liebste, betrauerte, vergaß der Comte Bougars de Valence, der seinen Krieg zu bewerkstelligen hatte, nichts, hat vielmehr seinen Mannen zu Fuß und zu Pferd Befehl erteilt, und so zog er vor das Kastell, um es anzugreifen. Und [5] der Kampfschrei erhebt sich und der Lärm, und die Chevaliers und die Krieger wappnen sich und rennen zu den Toren und den Mauern, um das Kastell zu verteidigen, und die Bürger steigen auf die Mauerumgänge und werfen Quadersteine und angespitzte Pfähle.

Währenddem war die Attacke groß und allgewaltig und der Comte [10] Garin de Beaucaire kam in das Gemach, wo Aucassin sich dem Schmerz hingab und Nicolete betrauerte, seine allersüßeste Liebste, die er so sehr liebte.

„Ha! Sohn,“ sagt er, „wie so elendig und erbärmlich bist du, daß du zusiehst, wie man dein Kastell attackiert, das allerbeste und das weitaus stärkste. Und wisse, wenn du das verlierst, daß du kein Erbe mehr hast. Sohn, drum so nimm die [15] Waffen und steig zu Pferd und verteidige dein Land und hilf deinen Mannen und geh in den Kampf Sturm! Du mußt dort keinen Menschen erschlagen noch andere dich – wenn sie dich unter ihnen sehen, werden sie ihre Habe besser verteidigen und ihr eigen Leib und Leben und dein Land und das meine. Und du bist so groß und so stark, daß du das gut machen kannst und das auch machen mußt!“

[20] „Vater“, sagt Aucassin, „was ihr da jetzt redet! Nie möge Gott mir etwas geben, um das ich ihn bitte, wenn ich Chevalier werde, noch steige ich zu Pferd oder will in den Sturm, wo ich Chevaliers erschlage oder andere mich, wenn ihr mir nicht Nicolete gebt, meine süße Liebste, die ich so sehr liebe.“

[25] „Sohn“, sagt der Vater, „das kann nicht sein. Eher würde ich aushalten, daß ich ohne alles Erbe wäre und daß ich alles verlöre, was ich habe, als daß du sie jemals zur Frau oder zur Gemahlin hättest.“

Er wendet sich ab, und als Aucassin ihn gehen sieht, rief er ihn zurück:

[30] „Vater“, sagt Aucassin, „kommt her! ich werde euch gute Bedingungen anbieten.“

„Und was, schöner Sohn?“

„Ich werde die Waffen nehmen und ich werde in den Kampfsturm gehen, unter den Bedingungen, daß – wenn Gott mich unverletzt und heil zurückführt – daß ihr mich [35] Nicolete, meine süße Liebste, so werdet sehen lassen, daß ich zwei oder drei Wörter mit ihr habe sprechen und sie ein einziges Mal habe küssen können.“

„Das verspreche ich“, sagt der Vater.

Er gelobte das, und Aucassin war froh.

## 9 Jetzt wird gesungen

Aucassin hört von dem Küssen,  
das er zur Rückkehr haben wird.  
Für hunderttausend Mark puren Goldes  
hätte man ihn nicht so froh gemacht.  
5 Verlangte nach tüchtigen Waffen,  
man hat sie ihm bereitgestellt.  
Er legt eine doublierte Halsberge an  
und band den Helm auf den Kopf.  
Gürtete das Schwert mit dem reingoldnen Knauf um.  
10 So stieg er auf sein Roß  
und nimmt den Schild und die Lanze,  
achtete auf seine beiden Füße,  
ob ihm die Steigbügel gut saßen:  
wunderbar, er war zufrieden.  
15 Er gedenkt seiner Liebsten,  
gab dem Roß die Sporen,  
es trägt ihn höchst willig fort,  
er kommt ganz richtig bis zum Tor  
in die Schlacht.

## 10 Jetzt wird gesprochen und rezitiert

Aucassin war gewappnet, auf seinem Roß, wie ihr gehört habt und vernommen. Mon Dieu! Wie ihm das stand: der Schild um den Hals und der Helm auf dem Kopf und das Gehenk seines Schwerts auf der linken Hüfte! Und der junge Mann war groß und stark und schön und edel und gut gebaut, und das Roß, auf [5] dem er saß, schnell und mutig, und der junge Mann hat es gut durch das Tor hindurchgelenkt. Nun glaubt aber nicht, daß er daran dächte, Ochsen oder Kühe oder Ziegen mitzunehmen, und daß er einen

Chevalier schläge oder andere ihn. Mitnichten! Das kam ihm nicht einmal in den Sinn, vielmehr dachte er so sehr an Nicolete, seine [10] süße Liebste, daß er seine Zügel vergaß und was sonst er machen sollte. Und das Roß, das die Sporen gespürt hat, trug ihn mitten ins Getümmel, so daß es sich grad zwischen seine Feinde warf. Und die legen Hand an ihn von allen Seiten und nehmen ihn mit, und sie berauben ihn des Schilds und der Lanze, und sie nehmen ihn kurzerhand und unerbittlich gefangen, und sie gingen stracks davon und [15] besprachen dabei, mit welchem Tode sie ihn würden sterben lassen.

Und als Aucassin das vernahm,

„Ha! Dieu!“ sagt er, „süße Schöpfung! Sind das meine Todfeinde, die mich hier mitnehmen und die mir gleich den Kopf abschneiden werden? Und wenn ich dann den Kopf werde abgeschnitten haben, werde ich nie mehr mit Nicolete sprechen, [20] meiner süßen Liebsten, die ich so sehr liebe. Noch habe ich hier ein gutes Schwert und ich sitze auf einem guten Pferd, einem ausgeruhten! Wenn ich mich jetzt nicht für sie wehre, möge Gott ihr nie mehr beistehen, wenn sie mich je wieder liebt!“

Der junge Mann war groß und stark, und das Roß, auf dem er saß, war gut zu bewegen. Und er legte die Hand ans Schwert und beginnt nach [25] rechts und nach links *zu schlagen* und Helme abzuhaufen und Nasenschutzbleche und Fäuste und Arme und macht ein Mordsgemenge unter ihnen, gradso wie der Keiler, wenn ihn die Hunde anfallen im Forste. Und dann schlägt er ihrer zehn Chevaliers zu Boden und verwundet sieben, und dann stürzt er sich kurzerhand und unerbittlich in das Getümmel und dann im Galopp wieder zurück, sein Schwert in [30] der Hand.

Der Comte Bougars de Valence hörte sagen, daß man Aucassin hängen wollte, seinen Feind, und kam dorthin. Aucassin verschaute sich nicht in ihm, er nahm das Schwert in die Hand und er schlägt ihn durch den Helm, so daß er ihm den Kopf zertrümmert. Er war so betäubt, daß er zur [35] Erde fiel. Und Aucassin streckt die Hand aus und packt ihn und nimmt ihn am Nasenschutzblech des Helms als Gefangenen und führt ihn zu seinem Vater.

„Vater“, sagt Aucassin, „seht hier euren Feind, der euch bekriegt hat und so viel Übel zugefügt – zwanzig Jahre schon dauert dieser Krieg und nie konnte er von einem Menschen beendet werden.“

[40] „Schöner Sohn“, sagt der Vater, „eure Jugendtaten müßt ihr vollbringen, nicht nach Narreteien glotzen!“

„Vater“, sagt Aucassin, „geht mir weg mit eurer Predigt, haltet mir lieber eure Versprechungen.“

„Ah bah! welche Versprechungen, schöner Sohn?“

[45] „Ach was, Vater! habt ihr die vergessen? Bei meinem Kopf! Wer immer die vergißt, ich will sie nicht vergessen, vielmehr liegt mir das sehr am Herzen. Habt ihr mir nicht das Versprechen gegeben, daß, wenn ich die Waffen genommen habe und in den Kampfsturm gegangen bin, und daß, wenn Gott mich unverletzt und heil zurückführte, daß

ihr mich Nicolete, meine süße Liebste, so lange sehen lassen werdet, daß ich mit ihr zwei oder drei Worte [50] geredet haben könnte? Und daß ich sie ein Mal geküßt haben könnte? Dies Versprechen habt ihr mir gegeben. Und ich will, daß ihr mir das haltet.“

„Ich?“ sagt der Vater, „Da möge mir Gott nie mehr beistehen, wenn ich euch je solche Versprechen halten werde! Und wäre sie jemals hier, ich würde sie in einem Feuer verbrennen, und ihr selber könntet auch alle Furcht haben.“

[55] „Ist das wirklich das Ende?“ sagt Aucassin.

„So wahr mir Gott helfe“, sagt der Vater, „ja!“

„So viel ist sicher!“ sagt Aucassin, „Ich bin voll Schmerz, daß ein Mann eures Alters lügt. – Comte de Valence“, sagt Aucassin, „ich habe euch gefangen.“

[60] „Sire, wie man sieht“, sagt der Comte.

„Gebt mir darauf eure Hand!“ sagt Aucassin.

„Sire, gern.“ Er legt ihm die Hand in die seine.

„Versprecht mir das“, sagt Aucassin, „daß an keinem Tag, den ihr noch zu leben habt, ihr meinem Vater nicht wollt Schande machen oder ihm nicht werdet Schaden zufügen an [65] seinem Leib und Leben und an seinem Hab und Gut.“

„Sire, bei Gott“, sagt er, „macht euch nicht lustig über mich, setzt mir lieber das Lösegeld fest – ihr werdet nichts von mir fordern, weder Silber, noch Streitroß oder Saumtier, weder Bunt- noch Graupelzwerk, Hunde oder Vögel, das ich euch nicht geben würde.“

[70] „Wie!“ sagt Aucassin, „Wißt ihr nicht, daß ich euch gefangen habe?“

„Sire, aber ja doch“, sagt der Comte Bougars.

„Möge Gott mir nimmer beistehen!“ sagt Aucassin, „wenn ihr mir das nicht versprecht, daß ich nicht sofort veranlasse, daß euch der Kopf wegfliegt!“

[75] „Au nom de Dieu!“ sagt er, „ich verspreche euch alles, was euch gefällt.“

Er verspricht es ihm und Aucassin läßt ihn auf sein Roß steigen und er steigt auf ein andres und begleitete ihn so weit, bis er in Sicherheit war.

## 11 Jetzt wird gesungen

Als der Comte Garin jetzt sieht,  
an seinem Sohne Aucassin,  
daß er ihn nicht wird trennen können  
von Nicolete mit dem klaren Gesicht,  
5 hat er ihn in ein Gefängnis gesteckt,  
in einen Keller unter der Erde,  
der war gemacht aus grauem Marmor.  
Als nun Aucassin dorthin kam,  
war er voll Schmerz, ja, wie noch nie.  
10 Er fing an zu klagen,

und wie, das könnt ihr hören:  
„Nicolete, Lilienblüte,  
süße Liebste mit dem klaren Gesicht,  
süßer bist du als Rosinen,  
15 als Keks im Becher aus Maserholz.  
Neulich sah ich einen Pilgrim,  
geboren war er im Limosin.  
Krank vom Schwindligsein  
war er in ein Bett gelegt,  
20 war sehr mitgenommen,  
vom großen Übel schwer erkrankt.  
Du gingst an seinem Bett vorüber  
und hobst deine Schleppe an  
und deinen Pelz von Hermelin,  
25 das Hemd aus weißem Linnen,  
so viel, daß er dein Beinlein sah –  
wiederhergestellt war der Pilger  
und ganz gesund, wie nie zuvor,  
und stand auf von seinem Bett  
30 und ging in sein Land zurück,  
heil und gesund und hergestellt.  
Süße Liebste, Lilienblüte,  
schönes Gehn und schönes Kommen,  
schönes Spielen und schönes Scherzen,  
35 schönes Redn und schöne Lust,  
süßes Küßn und süßes Fühlen,  
keiner könnte euch hassen.  
Für euch bin ich ins Gefängnis gesteckt,  
in diesen Keller unter der Erde,  
40 wo ich ein sehr schlimmes Ende finde.  
Jetzt werd ich mich ans Sterben machen,  
für euch, Liebste.

## **12 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt**

Aucassin war ins Gefängnis gesteckt, wie ihr gehört habt und vernommen, und Nicolete war woanders, in dem Gemache. Das war die Zeit des Sommers, der Monat Mai, wo die Tage warm sind, lang und klar, und die Nächte ruhig und still.

[5] Nicolete lag eines Nachts in ihrem Bett und sah den Mond hell und klar durch ein Fenster leuchten und hörte die Nachtigal singen im Garten und ihr kam Aucassin in den Sinn, ihr Liebster, den sie so sehr liebte. Sie begann über den Comte Garin de Beaucaire nachzusinnen, der sie auf den Tod haßte, und sie dachte, daß sie nicht mehr da bleiben würde, daß, wenn sie [10] denunziert würde und der Comte Garin von ihr wüßte, er sie einen schlimmen Tod sterben ließe. Sie bemerkte, daß die Alte, die bei ihr war, schlief. Sie erhob sich und bekleidete sich mit einem Überwurf aus Seidenstoff, den sie hatte, einem sehr guten, und nahm Bettlaken und Tücher und knotete eins ans andre und machte ein Seil, so lang wie sie konnte, und knotete es an den [15] Pfeiler des Fensters. Und so ließ sie sich ab, hinunter in den Garten, und nahm ihr Gewand mit der einen Hand vorn und der andern hinten und schürzte sich wegen dem Tau, den sie großmächtig auf dem Grase sah, und ging, weg von dort, den Garten hinab.

Sie hatte das Haar blond und feingelockt, und die Augen [20] von heller Farbe und lachend, und das Antlitz langgezogen, und die Nase hoch und wohlgeformt, und die Lippen sehr rot – wie die Kirsche nicht und nicht die Rose zur Sommerszeit, und die Zähne weiß und klein, und hatte feste Brüste, die ihr Kleid anhoben – grad wie wenn das zwei welsche Nüsse wären. Und sie war schmal zwischen den Flanken, daß ihr sie dort [25] mit zwei Händen würdet umfassen können. Und die Blüten der Gänseblümchen, die sie mit den Zehen ihrer Füße umbrach, die auf dem Spann des Fußes obendrauf zu liegen kamen, waren richtig schwarz gegen ihre Füße und ihre Beine, so sehr weiß war das Mädchen.

Sie kam an die hintere Tür und machte sie auf und da ging sie hinaus, durch die [30] Straßen von Beaucaire, auf der Schattenseite, denn der Mond leuchtete sehr klar und hell und sie ging so weit, bis sie an den Turm kam, wo ihr Liebster war. Der Turm war rissig an dieser und jener Stelle, und sie kauerte sich hinter einen der Pfeiler und wickelt sich in ihren Umhang und legte ihren Kopf in eine Spalte des Turms, der bejährt und alt war, und hörte [35] Aucassin, der da drinnen weinte und in riesengroßem Schmerz machte und seine süße Liebste betrauerte, die er so sehr liebte. Und als sie ihn genug gehört hatte, begann sie zu sprechen.

### 13 Jetzt wird gesungen

Nicolete mit dem klaren Gesicht  
lehnte sich an einen Pfeiler  
und hörte Aucassin weinen  
und um seine Liebste zu klagen.

5 Jetzt redete sie, sagte ihre Gedanken:  
„Aucassin, Adliger und Edelmann,  
freier junger Herr von Ehre!

Was hilft euch das Jammern,  
 das Klagen und das Weinen,  
 10 wo ihr euch nie werdet meiner freun?  
 Denn euer Vater haßt mich  
 und eure Verwandtschaft ebenso.  
 Wegen euch werd ich übers Meer fahren  
 und unter andre Herrschaft gehen.“  
 15 Von ihren Haaren hat sie abgeschnitten,  
 sie nach drinnen reingeworfen.  
 Aucassin hat sie genommen, der Edelmann,  
 und hat sie sehr verehrt,  
 und geküßt und geherzt.  
 20 An seinen Busen hat er sie gesteckt,  
 und zu weinen wieder angefangen –  
 nur um seine Liebste.

#### **14 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt**

Als Aucassin Nicolete sagen hörte, daß sie von hier weg in ein andres Land gehen wollte, war er darüber nichts als wütend.

„Schöne, süße Liebste“, sagt er, „ihr werdet nicht gehen, denn dann würdet ihr mich als Toten haben! Und der erste, der euch sähe – wenn er euch [5] könnte, würde er euch auf der Stelle einfangen und würde euch in sein Bett stecken und würde euch zur Beischläferin machen. Und wenn ihr dann werdet bei einem Mann im Bett gelegen haben, und das nicht das meine ist, so glaubt jedenfalls nicht, daß ich warten würde, bis ich ein Messer fände, mit dem ich mir ins Herz stechen würde und mich töten. Nein, wirklich! so lange würde ich bestimmt nicht warten! Vielmehr würde ich sofort losstürzen, so [10] lange bis ich eine gemauerte Wand oder einen grauen Stein sähe, und dort meinen Kopf so fest hinschlagen, bis es mir davon die Augen wegfliegen ließe und ich mich ganz ausgehirnt hätte. Es ist mir nämlich lieber, einen solchen Tod zu sterben, als daß ich wüßte, daß ihr hättet bei einem Mann im Bett gelegen, und das nicht das meine war.“

[15] „Ah!“ sagt sie, „ich glaube keinesfalls, daß ihr mich so sehr liebt wie ihr sagt. Ich aber liebe euch mehr als ihr das mit mir macht.“

„Ach was!“ sagt Aucassin, „schöne süße Liebste, das würde nie sein können, daß ihr mich so sehr liebtet, wie ich das mit euch mache! Eine Frau kann den Mann nicht so sehr lieben wie der Mann das mit der Frau macht. Denn die Liebe der [20] Frau ist in ihrem Auge und in der Zitze ihrer Brust und in der Zehe des Fußes – aber die Liebe des Mannes ist in das Herz gepflanzt, wo sie nicht herauskann.“

Dort also sprachen Aucassin und Nicolete miteinander und die Stadtwächter kamen direkt diese eine Straße. Sie hatten die Schwerter [25] gezogen unter den Umhängen, weil der Comte Garin ihnen befohlen hatte, daß, wenn sie sie fassen könnten, sie sie an Ort und Stelle töten sollten. Und der Wächter, der auf dem Turm war, sah sie kommen und hörte, daß sie im Gehen über Nicolete sprachen und daß sie drohten, sie zu töten.

„Dieu!“ sagt er, „welch großer Schade um ein so schönes Mädchen, [30] wenn sie sie töten! Und es wäre eine große und gute Tat, wenn ich es ihr sagen könnte, so daß sie es nicht bemerkten, und sie sich vorsähe. Denn wenn sie sie töten, dann wird Aucassin, mein junger Herr, tot sein: dann wird ein großer Schaden sein!“

### 15 Jetzt wird gesungen

Der Wächter war sehr nütze,  
tapfer und höfisch und klug.  
Er hat ein Lied begonnen,  
das schön war und gefällig:  
5 „Mädchen mit dem freien Herzen,  
Leib so artig und gefällig  
das Haar blond und leuchtend,  
hellfarben die Augen, lachend das Gesicht.  
Ich sehe wohl bei deinem Anblick,  
10 du hast mit deinem Geliebten gesprochen,  
der für dich ans Sterben geht.  
Ich sage dir und du hörst zu:  
Hüte dich vor den Soldaten,  
die hier gehen, dich zu suchen,  
15 unter den Umhängen die nackten Klingen.  
Sie gehen, heftig dich bedrohend –  
leicht tun sie dir ein Leid,  
wenn du dich jetzt und hier nicht hütetest.

### 16 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

„He!“ sagt Nicolete, „die Seele deines Vaters und deiner Mutter möge in gesegneter Ruhe sein, weil du mir das jetzt so schön und so höfisch gesagt hast. Wenn es Gott gefällt, ich werde mich wohl vor ihnen hüten, und möge Gott mich vor ihnen hüten!“

[5] Sie wickelt sich in ihren Umhang im Schatten des Pfeilers, bis daß sie drüben vorbeigegangen waren. Und sie nimmt Abschied von Aucassin, und sie geht dort weg, bis sie

zur Schloßmauer kam. Die Mauer war in Stücken, behelfsmäßig ausgebessert, und sie stieg darüber, so weit, bis sie zwischen der Mauer und dem Graben war, und sie schaute hinunter und sah den [10] Graben: sehr tief und sehr steil, und sie hatte sehr große Furcht.

„He! Dieu!“ sagt sie, „süße Schöpfung! Wenn ich mich fallen lasse, werde ich mir den Hals brechen, und wenn ich hier bleibe, wird man mich morgen einfangen und dann verbrennt man mich in einem Feuer. Aber es ist mir lieber, daß ich hier sterbe, als daß das Volk mich morgen in einem gräßlichen Schauspiel betrachtet.“

[15] Sie bekreuzigte sich auf der Stirn und ließ sich hinunterrutschen in den Graben, und als sie an den Grund kam, da waren der schöne Fuß und ihre schönen Hände, die nicht gewohnt waren, daß man sie beschädigte, gequetscht und geschunden und das Blut sprang heraus wohl an einem Dutzend Stellen, und dennoch fühlte sie weder Pein noch Schmerz wegen der großen Furcht, die sie hatte. Und wenn sie in [20] Sorge war hinunterzukommen, war sie jetzt in noch größerer herauszugelangen. Sie dachte bei sich, daß es nicht besonders gut wäre, hier zu verweilen, und fand einen angespitzten Pfahl, den die drinnen geworfen hatten, um das Kastell zu verteidigen, und machte eine Stufe nach der andern, so viel, daß sie, und stieg so weit mit großen Peinen aufwärts, daß sie oben ankam. Jetzt war der Forst nur zwei Armbrustschüsse weit weg, er [25] dehnte sich gut dreißig Meilen in die Länge und die Breite, und es hatte dort wilde Tiere und Schlangen. Sie hatte Furcht, daß, wenn sie hineinginge, sie sie töten würden, und andererseits dachte sie sich, wenn man sie dort finden würde, daß man sie zurückbrächte in die Stadt, zum Verbrennen.

## 17 Jetzt wird gesungen

Nicolete mit dem klaren Gesicht  
war den Graben hinaufgestiegen,  
und sie fing an zu klagen  
und Jesum anzurufen:  
5 „Vater, königliche Majestät,  
jetzt weiß ich nicht, wohin gehen.  
Wenn ich gehe, wo der Wald so dicht,  
gleich werden mich die Wölfe fressen,  
die Löwen und die Keiler,  
10 die's dort hat *die* Menge.  
Und wenn ich den hellen, klaren Tag abwarte,  
daß man mich hier finden kann,  
wird ein Feuer angezündet,  
wo mein Leib verbrannt wird.

15 Doch, bei Gottes Majestät,  
da ist's mir noch viel lieber,  
daß mich die Wölfe fressen,  
die Löwen und die Keiler,  
als daß ich in die Hauptstadt ginge.  
20 Da werd ich nicht hingehen!“

### 18 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Nicolete beklagte sich sehr, wie ihr ja gehört habt. Sie empfahl sich Gott und ging so weit, bis sie an den Forst kam. Sie traute sich aber nicht, tief hineinzugehen, wegen der wilden Tiere und wegen der Schlangenbiester, und sie kauerte sich in ein dichtes Gebüsch, und Schlummer [5] überfiel sie. Und sie schlief bis zum Morgen zur hohen Prim, wo die kleinen Hirten aus der Stadt kamen und ihre Tiere zwischen Gehölz und Fluß treiben, und sie ziehen von der einen Stelle zu einem sehr schönen Quell, der am Rand des Forstes war; und breiteten einen Umhang aus und legten da ihre Brotzeit drauf. Mittlerweile aßen sie, und Nicolete [10] erwachte von dem Geschrei der Vögel und der kleinen Hirten, und schoß mitten unter sie.

„Schöne Kinder“, sagt sie, „möge Gott, der Herr, euch beistehen!“

„Gott segne euch!“ sagt der eine, der mehr mit Sprache begabt war als die andern.

„Schöne Kinder“, sagt sie, „kennt ihr Aucassin, den Sohn des [15] Comte Garin de Beaucaire?“

„Ja, den kennen wir wohl.“

„Und möge Gott euch beistehen, schöne Kinder,“ sagt sie, „berichtet ihm, daß es ein Tier gibt in diesem Forst und daß er herkommen möge zum Jagen, und wenn er es hier fangen kann, er nie ein einziges Glied hergeben würde, nicht für hundert Mark Goldes, [20] nicht für fünfhundert, für nichts, was man besitzen kann.“

Und sie betrachten sie und sahen sie so schön, und sie waren davon völlig verrückt.

„Ich ihm berichten?“ sagt der, der mehr mit Sprache begabt war als die andern. „Fluch über den, der je darüber spricht oder der ihm das je berichtet! Das ist Phantasterei, [25] was ihr da sagt, denn es gibt kein so kostbares Tier in diesem Forst, nicht Hirsch, nicht Löwe, nicht Keiler, von dem eins der Glieder mehr wert wäre als zwei Denar oder höchstens drei, und ihr sprecht von so großem Besitz! Mein Fluch über den, der euch das glaubt oder der ihm das je berichtet! Ihr seid eine böse Fee und wir haben keinen Bedarf an eurer Gesellschaft, also geht eures Wegs!“

[30] „Ah, schöne Kinder“, sagt sie. „ihr werdet das machen! Das Tier hat solche Medizin, daß Aucassin wird geheilt werden von seiner Verwundung. Und ich habe hier fünf Sous in meiner Börse – das nehmt, wenn ihr's sagt. Und er soll es binnen drei Tagen erjagen,

und wenn er es in drei Tagen nicht findet, wird er nie geheilt werden von seiner Verwundung.“

[35] „Meiner Treu!“ sagt er, „die Denare nehmen wir schon, und wenn er hierherkommt, werden wir's berichten, aber wir werden ihn nicht suchen gehen.“

„In Gottes Namen“, sagt sie.

Dann nimmt sie Abschied von den kleinen Hirten und geht davon.

## 19 Jetzt wird gesungen

Nicolete mit dem klaren Gesicht  
ist von den kleinen Hirten weg  
und hat ihren Weg genommen  
quer durch den belaubten Wald,  
5 nur über einen uralten Pfad,  
bis sie an eine Verzweigung kam,  
wo sich's in sieben Wege gabelt,  
die gehen durch das Land.  
Jetzt kam es ihr, darüber nachzusinnen,  
10 daß sie ihren Liebsten erproben wird,  
ob er sie hier so liebt wie er gesprochen hat.  
Sie nahm von den Lilienblumen,  
und vom Kraut der Stechpalmen  
und von sonstwelchem Laub,  
15 sie machte damit eine schöne Hütte,  
wie keiner eine so artige sah.  
Schwur bei Gott, der nicht lügt,  
wenn Aucassin da vorbeikommt  
und er aus Liebe zu ihr  
20 nicht ein bißchen ausruht hier,  
wird er niemals mehr ihr Liebster sein,  
noch sie seine Liebste.

## 20 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Nicolete hat die Hütte gemacht und, wie ihr gehört habt und vernommen, sehr schön und sehr artig, und sie hat sie gut gefüttert außen und innen mit Blüten und mit Laub, und sie ruht sich aus, neben der Hütte in einem dichten Busch, um zu erfahren, was Aucassin machen würde.

[5] Und das Gerücht und das Gelärm ging durch alle Welt und durch alles Land, daß Nicolete dahin war. Die einen sagen, daß sie außer Landes geflohen war, und die andern sagen, daß der Comte Garin sie hat ermorden lassen. Wer auch darüber fröhlich war – Aucassin war darob mitnichten glücklich. Und der Comte Garin, sein Vater, ließ ihn aus dem Gefängnis nehmen, und beorderte die Chevaliers [10] des Landes und die jungen Herren, und ließ ein sehr reiches Fest machen, darum daß er annahm, Aucassin, seinem Sohn, zu helfen. Nun war das Fest auf seinem Höhepunkt, und Aucassin war an ein Gelände gelehnt, ganz schmerz erfüllt und ganz niedergeschlagen. Wer da auch hätte seine Freude haben mögen – Aucassin hatte darauf keine Lust, denn er sah da nichts von dem, das er [15] liebte. Ein Chevalier beobachtete ihn und kam zu ihm und redete ihn an: „Aucassin“, sagt er, „mit den selben schlimmen Anzeichen, wie ihr sie habt, bin ich einmal krank gewesen. Ich werde euch einen guten Rat geben, wenn ihr mir glauben wollt.“ „Sire!“ sagt Aucassin, „großen Dank. Guter Rat wäre mir lieb und teuer.“ [20] „Steigt auf ein Roß“, sagt er, „und reitet diesen Forst entlang, euch zu ergötzen. Ihr werdet die Blumen und die Kräuter sehen, und ihr werdet die Vöglein singen hören. Wenn ihr Glück habt, werdet ihr ein Wort hören, nach dem euch besser sein wird.“ „Sire!“ sagt Aucassin, „großen Dank. Und so werd ich’s machen.“ [25] Er stiehlt sich aus dem Saal, geht die Stufen hinunter und kommt in den Stall, wo sein Roß war. Er läßt es satteln und zäumen, er stellt einen Fuß in den Bügel, steigt auf und verläßt das Schloß und ritt solange, bis er an den Forst kam, und lenkte das Roß, bis er an die Quelle kam, und findet die kleinen Hirten pünktlich zur None. Und sie hatten einen Umhang [30] ausgebreitet übers Gras, aßen ihr Brot und hatten viel und riesengroße Freude.

## 21 Jetzt wird gesungen

Jetzt sammeln sich die Hirtlein,  
 Esmerchen und Martinchen,  
 Fridelchen und Johanchen,  
 Robertchen und Aubrichen.  
 5 Der eine sagt: „Meine schönen Kümpelein!  
 Gott helfe Aucassinlein!  
 Wirklich, meinertreu, das schöne Jüngelein!  
 Und das Mädchen, am Leib das Kleidlein;  
 die das Haar hat blondelein,  
 10 klar das Gesicht und die Augen hellelein,  
 die uns hat gegeben Denarchen.  
 Davon werd’n wir kaufen Kuchchen,  
 Scheiden und Messerchen,

Flötchen und Hörnerchen,  
15 Keulchen und Pfeifchen –  
Gott mög sie schützen!“

## 22 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Als Aucassin die kleinen Hirten hörte, kam ihm Nicolete in den Sinn, seine allersüßeste Liebste, die er so sehr liebte, und er dachte, sie wäre dort gewesen. Und er spornte das Roß an und kam zu den kleinen Hirten.

„Schöne Kinder“, sagt er, „möge Gott euch hier beistehen!“

[5] „Gott segne euch!“ sagt der, der mehr mit Sprache begabt war als die andern.

„Schöne Kinder“, sagt er, „sagt noch einmal das Lied, das ihr grad gesagt habt.“

„Das werden wir nicht sagen“, sagt der, der mehr mit Sprache begabt war als die andern.

„Fluch über den, hier und jetzt, der das für euch singen wird, schöner Herr!“

[10] „Schöne Kinder“, sagt Aucassin, „kennt ihr mich denn nicht?“

„Doch, wir bemerkten wohl, daß ihr Aucassin seid, unser junger Herr, aber wir sind durchaus nicht euer, vielmehr sind wir des Comte.“

„Schöne Kinder, ihr werdet es tun – ich bitte euch darum!“

[15] „Horch, bei Gotz Herzn!“ sagt er, „warum sollte ich für euch singen, wenn es mir nicht paßt? Wenn es doch in diesem Lande keinen so reichen und mächtigen Mann gibt, abgesehen von dem Comte Garin, der meine Ochsen und meine Kühe und meine Schafe in seinen Weiden oder in seinem Getreide finden würde, daß er so verwegen wäre – nicht ums Augenausquetschen! – daß er den Mut haben tät zum Herausjagen. Und warum [20] sollte ich für euch singen, wenn es mir nicht paßt?“

„Wenn Gott euch beistehen soll, schöne Kinder, werdet ihr’s machen. Und nehmt zehn Sous, die ich hier in einer Börse habe.“

„Sire, die Denare, die nehmen wir, aber singen werde ich euch das nicht, denn das habe ich geschworen, aber ich werde es euch erzählen, wenn ihr [25] wollt.“

„In Gottes Namen“, sagt Aucassin, „außerdem ist mir erzählen viel lieber als nichts.“

„Sire, wir waren eben hier zwischen Prim und Terz, und essen unser Brot an dieser Quelle, grad so wie wir’s jetzt machen, [30] und ein Fräulein kam hierher, das schönste Ding auf der Welt, so daß wir glaubten, daß das eine Fee wäre, und daß dieses ganze Gehölz davon hell und klar erstrahlte. Und sie gab uns so viel von dem Ihren, daß wir ihr zugesagt haben, wenn ihr hierher kamt, wir euch das sagen würden, daß ihr in diesem Forst zum Jagen gehen solltet, weil es da ein Tier gibt, von dem, wenn ihr’s fangen konntet, ihr [35] nicht eines der Glieder für fünfhundert Mark Silber hergeben würdet, noch für sonstwelchen Besitz. Denn das Tier hat solche Medizin, daß, wenn ihr’s fangen könnt, ihr geheilt sein werdet von eurer Verwundung. Und binnen drei Tagen sollt ihr es gefangen haben, und wenn ihr’s nicht gefangen habt, werdet ihr es nie mehr sehen.

Jetzt jagt es, wenn ihr wollt, und wenn ihr wollt, [40] so laßt es bleiben. Denn ich habe das meine ihr gegenüber wohl erfüllt.“

„Schöne Kinder“, sagt Aucassin, „ihr habt mir genug davon gesagt, und Gott lasse mich's finden!“

### 23 Jetzt wird gesungen

Aucassin hörte die Worte  
über seine Liebste mit dem edlen Leib,  
sie dringen ihm bis in den Leib.  
Die kleinen Hirten verläßt er gleich  
5 und betritt das tiefe Gehölz.  
Das Pferd, gleich geht's im Paß,  
wohl im Galopp trägt's ihn dahin.  
Jetzt sprach er, hat drei Worte gesagt:  
„Nicolete mit dem edlen Leib,  
10 wegen euch bin ich in dies Gehölz gekommen,  
ich jag nicht, weder Hirsch noch Keiler,  
vielmehr folg ich euren Spuren.  
Euer hellfarbnes Auge und euer edler Leib,  
euer schönes Lachen und eure süßen Worte  
15 haben mein Herz auf den Tod verwundet.  
Wenn's Gott, dem strengen Vater, gefällt,  
werd ich euch nochmal wiedersehen,  
Schwester, süße Liebste!“

### 24 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Aucassin ritt durch den Forst, von einem Weg zum nächsten Weg, und das Pferd trug ihn in kräftigem Gang. Glaubt nicht, daß die Brombeersträucher und die Dornen ihn irgend verschont hätten. Mitnichten! vielmehr zerfetzten sie seine Kleider, daß man nur mit Mühe hätte das Ganze über ihm zusammenknoten können, und daß [5] das Blut herausfloß von den Armen und den Seiten und den Beinen an vierzig Stellen oder an dreißig, so daß man dem jungen Mann folgen konnte in der Blutspur, die aufs Gras fiel. Aber er dachte so sehr an Nicolete, seine süße Liebste, daß er dabei kein Übel und keinen Schmerz spürte. Und es ging den ganzen Tag mitten durch den Forst derart, daß er keinerlei Neuigkeiten über sie hörte. [10] Und als er sah, daß der Abend näherkam, da

begann er zu weinen, darum daß er sie nicht gefunden hatte. Er ritt einen alten, vergrasten Weg entlang, da erblickte er vor sich, direkt auf dem Weg – und sah einen jungen Mann, so wie ich euch berichten werde: Groß war er und furchteinflößend und widerwärtig und grauslich. Er hatte einen großen haarigen Kopf, [15] schwärzer als eine Kohle, und hatte mehr als eine Handfläche zwischen zwei Augen und er hatte ein Paar große Kinnbacken und eine riesige Plattnase und ein Paar große weite Nasenlöcher und ein Paar dicke Lefzen, röter als ein Grillfleisch, und ein paar große Zähne, gelb und widerlich. Und war bekleidet mit einer Hose und ein Paar Schuhen vom [20] Rind, mit Lindenbast gewickelt bis unters Knie, und war mit einem Umhang bedeckt, bei dem innen wie außen war, und war auf eine große Keule gelehnt.

Aucassin stieg ab vor ihm und hatte große Furcht, als er ihn ansah.

[25] „Schöner Bruder, Gott möge dir beistehen!“

„Gott segne euch“, sagt der.

„Und Gott steh dir bei – was machst du hier?“

„Was geht euch das an?“ sagt der.

„Nichts“, sagt Aucassin, „ich frage euch nur im Guten.“ [30]

„Aber warum weint ihr?“ sagt der, „und macht solches Gejammere? Bestimmt, wenn ich ein so reicher Mann wäre, wie ihr seid – die ganze Welt würde mich nicht weinen machen!“

„Ah, kennt ihr mich?“ sagt Aucassin.

[35] „Ja, ich weiß wohl, daß ihr Aucassin seid, der Sohn des Comte. Und wenn ihr mir sagt, warum ihr weint, werde ich euch sagen, was ich hier mache.“

„Gewiß doch“, sagt Aucassin, „das werde ich euch sehr gern sagen: Ich kam heute morgen in diesen Forst jagen, und habe ein weißes [40] Windspiel, das schönste der Welt, das habe ich verloren – deshalb weine ich.“

„Hör an!“ sagt der, „bei dem Herzen, das der Herr im Leib hatte! Daß ihr wegen einem stinkenden Hund geweint habt! Schimpf und Fluch über den, der euch jemals schätzen wird! Weil, es gibt keinen so reichen Mann auf der Erde, wenn [45] euer Vater zehn oder fünfzehn oder zwanzig davon ordern würde, daß er die nicht bereitwilligst abgäbe und höchst erfreut darüber wäre. Aber ich muß weinen und Schmerz ertragen!“

„Und warum du, Bruder?“

„Sire, das werde ich euch sagen. Ich war verdingt an einen reichen Bauern und [50] führte seinen Pflug, vier Ochsen hatte der. Es ist jetzt drei Tage, daß mich ein großes Unglück ankam, daß ich den besten meiner Ochsen verlor, Rötlein, den besten an meinem Pflug. Nach dem schau ich und suche ich. Und ich habe nicht gegessen und nicht getrunken die vergangenen drei Tage, und ich wage nicht, in die Stadt zu gehen, wo man mich ins Gefängnis stecken würde, da ich nichts habe, ihn zu ersetzen. [55] Von allem Besitz der Welt habe ich nichts, das mehr wert wäre, als was ihr mir hier am Leibe seht. Eine unglückliche Mutter habe ich, die nichts hat, das mehr wert wäre, als ein schlechtes

Polster, und das hat man eingesackt, ihr unterm Rücken weg. Und sie liegt auf dem puren Stroh. Und darüber habe ich viel mehr Kummer als über mich selber. Denn Besitz geht und kommt. Wenn ich jetzt verloren habe, werde ich ein andres Mal gewinnen. Und [60] ich werde meinen Ochsen bezahlen, wenn ich werde können, und niemals werde ich deshalb um ihn weinen. Und ihr habt geweint um einen Scheißhund! Schimpf und Fluch über den, der euch jemals schätzen wird!“

„Sicher! Das ist gut und bequem für dich, schöner Bruder. Wie gesegnet magst du sein! Und was ist dein Ochse wert?“

[65] „Sire, zwanzig Sous verlangt man dafür. Ich kann davon nicht einmal einen halben Denar runterhandeln.“

„Jetzt wart!“ sagt Aucassin, „zwanzig, die ich hier in meiner Börse habe – und, bezahle deinen Ochsen!“

„Sire!“ sagt er, „großen Dank! Und Gott lasse euch das finden, [70] was ihr sucht.“

Er trennt sich von ihm, Aucassin sitzt auf. Die Nacht war schön und ruhig, und er ritt so lange, bis er ka . . . . . und . . . . . Nicolete . . . . . draußen und drinnen und oben drauf und [75] vorne mit Blumen, und war so schön, daß es mehr nicht sein konnte. Als Aucassin das bemerkte, da hielt er, zack, auf einen Sitz an, und der Strahl des Mondes fiel hernieder.

„Eha! Dieu“, sagt Aucassin, „hier war Nicolete, meine süße Liebste, und das hat sie mit ihren schönen Händen gemacht. Wegen ihrer Süße und wegen [80] ihrer Liebe werde ich sogleich hier absteigen und werde mich hier die Nacht über ausruhen.“

Er nahm den Fuß aus dem Steigbügel, um abzusteigen, und das Roß war groß und hoch. Er dachte so sehr an Nicolete, seine allersüßeste Liebste, daß er so heftig auf einen Stein fiel, daß ihm die Schulter aus [85] ihrer Stelle herausflog. Er fühlte sich arg verletzt, aber er strengte sich an, so sehr er konnte, und machte sein Roß mit der andern Hand an einem Dornbusch fest, und drehte sich zur Seite, daß er ganz unter die Hütte kam. Und er blickte grad durch ein Loch der Hütte, und er sah die Sterne des Himmels, und darunter sah er einen heller und klarer als die andern, und er begann zu sprechen:

## 25 Jetzt wird gesungen

„Sternelein, ich sehe dich,  
das der Mond an sich zieht,  
Nicolete ist mit dir,  
meine Liebste mit dem Blondhaar.

5 Ich glaub, Gott will sie haben,  
wegen dem (Licht) . . .

. . . . .

. . . . .

.....  
10 wär das auch zum Runterfallen,  
wenn ich wäre oben bei dir,  
gleich würd ich dich heftig küssen.  
Und wär ich selbst ein Königssohn,  
würdet gut ihr zu mir passen,  
15 Schwester, süße Liebste.“

## 26 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Als Nicolete Aucassin hörte, kam sie zu ihm, denn sie war nicht weit. Sie trat in die Hütte und warf ihm die Arme um den Hals und küßte und umhalste ihn.

„Schöner, süßer Liebster, gut seid ihr befunden!“

[5] „Und ihr, schöne, süße Liebste, seid, die gut gefunden ist!“

Sie küssen sich und umhalsen sich, und eine schöne Freude war da.

„Ha, süße Liebste“, sagt Aucassin, „ich habe mich grad arg an der Schulter verletzt, und jetzt fühle ich kein Übel und keinen Schmerz, weil ich euch habe.“

[10] Sie betastete ihn und fand, daß er seine Schulter außerhalb ihrer Stelle hatte. Sie behandelte sie so lange mit ihren weißen Händen und zog daran und wie Gott das wollte, der die Liebenden liebt, daß sie an die Stelle zurückkam. Und dann nahm sie Blüten und ein frisches Kraut und grüne Blätter und legte sie auf mit einem Streifen von ihrem Hemd, und er ward vollständig geheilt.

[15] „Aucassin“, sagt sie, „schöner, süßer Liebster, kommt zu Rate, was ihr macht: Wenn euer Vater morgen den Forst absuchen läßt und man mich findet, was immer auf euch zukommen mag – mich wird man töten.“

„Sicher, schöne, süße Liebste! Darüber würde ich ganz voll Schmerz sein, aber, wenn ich kann, sie werden euch nimmer fassen.“ [20] Er steigt auf sein Roß und nimmt seine Geliebte vor sich, küssend und halsend, und sie gelangen auf freies Feld.

## 27 Jetzt wird gesungen

Aucassin, der schöne, der blonde,  
der von hoher Art, der verliebte,  
ist geritten aus dem tiefen Wald,  
in seinen Armen seine Liebe  
5 vor sich auf seinem Sattelbogen.  
Die Augen küßt er ihr und die Stirn  
und den Mund und das Kinn.

Sie hat ihn zur Vernunft gerufen:  
„Aucassin, schöner Liebster, süßer,  
10 in welches Land werden wir reiten?“  
„Süße Liebste – was weiß ich?  
Mich kümmerts nicht, wo wir gehen,  
ob im Forste oder neben dran –  
Hauptsach ist, ich bin mit euch.“  
15 Sie passieren die Täler und die Berge  
und die Städte und die Burgen,  
ans Meer kommen sie bei Tage,  
und steigen ab, auf den Sand  
entlang dem Ufer.

## 28 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Aucassin war abgestiegen, er selbst und seine Liebste, wie ihr gehört habt und vernommen. Er nahm sein Roß beim Zügel und seine Liebste bei der Hand, und sie machen sich auf, am Ufer entlang zu gehen [ . . . . . ]

Er winkte ihnen und sie kamen zu ihm, und er setzte ihnen so lange zu, bis daß sie sie [5] auf ihr Schiff nahmen. Und als sie auf dem hohen Meer waren, erhob sich ein Sturm, groß und schrecklich, der sie von Land zu Land führte, so lange bis sie an einem fremden Land ankamen und dort einliefen in den Hafen von Kastell Torelore. Sodann fragten sie, welches Land das war und man sagte ihnen, daß das das Land des Königs von Torelore war. [10] Dann fragte er, was für ein Mensch das war, ob er nicht etwa Krieg führte, und man sagte ihm: „Ja, einen großen!“

Er nimmt Abschied von den Kaufleuten und die haben ihn Gott befohlen. Er steigt auf sein Roß, das Schwert umgegürtet, seine Liebste vor sich, und ritt so lange, bis er zum Kastell kam. Er fragt, wo der König war, und man [15] sagte ihm, daß er im Kindbett lag. „Und wo ist derweil seine Frau?“

Und man sagte ihm, daß sie beim Heer ist und daß sie alle aus dem Land, samt und sonders, mitgenommen hat. Und Aucassin hörte das und war mächtig verwundert. Und kam an den Pallas und stieg ab, er und seine Liebste. Und sie hielt sein Roß und [20] er stieg zum Palas hinauf, mit dem Schwert gegürtet, und ging so lange, bis er zu dem Gemach kam, wo der König lag.

## 29 Jetzt wird gesungen

Ins Gemach tritt Aucassin,  
der höfische und der edle.  
Er ist gekommen bis zum Bett,  
allwo der König ist gelegen.  
5 Vor ihm hat er sich aufgestellt  
und sprach – hört, was er sagte:  
„Geh zu und sag, du Narr! Was machst du hier?“  
Sagte der König: „Ich lieg hier wegen einem Sohn.  
Wenn mein Monat wird zuende sein  
10 und ich werd wohl sein und geheilt,  
dann werd ich gehn, die Messe hören,  
wie schon mein Vorfahr *hat getan*,  
und mich zum großen Krieg erkühnen,  
gegen meine Feinde.  
15 Das werd ich gewiß nicht lassen!“

## 30 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Als Aucassin den König so sprechen hörte, nahm er alle Tücher, die über ihm waren, und schmiß sie auf den Boden im Gemach. Er sah hinter sich einen Stock, er nahm ihn, dreht sich um, schlägt zu, und haute ihn so sehr, daß er fast zu Tode kam.

[5] „Ah, schöner Herr!“ sagt der König, „was fordert ihr von mir? Habt ihr den Verstand verloren? Schlagt mich in meinem Hause?“

„Beim Herzen Gottes!“ sagt Aucassin, „miserabler Hurensohn, ich werde euch totschiessen, wenn ihr mir nicht versprecht, daß nie wieder ein Mann in eurem Land sich ins Kindbett legen wird.“

[10] Das versprach er, und als er es versprochen hatte:

„Sire“, sagt Aucassin, „jetzt führt mich dahin, wo eure Frau im Heere ist!“

„Sire, gerne“, sagt der König.

Er besteigt ein Pferd und Aucassin besteigt das seine, [15] und Nicolette blieb in den Gemächern der Königin. Und der König und Aucassin ritten so lange bis sie dahin kamen, wo die Königin war, und trafen auf die Bataille mit matschigen Holzäpfeln und mit Eiern und mit frischen Käsen. Und Aucassin begann ihnen zuzuschauen und sich darüber sehr heftig zu verwundern.

### 31 Jetzt wird gesungen

Aucassin hat angehalten,  
Gestützt auf seinen Sattelbogen,  
und fängt an zuzuschauen  
bei dem großen Kampfessturm.  
5 Sie haben herbeigetragen  
jede Menge frischen Käse  
und Holzäpfel, überreif und faul,  
und große Champignons vom Campus.  
Wer am besten trübt die Furten,  
10 wird zum Feldherrn ausgerufen.  
Aucassin, der Kühne, der Edelmann,  
fängt an, ihnen zuzuschauen  
und beginnt zu lachen.

### 32 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Als Aucassin diese Wunderlichkeit sah, kam er zum König und redete ihn an:

„Sire“, sagt Aucassin, „sind das eure Feinde?“

„Ja, Sire“, sagt der König.

[5] „Und würdet ihr wollen, daß ich euch an ihnen rächte?“

„Ja“, sagt er, „gerne.“

Und Aucassin legt die Hand ans Schwert und wirft sich mitten unter sie, und fängt an, nach rechts und nach links zu schlagen, und tötet viele von ihnen. Und als der König sah, daß er sie tötete, nahm er ihn beim Zügel und [10] sagte:

„Ha, schöner Herr! Macht sie nicht einfach so tot!“

„Wiebitte?“ sagt Aucassin, „ihr wollt doch, daß ich euch räche?“

„Sire“, sprach der König, „das habt ihr schon zu viel gemacht. Es ist bei uns nicht [15] Gewohnheit, daß wir uns wechselseitig einer den andern totschiagen.“

Sie wenden sich zur Flucht. Und der König und Aucassin begeben sich zurück zum Kastell von Torelore. Und die Leute des Landes sagen dem König, daß er Aucassin aus seinem Land werfen solle und daß er Nicolete bei seinem Sohn behalten solle, da sie doch sehr wie eine Frau aus hohem *Lignage* aussah. Und [20] Nicolete hörte das und war darüber keineswegs froh und hob an zu reden:

### 33 Jetzt wird gesungen

„Sire, König von Torelore.“  
Das sagte die schöne Nicole.  
„Euer Volk hält mich für verrückt!  
Wenn mein süßer Liebster mich umhalst  
5 und er mich fühlt, rund und weich,  
dann bin ich in solchem Stande:  
nicht Farandole, Rondo und Ball,  
nicht Harfe, Geige und Viola,  
nicht Kurzweil eines Spiels am Brett –  
10 nichts davon würd ich lieber wollen.“

### 34 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Aucassin war im Kastell von Torelore, und Nicolete, seine Liebste, in großer Bequemlichkeit und in großer Freude, denn er hatte Nicolete bei sich, seine süße Liebste, die er so sehr liebte. Während er in solcher Bequemlichkeit war und in solcher Freude, kam ein Angriff von Sarazenen übers Meer auf sie zu, [5] die überfielen das Kastell und nahmen es mit Gewalt, und nahmen den Besitz, und führten männliche und weibliche Gefangene fort. Sie nahmen auch Nicolete und Aucassin, und sie fesselten Aucassin die Hände und die Füße und warfen ihn in ein Schiff und Nicolete in ein andres. Ein Sturm erhob sich auf dem Meer und riß sie auseinander.

[10] Das Schiff, wo Aucassin war, lief ziellos übers Meer, so lange bis es beim Kastell von Beaucaire ankam. Und die Leute des Lands kamen um Strandgut gerannt und fanden Aucassin und erkannten ihn. Als die von Beaucaire ihren jungen Herrn sahen, taten sie darüber große Freude kund, denn Aucassin hatte gut drei Jahre in dem Kastell von Torelore zugebracht, und [15] sein Vater und seine Mutter waren tot. Sie führten ihn zum Kastell von Beaucaire und wurden sämtlich seine Lehnsleute, und er beherrschte sein Land in Frieden.

### 35 Jetzt wird gesungen

So ist Aucassin gegangen  
nach Beaucaire, seiner Hauptstadt.  
Das Land und die Herrschaft  
hat er sofort übernommen.  
5 Schwört bei Gottes Majestät,

daß er viel mehr dächte  
an Nicolete mit dem klaren Gesicht  
als an sämtliche Verwandtschaft,  
wenn's mit der zuendgegangen wäre.  
10 „Süße Liebste, mit dem Blick, dem klaren,  
nichts hab ich jetzt, um euch zu suchen,  
bisher hat Gott kein Reich gemacht,  
nicht zu Lande, nicht zur See,  
wo ich dich zu finden hoffte  
15 und dich nicht gesucht hätte.“

### 36 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Jetzt lassen wir Aucassin und reden über Nicolete.

Das Schiff, wo Nicolete war, war eines des Königs von Cartagène und der war ihr Vater, und sie hatte zwölf Brüder, alles Prinzen oder Könige. Als sie Nicolete so schön sahen, da brachten sie ihr sehr große Ehrerbietung entgegen und [5] machten ein Fest für sie und fragten sie ständig, wer sie war, denn sie sah doch sehr wie eine edle Frau und aus hohem *Lignage* aus. Aber sie wußte ihnen nicht zu sagen, wer sie war, denn sie war, als sie entführt worden war, ein kleines Kind. Sie navigierten so lange, bis sie unterhalb der Hauptstadt Cartagène ankamen. Und als Nicolete die Mauern des Kastells sah und das Land, [10] erkannte sie und erinnerte sich, daß sie dort aufgezogen und als kleines Kind entführt worden ist, aber sie war nicht ein so kleines Kind gewesen, als daß sie nicht wohl gewußt hätte, daß sie die Tochter des Königs von Cartagène war und daß sie in dieser Stadt aufgezogen worden ist.

### 37 Jetzt wird gesungen

Nicole, die tapfere, die kluge,  
ist am Ufer angelangt,  
sieht die Mauern und die Häuser  
und die Paläste und die Säle,  
5 dann hat sie unglücklich gerufen:  
„Kein Glück bracht mir mein hoher Stand,  
als Königstochter von Cartagène,  
als Cousine von Emiren!  
Hier hält mich wildes Volk gefangen!  
10 Aucassin, edel und klug,  
158

freier junger Herr von Ehren,  
euer süßes Lieben drängt mich,  
mahnt mich und plagt mich.  
Das gebe Gott, der Geisteshauch,  
15 daß ich euch einmal noch im Arme halte  
und ihr mir das Antlitz küßt  
und den Mund und mein Gesicht,  
junger Herr und Sire.“

### **38 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt**

Als der König von Cartagène Nicolete so sprechen hörte, hat er ihr die Arme um den Hals geworfen.

„Schöne, süße Liebste“, sagt er, „sagt mir, wer ihr seid, fürchtet euch nicht vor mir!“

„Sire“, sagt sie, „ich bin die Tochter des Königs von Cartagène und bin entführt worden als [5] kleines Kind, wohl vor fünfzehn Jahren.“

Als sie sie so sprechen hörten, da sahen sie wohl, daß sie die Wahrheit sagte, sie machten ihretwegen ein sehr großes Fest, und geleiteten sie zum Schloß mit allen Ehren und wie die Tochter des Königs. Edelleute wollten sie [10] einem Heidenkönig geben, aber sie hatte kein Bedürfnis zu heiraten. Sie war dort wohl drei Tage oder vier. Sie sann darüber nach, mit welchem Einfall sie Aucassin suchen könnte. Sie besorgte sich eine Viola und lernte zu fideln, so lange bis man sie eines Tages an einen reichen und mächtigen Heidenkönig verheiraten wollte. Und sie stahl sich die Nacht davon und kam zum Seehafen und sie herbergte bei einer [15] armen Frau am Gestade. Sie nahm ein Kraut und rieb sich damit den Kopf und das Gesicht ein, und dann war sie ganz schwarz und verfärbt. Und sie ließ sich Obergewand machen und Umhang und Hemd und Kniehosen, und richtete sich als Spielmann verkleidet her. Sie nahm ihre Viola und kam zu einem Mariner und setzte ihm so lange zu, daß er sie auf sein Schiff nahm. Sie hißten ihr [20] Segel und navigierten so lange übers hohe Meer, daß sie in dem Land Provence ankamen. Und Nicolete stieg aus, nahm ihre Viola und ging fidelnd durchs Land, bis sie zum Kastell von Beaucaire kam, da wo Aucassin war.

### **39 Jetzt wird gesungen**

Zu Beaucaire am Fuß des Turms  
war Aucassin an einem Tag,  
da setzte er sich auf eine Stufe,  
um sich seine freien Edelleute.

5 Sieht die Pflanzen und die Blumen,  
und hört die Vöglein singen,  
denkt bei sich an seine Liebe,  
an Nicolete, die tapfere,  
die er geliebt hat so viel Tage,  
10 gibt dann von sich Seufzertränen.  
Sehen Sie! Nicole auf der Stufe!  
Hält Viola, hält den Bogen;  
nun sprach sie, sagte ihre Gedanken:  
„Hört mir zu, freier Edelmann,  
15 und die da unten, die da oben!  
Wünscht ihr, einen Sang zu hören,  
über Aucassin, einen freien Edelmann,  
über Nicolete, die tapfere?  
So lang dauerte ihr Sichlieben,  
20 bis er sie suchte im tiefen Wald.  
Zu Torelore am Bergfried  
nahmen eines Tags sie Heiden mit.  
Von Aucassin wissen wir nichts,  
doch Nicolete, die tapfere,  
25 ist im Bergfried von Cartagène,  
denn ihr Vater liebt sie sehr,  
der Herr ist über diese Gegend.  
Sie wollen einen Gemahl ihr geben,  
einen königlichen Heidenschuft.  
30 Nicolete hat danach kein Bedürfnis,  
denn sie liebt einen jungen Herrn,  
der Aucassin mit Namen heißt.  
Bei Gott und seinem *Namen* schwört sie wohl:  
Nie wird einen Gemahl sie nehmen,  
35 wenn sie nicht ihren Lieben hat,  
den sie so sehr begehrt.“

#### 40 Jetzt wird gesprochen und rezitiert und erzählt

Als Aucassin Nicolete so sprechen hörte, war er überaus fröhlich, nahm ihn beiseite und fragte ihn:

„Schöner, süßer Freund“, sagt Aucassin, „wißt ihr nichts von dieser Nicolete, von der ihr da gesungen habt?“

[5] „Sire, ja, ich kenne sie als höchst edelfreies Geschöpf und als das artigste und als das klügste, das je geboren worden ist. Sie ist die Tochter des Königs von Cartagène, der sie da gefangen nahm, wo Aucassin gefangen ward, und er brachte sie in die Hauptstadt Cartagène, wo er bald erkannte, daß sie seine Tochter war, so daß er ein überaus großes Fest machte. [10] Und man wollte ihr jeden Tag einen der allerhöchsten Könige von ganz Espagne zum Edelmann geben. Aber sie hätte sich eher hängen oder verbrennen lassen, als daß sie einen genommen hätte, wäre er noch so reich.“

„Ha! Schöner, süßer Freund“, sagt der Comte Aucassin, „wenn ihr wolltet in dies Land zurückgehen und würdet ihr sagen, daß sie kommen sollte, mit mir [15] zu reden, ich würde euch mehr von meiner Habe geben, als ihr euch zu verlangen oder zu nehmen trautet. Und mögt ihr wissen, daß aus Liebe zu ihr ich keine Frau nehmen will, sei sie aus noch so hohem Geschlecht, vielmehr auf sie warte. Daß ich überhaupt keine Frau haben werde, wenn nicht sie. Und wenn ich gewußt hätte, wo sie finden, würde ich sie jetzt nicht mehr zu suchen haben.“

[20] „Sire“, sagt sie, „wenn ihr das machen würdet, ich würde auf die Suche gehen für euch und für sie, die ich sehr liebe.“

Er stimmte dem zu, ließ ihr zwanzig Pfund geben. Sie ging weg von ihm, und er weinte darum, daß Nicolete so süß war. Und als sie ihn weinen sah:

[25] „Sire“, sagt sie, „erschreckt nicht, daß ich sie euch in Bälde in diese Stadt gebracht haben werde und ihr sie sehen werdet.“

Und als Aucassin das hörte, da war er darüber sehr fröhlich. Und sie ging weg von ihm und begab sich in die Stadt zum Haus der Vicomtesse, denn der [30] Vicomte, ihr Pate, war tot. Sie nahm dort Herberge, sie sprach mit ihr, bis daß sie ihr all ihre Erlebnisse bekannt hatte und die Vicomtesse sie wiedererkannte und ganz genau wußte, daß sie Nicolete war und daß sie sie aufgezogen hatte. Und sie ließ sie sich waschen und baden und sich ganze acht Tage lang ausruhen. Und sie nahm eine Pflanze, die Schöllkraut oder Lichtkraut heißt, und salbte sich damit und war wieder [35] schön wie eine, die keinen Tag Sommersonne hatte. Dann kleidete sie sich in reiche Seidentücher, wovon die Hausherrin genügend hatte, und setzte sich in dem Gemache auf eine gesteppte Decke aus Seidenstoff, und rief die Hausherrin und sagte ihr, daß sie um Aucassin, ihren Liebsten, gehen sollte. Und sie machte das. Und als sie in den Palas kam, fand sie Aucassin, der weinte und [40] um Nicolete, seine Liebste, trauerte, darum daß sie so lange säumte. Und Madame wandte sich an ihn und sagte zu ihm:

„Aucassin, nun beklagt euch nicht weiter, sondern kommt mit mir mit und ich werde euch das zeigen, was ihr in der Welt am meisten liebt, denn das ist Nicolete, eure süße Liebste, die aus fernen [45] Ländern, euch zu suchen, gekommen ist.“

Und Aucassin war fröhlich.

#### 41 Jetzt wird gesungen

Als nun Aucassin hört  
von seiner Liebsten mit dem klaren Gesicht,  
daß sie ins Land gekommen ist,  
da war er fröhlich, so war ihm noch nie.  
5 Er schickte sich, mit der Dame,  
bis zum Schloß nahm es kein Ende,  
in das Gemach sind sie geeilt,  
da wo Nicolete saß.  
Als sie ihren Liebsten sieht,  
10 da war sie fröhlich, so war ihr noch nie,  
sprang auf die Füße, ihm entgegen.  
Als nun Aucassin sie sieht,  
reichte er ihr beide Arme,  
drückte sie süß und zart an sich,  
15 küßt ihr die Augen und das Gesicht.  
So verbringen sie die Nacht,  
bis daß am Morgen in der Früh  
Aucassin sie zu seiner Gemahlin  
und zur Herrin von Beaucaire machte.  
20 Darauf lebten sie manche Tage  
und ergaben sich ihrer Lust.  
Jetzt hat seine Freude Aucassin,  
und Nicolete ebenso.  
Unsre Singgeschichte nimmt ihr End,  
25 mehr weiß ich nicht dazu zu sagen.

Meine Übersetzung versucht, möglichst wörtlich zu sein, das heißt: geradezu etymologisch wörtlich. Es geht mir nicht darum, möglichst viel Deutsch übers Altfranzösische zu stülpen, sondern darum, möglichst viel Altfranzösisch in meinem Deutschen zu wecken. Ich versuche, in möglichst jedem Detail zu verstehen, was gemeint sein könnte. Bis an eine, natürlich von mir phantasierte, Grenze dessen, was einem neuhochdeutschen Leser zumutbar ist. Es soll zu sehen und zu hören sein: Wir würden so sagen – die sagen so. Ich glaube also weder an unhistorisch-zufällige Sprünge in der Semantik, noch an die Bedeutungslosigkeit uns nicht einsichtiger Buntheiten, ja Widersprüchlichkeiten der fremden Grammatik, zum Beispiel der Tempora, der Modi, der syntaktischen Organisation. Wie's auf Deutsch klingt, ist mir, bei aller Lust am fernen Fremden, überhaupt nicht gleichgültig. Wie mir der Ton meiner Vorlage entgegenkommt, im Großen wie im Kleinen, möchte ich schon erfassen. Zwar gilt im Prinzip fürs Übersetzen der italienische Topos *traduttore – traditore*, dennoch ist mir die optimistische Vorstellung von einer risikoreichen Gratwanderung lieber. Die geversten Partien habe ich eher übersetzt als in gehörige Form gebracht, sie gleichwohl als lyrisch verstanden.

Ich übersetze den Text der Ausgabe: *Aucassin et Nicolette. Chantefable du XIII<sup>e</sup> siècle*, éditée par MARIO ROQUES, deuxième édition, nouveau tirage revu et complété, Paris (Librairie Honoré Champion) 1982 – deren Zeilenzählung ist in die Übersetzung gefügt; verglichen habe ich: *Aucassin et Nicolette, Edited with Introduction and Notes* by F[RANCIS]. W[ILLIAM]. BOURDILLON, Manchester (University Press) third printing 1970 [first published 1919; hier ist besonders das textnah-einfühlsame Vorwort lesens- und merkwürdig, vor allem auch in der Kritik an der deutsch-philologischen Edition von HERMANN SUCHIER]. Für's Textverständnis habe ich dankbar benutzt: *Aucassin et Nicolette. Chantefable du XIII<sup>e</sup> siècle, traduction nouvelle en prose française moderne* par GUSTAVE COHEN, Paris (Librairie Honoré Champion) 1970 (Übersetzung nach der Edition von Mario Roques von 1954); *Die Geschichte von Aucassin und Nicolette* (übersetzt von PAUL HAUSMANN), Leipzig (Insel) 1987 [Frankfurt a.M. (Insel) 1956]; *Aucassin und Nicolette*, in: *Altfranzösische Liebesnovellen*, aus dem Altfranzösischen übertragen und eingeleitet von GEORG GOYERT, München (Wilhelm Goldmann) 1960, S. 42–74; *Aucassin and Nicolette, rendered from the Old French* by F[RANCIS]. W[ILLIAM]. BOURDILLON, illustrated by MARJORIE NASH, London & Edinburgh (T. N. Foulis) 1911. Stets befragt habe ich: *Aucassin et Nicolette, Texte critique, accompagné de paradigmes et d'un lexique* par HERMANN SUCHIER, septième édition, avec une table contenant la notation musicale, traduction française par ALBERT COUNSON, Paderborn (Ferdinand Schöningh) 1909; und: *Aucassin und Nicolette. Textausgabe nebst Paradigmen und Glossar*, bearbeitet von WALTER SUCHIER, Paderborn (Ferdinand Schöningh) 1946; und: HERMANN SAUTER, *Wortgut und Dichtung. Eine lexikographisch-literargeschichtliche Studie über den Verfasser der altfranzösischen Cantefable Aucassin et Nicolette*, Münster (Selbstverlag des Romanischen Seminars) 1934. Die Edition von Mario Roques habe ich verglichen mit: *Cest daucasī & de nicolete*, Reproduced in Photo-facsimile and Type-transliteration from the

unique Ms. in the Bibliothèque Nationale at Paris, fonds français 2168, by the care of F[RANCIS]. W[ILLIAM]. BOURDILLON, Oxford (At the Clarendon Press) 1896 (voller Bewunderung für die Entzifferungskünste der Editoren; zuweilen – bei Athetesen – bin ich dem Faksimile gefolgt, auch gegen eine obligatorische Silbenzahl des Verses). Ich zähle die Vers- und Prosaabschnitte nicht in römischen Ziffern wie die Edition, sondern wie die Zeilen in arabischen (also z.B.: 22, 23f.).<sup>1</sup> Meine Übersetzung wäre nicht möglich gewesen ohne das Glossaire in der Edition von Mario Roques, das alle Wortformen aus dem Text verzeichnet und benennt (S. 52–105), und die Wörterverzeichnisse in den Editionen von Hermann Suchier und Francis William Bourdillon; unerlässlich das Altfranzösische Wörterbuch von Tobler–Lommatzsch [ADOLF TOBLERS nachgelassene Materialien, bearb. u. hrsg. von ERHARD LOMMATZSCH, weitergeführt von HANS HELMUT CHRISTMANN. Stuttgart (Franz-Steiner-Verlag Wiesbaden) 1925 – 1995, complété par: GODEFROY, FRÉDÉRIC: Dictionnaire de l'ancienne langue française et tous ses dialectes du IXe au XVe siècle, Paris (Vieweg) 1898–1902. Edition électronique conçue et réalisée par PETER BLUMENTHAL et ACHIM STEIN. Informatisation: JÖRG MIELEBACHER avec la collaboration de: MARC SCHALL, ANDREA SCHAUFF, PIA JANCZAC, MONIKA MÖSCH, DAMON A. DAVISON. Consultant: HANS DIETER BORK. Franz Steiner Verlag, Birkenwaldstr. 44, 70191 Stuttgart, Allemagne], wie auch das Wörterbuch zu Kristian von Troyes' sämtlichen Werken von WENDELIN FOERSTER, Tübingen (5. Auflage, Max Niemeyer Verlag) 1973, und: Le petit Robert 1, Dictionnaire alphabétique et analogique de la langue française, rédaction dirigée par A. REY et J. REY-DEBOVE, Paris 1984.

<sup>1</sup> Zu Inhalt und Struktur vergleiche auch: DIETMAR PESCHEL, *ce ne vos canterai – mais je le vos conterai* („Singen werde ich euch das nicht – aber ich werde es euch erzählen“). Die Cantefable von Aucassin und Nicolette, nacherzählt und vorgestellt für alte und neue Hörer und Leser, in: Vom Verstehen deutscher Texte des Mittelalters aus der europäischen Kultur. Hommage à Elisabeth Schmid, herausgegeben von DOROTHEA KLEIN, Würzburg (Königshausen & Neumann) 2011, S. 375 – 392.

Wolfram von Eschenbach  
**Strophen, genannt Titurel**

(vom Neuhochdeutschen aus zu verstehen versucht 2011/12)

- 1 Damals, als der starke Titurel mächtig war und sich rühren konnte,  
traute er sich wohl, sich selber und die Seinen im Sturme zu führen.  
Seither, im Alter, sprach er: „ich lerne,  
daß ich den Schaft lassen muß. Schön und voll Begehren hab ich den  
gehandhabt!“
- 2 „Vermöchte ich Rüstung und Waffen zu tragen“, sprach der Kühnentschlossne,  
„sollte die Luft die Ehre davon haben, von Speereskrachen aus meiner Hand.  
Spreißel gäben Schatten vor der Sonne!  
Viel Zimier ist auf Helmen von meines Schwertes Schneide entbrannt.
- 3 Wenn ich von hoher Minne je Trost empfangen haben sollte,  
und wenn der Minne Süße je Glücks- und Heilkraft an mir sollte bewirkt haben,  
ward mir je ein Minnegrüßen von einer Frau –  
das ist jetzt alles fremd geworden für meinen Sehnsuchtsklageleib und  
verwildert.
- 4 Mein Glück und Heil, meine Keuschheit, meine Stetigkeit mit allen Sinnen,  
und falls meine Hand mit Geben und in Stürmen je Hochpreisenswertes tat –  
nichts davon vermögen die Jungen in meinem Stamm zu verderben!  
Vielmehr muß all mein Geschlecht für immer wahre Minne mit Treuen erben.
- 5 Ich weiß wohl: Wen weibliches Lachen empfängt,  
daß da immer Keuschheit und Stetigkeit dem Herzen nahekommt,  
diese zwei können sich da nie und nimmer irren,  
höchstens mit dem Tode – anders kann das keiner beirren.
- 6 Als ich den Gral empfing von der Botschaft,  
die mir der Engel in Herrlichkeit entbot mit seiner hohen Kraft,  
da fand ich angeschrieben alles, was mir dann Ordnung war.  
Diese Gabe war vor mir nie menschlicher Hand geworden.
- 7 Das ist, was des Grales Herr sein muß: keusch und rein.  
Oh weh, süßer Frimutel, dich allein nur habe ich, und sonst keins  
von meinen Kindern, dem Grale hier behalten.  
Nun empfing des Grales Krone und den Gral, mein Sohn, der Lichtgezeichnete!

- 8 Du hast zu deinen Zeiten Schildes Amt  
urbar gemacht mit Stoßattacken, da hatte sich dein Rad dabei verklemmt,  
ich mußte dich herauszieh'n aus der Ritterschaft.  
Nun wehr dich, Sohn, allein! Meine Kraft für uns beide will uns entfliehen.
- 9 Gott hat dir, Sohn, verholfen zu fünf werten Kindern,  
die sind auch hier dem Gral ein wert'es Ingesinde.  
Anfortas und Trevrezent, der tapfer-schnelle –  
ich mag's erleben, daß ihr Lob und Preis vor anderm Lob und Preis laut wird und  
schn..., hell.
- 10 Deine Tochter Schoysiane, in ihrem Herzen, beschließt  
so viel der guten Dinge, wovon die Welt das Glück und Heil genießt;  
Herzelaude hat den selben Willen;  
das Lob von Urrepanse der schoyen, nein, de Schoye kann kein andres Lob zum  
Schweigen bringen.“
- 11 Diese Rede hörten Ritter und Damen.  
Den Tepleisen konnte man manches Herzens Jammer ansehen,  
die er so oft aus mancher Härte herausgebracht hatte,  
wenn er den Gral mit seiner Hand und mit ihrer Hilfe verteidigte.
- 12 So war der starke Titurel der schwache geworden,  
von großem Alter wie auch vom Ungemach der Krankheit.  
Frimutel besaß jetzt würdereich  
den Gral auf Muntsalvatsche. Das übertraf jeden Wunsch von irdischer Macht.
- 13 Dem waren zwei seiner Töchter in den Jahren,  
daß sie zu hoher Minne am Arm eines Geliebten voll erwachsen waren.  
Schoysianes Minne beehrten – schön wars zu sehen –  
viel Könige aus manchen Landen, was sie aber einem bestimmten Fürsten  
gewährte.
- 14 Kiot aus Katelangen erwarb Schoysiane.  
Ein schöneres Mädchen ward nie gesehen, nicht im Vergleich zur Sonne noch  
zum Mond.  
Und er hatte Gunst und Nutzen aus gar mancher Tugend,  
sein Herz war für hohen Lobpreis stets unbekümmert um die Kosten und die Tat.

- 15 Schön, wie sie gebracht ward, mit Reichtum und Macht empfangen.  
Der König Tampunteire, sein Bruder, kam nach Katelangen,  
reiche und mächtige Fürsten ohne Zahl waren da.  
Solch kostbar köstliches Hochzeitsfest sah keiner mehr für manche Jahre.
- 16 Kiot, des Landes Herr, hatte Lob und Preis erworben  
damit, daß er großzügig war und tapfer. Seine Tat war vor jedem Verderb gefeit,  
wo man mit Stoßattacke zu Streite gehen sollte  
und auch für Frauenlohn helmgeschmückt nach der Tjoste reiten.
- 17 Gewann je ein Fürst ein lieberes Weib? Was der duldete  
an herzlicher Liebe! Genau so wollte es die Minne mit ihnen beiden.  
Oh weh darüber, nun naht sich ihm sein Trauern.  
So nimmt die Welt ihr Ende: Unser aller Süße, am Ziele muß sie immer sauer  
werden.
- 19 Die süße Schoysiane, die stete, zuverlässige,  
gebar mit Tod eine Tochter, die hatte viel an Glück und Heil.  
An der ward alle nur vorstellbare weibliche Ehre wahrgenommen,  
die besaß so viel Treue, davon sagt man immer noch in so manchen Landen –
- 18 sein Weib gewährte ihm zu rechter Zeit ein Kind.  
Daß mir Gott erlasse in meinem Haus ein solches Ingesinde,  
das ich dermaßen teuer entgelten müßte!  
So lange ich die Sinne beieinander habe, werd ich so etwas nur selten wünschen.
- 20 So war also des Fürsten Leid mit Liebe abgesetzt.  
Seine junge Tochter lebte und ihre Mutter war tot. Das hatte er an ihnen beiden.  
Schoysianes Tod verhalf ihm zu Kredit  
an Verlust bei rechten Freuden und an Gewinn, immer mehr, bei den Sorgen.
- 21 Da befahl man die edle Frau mit Jammer der Erde.  
Sie mußte vorher aromatisiert und balsamiert werden,  
deshalb, weil man lange warten mußte:  
Viel Könige und Fürsten kamen dorthin zu dem Leichenbegängnis, an allen  
Seiten.
- 22 Der Fürst hatte sein Land von Tampunteire,  
von seinem Bruder, dem König, den man da hieß ‚von Pelrapeire‘.

Seine Klein-Tochter bat er, damit zu belehnen.  
Er, zu gleicher Zeit, verzichtete auf Schwert, Helm und Schild.

23 Der Herzog Manfilot sah viel Leiden  
an seinem werten Bruder. Das war eine saure Augenweide.  
Der trennte sich auch aus Jammer von seinem Schwerte,  
daß keiner von ihnen hohe Minne noch Tjoste begehrte.

24 Sigune ward das Kind genannt in der Taufe.  
Die hatte ihr Vater Kiot bezahlt mit dem teuren Kauf,  
denn er ward ihrer Mutter durch sie ledig.  
Von der der Gral sich zum ersten Mal ließ tragen, das war Schoysiane.

25 Der König Tampunteire brachte die kleine Sigune  
zu seiner Tochter. Als Kiot sie küßte, da sah man viel Weinen.

Kondwiramurs lag auch an der Brust.  
Die zwei Gespielen wuchsen heran, und nie ward gesagt, daß sie an Lob und Preis  
verloren hätten.

26 Zu eben jenen Zeiten war Kastis verstorben.  
Der hatte seine klare Hellstrahlende auch zu Muntsalvatsche erworben.  
Kanvasleiz übergab er der neuen Herrin, schön und recht,  
und Kingrivals – zu beiden trug sein Haupt die Krone, über den Fürsten.

27 Kastis gewann Herzelaude nie zum Weib,  
die an Gahmurets Arm lag mit ihrem jungfräulichen Leib,  
aber Herrscherin über zwei Länder ward sie da,  
des süßen Frimutels Kind, die man von Muntsalvatsche dahin sandte.

28 Als Tampunteire starb – und, und Karideiz, der klare, hellstrahlende –  
in Brubarz hatte er die Krone getragen, das war im fünften Jahr,  
daß Sigune dort wohlbehalten lebte,  
da mußten sie sich trennen, die jungen beiden Gespielen – die jungen, nicht die  
alten.

29 Die Königin Herzelaude machte sich Gedanken um Sigune;  
sie fädelte mit allem Sinnen und Trachten ein, daß man ihr die von Brubarz  
brachte.

Kondwiramurs fing an zu weinen,  
daß sie nach Gemeinschaft und der steten Liebe an ihr nun einsam sein sollte.

30 Das Kind sprach: „Liebes Väterlein, du, laß mir heranschaffen  
H 35 meinen Schrein voll mit Puppen, wenn ich von hier weg zu meiner Mutter  
Schwester reise –  
so bin ich für die Reise wohl ausgestattet.  
Es lebt so mancher Ritter, der sich in meinen Dienst noch verpflichtet.“

31 „Wohl mir! Was für ein wertcs Kind, das solchen Sinn und Verstand hat!  
H 36 Gott muß Katelangen eine so erhabene Freude an dir lange vergönnen.  
M 1 Meine Sorge schläft, wenn dein Glück und Heil wacht.  
Und wäre Schwarzwald hier zu Lande – er würd zu Schiffen, nein, zu Schäften  
ganz und gar für dich gemacht.“

32 Kiots Kind Sigune wuchs also bei ihrer Tante, der Schwester ihrer Mutter, auf.  
Er wählte sie statt des Maien blitzendem Blick, jeder der sie sah, bei den  
taunassen Blumen.  
Aus ihrem Herzen blühte Glück und Heil und Ehre.  
Laßt ihren Leib in die Lobesjahre hineinwachsen: ich werde mehr des Lobes über  
sie sagen.

33 Was man an reinem Weibe bis zur Gänze ihrer Tugenden ermessen soll –  
H 38 an ihrem so süßen Leib war nichts von auch nur Haaresdicke irgend  
vergessen.  
M 3 Sie, aus reiner Frucht, ganz lauter, nichts Falsches um sie,  
der werten Schoysiane Kind, von gleicher Art, die keusche junge Reine.

34 Nun sollen wir Herzelaudes gedenken, der Reinen:  
H 39 der konnte ihr Lob nicht schwach und krank werden mit Wahrheit will ich  
sie, die liebe, in den Sinn nehmen,  
M 5 sie, Quell aller weiblichen Ehren,  
sie wußte sich wohl zu verdienen, daß man ihr Lob muß in allen Landen  
mehren.

35 Die jungfräuliche Witwe, das Kind Frimutels,  
wo man in ihrer Jugendzeit der Damen Lob sprach, da hallte nichts so helle wider  
– ihr Lob ging voran in so manche Reiche,  
bis ihre Minne ward erdient vor Kanvoleiz mit den Speeren in der Stoßattacke.

36 Nun hört fremde, staunenswerte Wunderdinge von dem Mädchen Sigune:  
H 41 als sich ihr Brüstle rund drechselten und ihr lockenfahlblondes Haar anfang,  
braun zu werden,  
M 4 da erhob sich in ihrem Herzen das hochgemute Selbstverständnis,  
sie fing an, stolz und frei zu werden, und tat das doch mit weiblichen  
Qualitäten.

37 Wie Gahmuret schied von Belakane  
und wie er ehrenwert erwarb die Schwester der Schoysiane  
und wie er mit der Französin brach,  
davon will ich hier stillschweigen und euch von jungfräulicher Minne künden.

38 Der Französin Anphlise war ein Kind überlassen worden,  
geboren aus Fürstengeschlecht und von Fürstenwesen, das sich fernhalten mußte  
von allen Dingen, durch die Lob und Preis verdirbt.  
Wenn alle Fürsten werden geboren sein – keiner von ihnen wird mehr und  
besser um Lob und Preis sich mühen.

39 Als Gahmuret Schild empfing von Anphlise,  
verlieh die werthe Königin ihm dieses Menschenkind, das müssen wir bis  
heute preisen,  
das erwarb seine wahre Jugendsüße.  
Er wird dieser aventure Herr. Ich hab das Recht, daß ich seinetwegen junge  
Menschen grüße.

40 Und eben dieser Junge ging mit dem Anschevin auf die Fahrt  
hinüber in die Heidenschaft, zu dem Baruc Ahkarin.  
Er brachte ihn wieder mit zurück, nach Wales.  
Wo junge Leute kühner Entschlossenheit zuschauen: das soll helfen, wenn sie je  
zu Männern werden!

41 Ein bißchen will ich des Jungen Herkunft euch aufführen:  
Sein Großvater war, sein Großvater war von Kraharz, Curnomanz, konnte  
Eisen zertrennen,  
das machte er in der Tjoste mit mancher Stoßattacke.  
Sein Vater war genannt Kurzkri, der kam auf den Tod um Schoydelakurte.

42 Mahaude hieß seine Mutter, Ehkunats Schwester,  
des reichen und mächtigen Pfalzgrafen, den man da nannte: „Aus der Starken  
Berbester“.

Selber hieß er Schoynatulander.

So hohen Lob und Preis erwarb zu seiner Zeit nicht der eine noch der ander.

43 Daß ich des werten Kurzkri Sohn nicht aufgeführt habe  
vor dem Mädchen Sigune, hat seinen guten Grund darin: ihre Mutter hatte man  
gesandt  
direkt aus der Obhut von dem reinen Gral –  
es ist auch ihre Hochgeburt, die sie vorzieht, und ihr Geschlecht, das  
lichtgezeichnete.

44 All des Grales Volk, das sind die Auserwählten,  
immer voll Glück und Heil, hier wie dort, die man dem steten Lobpreis zuzählt.  
Und Sigune war auch von eben diesem Samen,  
der aus Muntsalvatsche in die Welt ward gesät, den die Heilhaften aufnahmen.

45 Wohin von eben diesem Samen gebracht ward aus diesem Lande,  
das mußte trüchtig werden und ihnen ein richtiger Hagelschlag über die Schande.  
Davon ist Kanvoleiz weithin bekannt,  
sie ward in mancher Zunge ‚Hauptstadt der Treue‘ genannt.

46 Oh wohl dir, Kanvoleiz! Wie man spricht über deine Stetigkeit  
und herzensliebe Liebe, die da auf dir geschah, keineswegs zu spät!  
Minne erhob sich früh da von zwei jungen Menschen,  
die ging herzu so rein und lauter – die ganze Welt hätte ihre Trübheit unter all  
dem nicht finden können.

47 Der stolze Gahmuret erzog diese Kinder miteinander  
damals in seiner Kemenate. Schoynatulander  
war zu der Zeit noch nicht stark an seinem Verstand und Sinn;  
und doch ward er in Herzensnot geschlossen von Sigune-Minne.

48 Oh weh darüber! Sind noch, noch zu unerfahren für so..., für solche Beengung;  
denn: wo die Minne in der Jugend ergriffen wird, die währt am allerlängsten.  
Vielleicht kann das Alter von der Minne sich verabschieden –  
die Jugend aber bleibt in der Minne Banden, Minne ist der Kraft noch nicht  
beraubt.

49 Oh weh, Minne! Wozu taugt deine Kraft zwischen so jungen Menschen?  
Bis auf eins: Wer keine Augen hat, der könnte dich auch als wahrer Blinder  
erspähen.

Minne, du trittst in allzu viel Gestalten auf!  
Und alle, alle Schreiber wüßten nimmer zur Gänze zu beschreiben deine Art und  
wie du bist.

50 Seit man den richtigen Mönch in der Minne,  
und so auch den wahren Klausner, sorgfältig vereidigt, sind gehorsam ihre Sinne  
– und doch bringen sie manche Dinge kaum fertig.  
Minne zwingt Ritter unter Helme! Minne macht sich sehr, sehr eng in dem Raum,  
den sie hat.

51 Die Minne hat ergriffen das Schmal und das Breite,  
Minne hat und gibt auf Erden und dem Himmel bis vor Gott freies Geleit.  
Minne ist allenthalben, nur nicht in der Hölle.  
Die starke Minne erlahmt an ihrer Kraft, wird der Zweifel mit Wanke ihr Geselle.

52 Ohne Wank und ohne Zweifel, ohne beide  
war Sigune, das Mädchen, Schoynatulander – mit Leid  
war große Liebe daruntergemengt.  
Ich würde euch von ihrer kindlichen Minne viel Wunderstaunenswertes sagen,  
dann zieht sichs aber in die Länge.

53 Ihre anerzogene Scham und die Art und Herkunft ihres Geschlechtes –  
H 13 sie waren aus lauterer Minne erboren – die zwängte sie ein in ihrem Recht,  
daß sie außen [ . . . ]  
an ihren klaren, strahlenden Leibern und innen an den Herzen zerquält wurden.

54 Es ist wohl möglich, daß Schoynatulander erfahren war  
von so mancher süßen Botschaft, die die französische Königin Anphlise  
heimlich dem Anschevin entbot.  
Die hatte er übernommen und ihnen ganz oft ihre Besorgnis abgewendet. Jetzt  
wende auch die seine!

55 Schoynatulander war oft innegeworden,  
wie seiner Mutterschwester Sohn Gahmuret zu reden wußte mit männlichem  
Sinn,  
und wie sich der von Kummer wußte zu scheiden.  
Solches sagten ihm viel der deutschsprachigen Völker nach, und so taten auch  
die werten Heiden.

- 56 Der süße Schoynatulander nahm seine kühne Entschlossenheit zusammen,  
wiewohl diese seine Beziehung in Sorgen, so vielfältig, ihn doch kaum  
dazu gemahnte,  
so sprach er doch: „Sigune, reich an Hilfe,  
nun hilf mir, werthe Jungfrau, aus den Sorgen, so tust du hilfreich.
- 57 Duchesse aus Katelangen, gewähr mir Gunst und Nutzen:  
Ich höre sagen, du seist erboren aus der Art, die sichs nie verdrießen ließ,  
mit ihren Zuwendungen hilfreich zu sein,  
hat wer Kummer und Not durch sie empfangen – erhalte du dein Glück und Heil  
an mir!“
- 58 „Bel ami, nun sprich, schöner Freund, was du meinst.  
Laß mich hören, ob du mit deinen Absichten gegen mich so einig mit dir bist,  
daß deine klagende Bitte auch wirklich überzeugen kann.  
Wenn du das nicht als ganz wahr und richtig weißt, so sollst du dich nicht  
überz..., übereilen.“
- 59 Alle, die mit Minne Umgang hatten und sich Minne auferlegten –  
nun hört von Mädchensorgen und von Männlichkeit bei diesen Anstrengungen!  
Davon will ich aventure künden  
all den Aufrechten, die durch Herzeliebe je Sehnsuchtsnot gefunden haben  
mögen.
- 60 „Wo Gnade wohnt, da soll man sie suchen.  
Madame, ich begehre Gnade. Des sollst du dich in deiner Gnade annehmen.  
Ehrenwerte Beziehung steht den jungen Menschen wohl an.  
Wo rechte Gnade nie etwas zu tun bekam, wer vermag sie da zu finden?“
- 61 Sie sprach: „Fürs Trösten mußt du Traurigkeit da kundmachen,  
da man dir besser zu helfen vermag als ich vermöchte, anders kannst du dich  
versündigen,  
wenn du begehrt, daß ich dir Kummer wende,  
denn ich bin nach allem Recht eine Waise, in der Fremde, fort von meinen  
Verwandten und den Leuten meines Landes.“
- 62 „Ich weiß wohl, du bist Großherrscherin über Land und Leute.  
Das alles begehrt ich nicht, nur, daß mich dein Herz durch dein Auge schaue,  
so nämlich, daß es meinen Kummer im Gedenken habe.

Nun hilf mir schnell, eh daß die Minne mein Herz und die Freude krank und  
schwach macht.“

63 Wer so Minne hat, daß seine Minne wahr und zuverlässig ist  
für einen dermaßen lieben Freund, wie du mir bist – das dem gebührende Wort  
kriegt von mir nimmer den Namen Minne:  
Gott weiß wohl, daß ich Minneverlust nie kennenlernte noch der Minne Gewinn!

64 Minne, ist das eine Ehre? Vermagst du Minne mir zu deuten?  
Ist das eine Sitte? Wenn mir Minne kommt, wie soll ich Minne liebhaben?  
Muß ich sie bei den Puppen aufbewahren?  
Oder fliegt Minne nicht gern auf die Hand, durch die Wilde – ich weiß Minne  
wohl zu locken!“

65 „Madame, ich hab vernommen, von Frauen und von Männern:  
Minne kann den Alten, den Jungen so schußgemäß spannen,  
daß sie mit Gedanken schmerzhaft schießt.  
Sie trifft ohne Wanken was fliegt, was läuft, was geht, was schwimmt.“

66 „Schoynatulander, mich zwingen Gedanken –  
sowie du mir aus den Augen kommst: daß ich an Freuden die Kranke und  
Schwache sein muß,  
bis dich heimlich mein Blick wieder hat.  
Deswegen traure ich in der Woche nicht nur einmal, es ergeht allzu häufig.“

67 „Dann brauchst du süße Jungfrau mich nicht zu befragen über Minne.  
Dir wird ganz gut ohne Fragen Minneverlust bekannt, und ihre Gewinne.  
Nun sieh, wie Minne sich aus Freuden in Sorgen verdreht.  
Tu der Minne ihr Recht, ehe die Minne uns beiden in den Herzen zum Verderben  
wird.“

68 Tatsächlich lernte ich, süßes Mädchen, bisher wohl Minne vom Erzählen kennen.  
Minne ist an Gedanken, das vermag ich nun mit mir selber zu erweisen –  
dahin zwingt sie die stete Liebe –  
Minne stiehlt mir Freude aus dem Herzen! Das wäre nichts für einen Dieb.“

69 Sie sprach: „Kann die Minne so in die Herzen schleichen,  
daß ihr Mann noch Frau noch das Mädchen nicht entkommen, trotz aller  
Schnellheit?  
Weiß aber jemand, was die Minne da rächt

- an Leuten, die ihr niemals Schaden bringen wollten, daß sie denen Freude  
zerbricht?“
- 70 „Tatsächlich hat sie Gewalt über die Ahnungslosen und die Graugewordnen.  
Niemand lebt als solcher Könnner, daß er könnte ihren Wert und ihr  
Wunder zur Gänze preisen.  
Nun sollten wir beide um ihre Hilfe kämpfen  
mit Freundschaft ohne Scharten kann Minne mit ihrem Wanke niemand  
betrügen.“
- 71 „Oh weh, könnte die Minne doch andere Hilfe zeigen,  
als daß ich in dein Gebot gäb meinen freien Leib als Eigen!  
Noch hat deine Jugend mich nicht zu Recht geerntet.  
Du mußt mich unter Schildes Dache erst erdienen – das sei dir gesagt, davor  
sei gewarnt.“
- 72 „Madame, sowie ich mit Kraft die Waffen und Wappen führen kann und darf,  
in der Zwischenzeit und dann danach wird man meinen Leib in den süßen sauren  
Mühen sehen,  
daß nämlich mein Dienst um deine Hilfe ringe.  
Ich ward in deiner Hilfe erboren, nun hilf so, daß mir an dir werde ein Gelingen!“
- 73 Dies war der Anfang ihrer Liebesbeziehung  
mit Worten zu der Zeit, als Pompeirus vor Baldac nach Kräften  
schon von seinem Kriegszug kündete,  
und Ipomidon, der werte. Aus ihrem Heer heraus ward viel an neuen  
Speeren zerbrochen.
- 74 Gahmuret begab sich nach da, ganz heimlich,  
nur mit seinem einen eignen Schild. Dabei hätte er große Kräfte gehabt,  
ungelogen,  
denn er verfügte schließlich über dreier Länder Krone.  
So jagt ihn die Minne auf die Bahre und in den Tod. Den empfing er von  
Ipomidon.
- 75 Schoynatulander war leidig zumute bei dieser Fahrt –  
ach, daß ihm Sigune-Minne hohen Mut und die Freude so gar verwehrte! Oder  
gewährte!  
Doch schied er von dannen mit seinem Verwandten.

Das war Sigunes Herzenot und die seine – beiden ritt ihnen die Minne in den  
Hinterhalt.

- 76 Der junge Fürst nahm Abschied von dem Mädchen, heimlich.  
Er sprach: „Oh weh, wie soll ich erleben, daß die Minne an Freuden mich bald  
reich macht – und von Tod weit weg?  
Wünsche mir Heil, süßes Mädchen, ich muß von dir zu den Heiden.“
- 77 „Ich bin dir hold, getreuer Freund, nun sprich: Ist das Minne?  
So will ich auf immer Wünscherin sein für den Gewinn,  
der uns beiden hohe Freude bringen soll.  
Es werden alle Wasser brennen, eh die Liebe an mir verdirbt.“
- 78 Viel Lieb blieb da an Ort und Stelle, Lieb schied von dannen.  
Niemals habt ihr sprechen hören von Mädchen, von Frauen, von mannhaften  
Männern,  
die sich herzlicher wußten zu minnen.  
Des ward später Parzival an Sigune auf der Linde wohl inne.
- 79 Der König von Kingrivals, Gahmuret, machte sich verstohlen  
von Verwandten und von Mannen davon, daß seine Fahrt für die ganz geheim  
blieb.  
Nur zwanzig Jungen von hoher Abkunft und courtois  
und achtzig Knappen zu Eisen, ohne Schild, hatte er für die Reise ausgewählt.
- 80 Fünf schöne Rosse und an Gold die Menge, aus Azagouc Edelsteine:  
sein Gefolge auf die Fahrt – sein Schild, statt unter Schilden, ganz allein, einsam,  
der einzige.  
Drum sollte ein Schild Spießgesellen wählen,  
daß ihm ein andrer Schild ‚Bleibmirheil‘ wünschte – falls dieser Schild wüßte, wie  
man niest.
- 81 Von Herzelaude nahm Abschied Gahmuret, der werte.  
M 19 Ein so über und über Treue tragender Stamm wird nirgends geboren auf all der  
Erde,  
noch ein treueres Weib, wie sie gut sichtbar offenbarte.  
Von ihrer beider Scheiden ward Jammer, den manches Aug seitdem beweinte.
- 82 Er sprach: „Viel liebes Weib, dein Ehre befehl ich Gott, dem reinen.“  
M20 Er sah sie nimmermehr. Von Herzen begann sie zu weinen.

Sie befahl ihm auch Gott mit manchem tiefen Seufzen.  
Ihr sagte ihr Herz künftige Not. Ach, was da Tränen von ihren Augen liefen!

83 Gahmuret tröstete die Reine so gut er konnte.  
M21 Er sprach: „Du sollst nicht weinen. In einem halben Jahre sicherlich  
komm ich wieder her, läßt Gott mich bei Leib und Leben.“  
Über seinem Trost konnte ein Teil ihrer Sorgen einschlafen. So schied er von  
seinem minniglichen Weibe.

84 So war sie auf die Hoffnung zuweilen froh, wenn auch nur selten.  
M22 Sie wußte mit Sorgen zu ringen, ihr treuetragender Leib, der mußte es  
entgelten.  
Seine Überfahrt geriet ihr zum Unheil.  
Mit seinem Tode starb ihre Freude. Man sah sie niemals wieder froh noch  
fröhlich.

85 Seine Herzen-Liebe und ihre Minne war noch nicht fremd  
geworden durch Gewohnheit, noch nicht! Die Königin reichte ihm dar ihr Hemd,  
weiß seiden, wie es ihre Weiße hatte berührt.  
Es hatte auch etwas Braunes berührt an ihrer Hüftgegend. Im Angriffsritt vor  
Baldac hat ers geführt.

86 Aus Nurgals Richtung Spanien bis hin nach Sibilie zog er,  
des Kühnentschlossnen Sohn, der viel Wasser aus Augen niederfallen ließ,  
als man erfuhr, wie seine Fahrt ihr Ende nahm.  
Sein hoher Lobpreis wird weder getauftem Volk noch den Heiden jemals fremd.

87 Alle müssen sie ihn erkennen, veralten und vergehen kann er nicht.  
M27 Herman von Thüringen, Ehre und Ansehen hatte er weiland, der immer  
wußte, nach Wunsch zu walten.  
Wo man hört von seinesgleichen sprechen,  
die vor ihm hingeschieden sind – wie wußte sein Lob so über sie  
hinauszustrahlen!

88 Das red ich sehr wohl nach der Wahrheit, keineswegs nach Phantasie.  
Nun aber sollen wir gedenken des jungen Fürsten aus Graswaldane,  
wozu und wohin Sigune ihn zwang, seine keusche amie:  
Die zog aus seinem Herzen die Freude wie die Biene aus den Blumen die Süße.

- 89 Sein Liebes-Siechtum trug von der Minne  
den Verlust seines Hohen Muts, an Sorgen Gewinn,  
zwang den Graharzois in gar manche Pein.  
Es wär ihm sanfter, tot zu sein wie Kurzkri vor Mabonagrin.
- 90 Wird jemals Tjoste mit heftigem Stoß vom Krache des Speerbrechens  
aus seiner Hand durch Schilde hindurchgebracht – sein Leib ist für dieses  
Ungemach  
doch zu schwach: die starke Minne schwächt ihn,  
und daß sein Gedanke nach Liebes-Liebe unvergessen so denkt.
- 91 Wenn andere Jungherren auf Feldern und in Straßen  
punierten und rangen – aus sehrender Not mußte er das lassen.  
Minne lehrte ihn an steten Freuden dahinsiechen.  
Wo Kinder aufstehen lernen an Stühlen, nach oben, die müssen erst mal dorthin  
kriechen.
- 92 Nun laßt ihn hoch minnen: so muß er auch denken,  
wie er sich der Höhe nach aufrichte, und wie ihm alle Falschheit schwach und  
zunichte machen könne  
sein immerwährender Lobpreis – in der Jugend und in dem Alter.  
Ich weiß einen Fürsten: Sollte der das lernen, man lehrte einen Bären eher den  
Psalter.
- 93 Schoynatulander trug viele Nöte im Verborgnen,  
eh daß der werte Gahmuret beim genauen Spähen der verhehlten Sorgen  
innewurde,  
daß sein liebster Verwandter solchermaßen mit Kummer rang.  
Er quälte sich halt all die Monde, wie die Zeit sich hob, den Winter und den  
Sommer.
- 94 Von angeborner Art her solche Wunscherscheinung!,  
seine Haut, die lichten Augen, was man da wahrnahm an Blick und Blitzen des  
Antlitzes,  
verabschiedete sich aus Not von lauterem Glanze.  
Dazu zwang ihn nicht kaputtes Wanken: starke Liebe tat das – die ganze!
- 95 Gahmurets Herz war auch von Minne eingezwängt,  
von der Minne ihrer Hitze, und ihr Ansengen hatte ihm zuweilen versengt  
seine lautere Haut, was die mit Trübung bekundete.

Der Minne Hilfe hatte er durchaus empfangen, er wußte auch um ihre  
Zwing-Stunde.

- 96 Wie listig und geschickt die Minne sein mag, sie muß sich entblößen.  
Wenn man für die Minne genau spähende Kenneraugen trägt, da kann sich ihre  
Kraft nicht verdecken:  
Sie ist auch ein Winkelmaß (so sagt man über sie, höre ich),  
sie entwirft und verknüpft mit genauestem Blick, besser noch als Webscheite und  
Ahlen.
- 97 Gahmuret ward der verhehlten Beschwernis inne,  
daß der junge Dauphin aus Grasivalden dermaßen leer von Freuden war.  
Er nahm ihn beiseite auf das Feld, weg von der Straße:  
„Wie gehts Anphlises Knappen auf dieser Reise? Dein Trauern kommt mir nicht  
sehr maßvoll vor.
- 98 Ich trage wahre Verpflichtung für dich, die ganz deiner Pein entspricht.  
Der römische Kaiser und der Admirat all der Sarazenen  
vermöchten das mit ihrer Macht und ihrem Reichtum nicht zu ändern:  
Was dich in seufzerträchtige Pein brachte, das muß auch mich an Freuden  
pfänden.“
- 99 Nun sollt ihr das dem Anschevin wohl glauben,  
daß er gerne hülfe, falls er könnte, dem jungen sehnenenden Dauphin.  
Er sprach: „Oh weh, wodurch hat sich verabschiedet  
dein Antlitz von den lauterem Blicken? Die Minne beraubt sich selbst an dir.
- 100 Ich spür an dir die Minne: allzu breit ist ihre Hufspur.  
Du sollst mir deine Geheimnisse nicht verhehlen, wo wir doch so nahe verwandt  
sind  
und beide ein Fleisch aus einer Sippe nach der Ordnung –  
die spür ich näher als von der Mutter her, die da erwuchs aus diebstahligem  
Geripp.
- 101 Du Minnenquell, du trächtiger Saft der Minnenblüte!  
Nun muß mich erbarmen Anphlise, die dich in ihrer weiblichen Güte  
mir zu Lehen gab. Sie zog dich auf, als hätt sie dich geboren,  
und hielt dich an ihres Kindes Statt, lieb wie du ihr bis heute bist und immer  
warst.

- 102 Verhehlst du mir dein Geheimnis, ist damit versehrt  
mein Herz, das dein Herz immer war, und deine Treue hat sich verunehrt,  
wenn du mir so große Not fern hältst, in deiner Wildnis.  
Das mag ich deiner Stetigkeit nicht zutrauen, daß du so wankelich  
verunstalten willst.
- 103 Der Junge sprach mit Sorgen: „So sei meine Hoffnung:  
Friede von dir und deine Huld, und daß dein Zorn mich nicht länger mehr zwingt.  
Ich verhehlte aus Wohlerzogenheit vor dir all meinen Schmerz.  
Nun kann und muß und werd ich dir Sigune nennen – die hat über mein Herz  
gesiegt.
- 104 Du kannst, willst du, die ungefüge Last verringern.  
Sei nun an die Französin gemahnt. Wenn ich an deiner Sorge je mitgetragen habe,  
nimm ihretwegen mich aus meiner Schwäche.  
Ein schlafender Löwe ward nie so schwer wie mein wachendes Gedenken.
- 105 Auch sei daran gemahnt, was Meeres und der Lande ich durchstrichen  
habe – aus Liebe zu dir, nicht aus Armut. Ich bin von Verwandten und Mannen  
auf und davon,  
und von Anphlise, meiner werten Herrin.  
Für all das soll mir Gunst und Nutzen von dir werden. Laß deine Hilfe schauen!
- 106 Du kannst mich wohl von Stricken lösen und von Schloß und Banden.  
Werde ich je Schildes Herr unter Helm und auf eigne Kosten in den Landen,  
und soll meine helfende Hand da Lob und Preis erringen,  
sei du derweil mein Vormund, daß dein Schirm mich errette vor Sigunes  
Zwingen.“
- 107 „Ei, Knabenschwäche! Wieviel Wald muß erst verschwinden  
aus deiner Hand mit Tjoste, sollst du zu der Duchesse Minne einmal finden!  
Werter Minne teilhaftig wird man nach der Ordnung.  
Der glückhafte, heilhafte Tapfere hat sie eher erworben als der zaghafte Mächtige.
- 108 Doch freu ich mich über die Mitteilung, daß dein Herz so hinaufsteigt.  
Wo ward je Baumes Stamm an den Ästen so lobeswert erzweigt!  
Sie leuchtig Blume auf Heide, in Walde, auf Felde!  
Hat dich mein Mühmelein bezwungen, oh wohl dir! für solche Liebe-Meldung!

- 109 Schoysiane, ihre Mutter, ward dafür berufen,  
daß Gott selbst und dessen Kunst mit Willen ihre Klarheit erschufen.  
Schoysianes blitzender Blick, der sonnenträchtige,  
den hat Sigune, Kiots Tochter, an sich, so gehen über sie die bekannten Berichte.
- 110 Kiot, der Lob und Preis erjagte in der scharfen Härte,  
der Fürst aus Katelangen, eh Schoysianes Tod ihm Freude wehrte und gewährte,  
ihr beider Kind ich solchermaßen mit aller Wahrheit grüße:  
Sigune, die Sieghafte auf der Walstatt, da man wählt Mädchenkeuschheit und  
-süße,
- 111 die hat über dich gesiegt! Du sollst Siegnahme erstreiten  
mit treulichem Dienst an ihrer Minne. Auch will ich mit meinem Willen nicht  
länger nun warten:  
In deine Hilfe bring ich ihre werte Tante, die Schwester ihrer Mutter.  
Sigunes Glanz soll deine Farbe erblühen lassen nach dem Blitz und Glanz der  
Blumen.
- 112 Schoynatulander fing an und sprach solchermaßen:  
„Nun will mir dein Trost und deine Treue aller Sorgen Band gar zerbrechen,  
seit daß ich mit deinen Hulden minne  
Sigune, die schon lange mich beraubt auf der Freude und an freudvollem Sinne.“
- 113 So könnte er, falls der wollte, wohl ermessen, daß ihm Hilfe würde,  
Schoynatulander! Dazu aber sollten wir die große Not nicht vergessen,  
die Kiots Kind trug und Schoysianes  
Samen. Noch ehe sie Trost empfing, mußte die ohne Freuden sein.
- 114 Wie die Fürstin aus Katelangen bezwungen  
war von der strengen Minne – hatten doch ihre Gedanken allzu lange höchst  
unsanft gerungen,  
als daß sie's vor ihrer Tante, der Schwester ihrer Mutter, verhehlen wollte:  
Die Königin ward inne mit Herzenschreck, was Sigune erduldet.
- 115 Recht wie eine tauige Rose und ganz naß von Röte  
so wurden ihr die Augen, ihr Mund, ihr ganzes Antlitz empfand wohl die Nöte.  
Da konnte all ihre Keuschheit nicht verdecken  
die Liebes-Liebe in ihrem Herzen – das quälte sich so nach dem kindlich-jungen  
Recken.

- 116 Da sprach die Königin aus Liebe und aus Treue:  
„Oh weh, Schoysianes Frucht! Ich hatte bisher schon allzu viel andres zu tragen,  
was mich reut,  
das zu tun hat mit dem Anschevin.  
Nun wächst in meine Schwären ein neuer Dorn, seit ich an dir sehn muß diese  
Pein!
- 117 An Ländereien und an Leuten, sprich, was bedrückt dich da!  
Oder ist dir mein Trost und der anderer Verwandten so fern,  
daß dich ihre Hilfe nicht erreichen kann?  
Wo ist dein sonne-blitzender Blick hingekommen? Weh, wer hat den deinen  
Wangen weggestohlen?
- 118 Du Mädchen im Elend der Fremde, nun muß mich dein Elend erbarmen!  
Man soll trotz dreier Länder Krone mich immer zählen unter die Armen,  
bevor ich nicht erlebe, daß dein Kummer schwindet  
und ich die rechte Geschichte all deiner Sorge, und zwar mit der Wahrheit, finde.“
- 119 „So muß ich mit Sorge all meine Ängste dir kundtun.  
Hältst du mich deshalb dann für unwert, so kann alles, was deinen Anstand  
ausmacht, sich sehr an mir versündigen,  
da ich mich dervon doch nicht zu scheiden vermag,  
laß mich in deinen Hulden, süße Minne, das steht uns beiden wohl!
- 120 Gott soll dir lohnen – was je eine Mutter ihrem Kind  
mit minniglicher Zartheit erbot, grad solche Treue finde ich hier  
an dir, so stetig-zuverlässig, ich, die ich so krank und schwach an Freuden bin.  
Du hast mir Elend und Fremdsein erspart. Wohl denn, deiner weiblichen Güte  
sag ich Dank.
- 121 Deines Rates, deines Trostes, deiner Huld,  
bedarf ich aller miteinander, da ich, so voll Begehren nach dem Freund und  
Liebsten, Jammer dulde,  
viel quälhafte Not, unabwendig.  
Er quält meine wilden Gedanken an seine Bande, all mein Sinn ist ihm bändig.
- 122 Ich habe viele Abende all mein Schauen  
aus Fenstern über Heide-land, auf Straße und gegen die lichten Auen  
gar verloren. Er kam mir halt zu selten.

- Drum müssen meine Augen Freund- und Liebstenminne mit Weinen teuer  
gelten.
- 123 So geh ich von dem Fenster an die Zinne.  
Da halt ich Wacht nach Osten und nach Westen, ob ich des möchte werden inne,  
der mein Herze lange hat bezwungen –  
man kann mich zu den alten Sehrenden wohl zählen, nicht zu den jungen.
- 124 Ich fahr auf wogender See eine Weilen,  
da halt ich Wacht in die Ferne, mehr denn dreißig Meilen,  
auf daß ich solche Nachricht hörte,  
daß ich nach meinem jungen, klaren Freund und Liebsten Kummer entbehrte.
- 125 Wo kam das Spiel meiner Freude hin? Oder wie ist einfach so geschieden  
der Hohe Mut aus meinem Herzen? Ein Oh weh muß nun uns beiden folgen,  
das ich alleine für ihn wollte leiden.  
Ich weiß wohl, daß sehrende Sorge ihn wieder zu mir jagt, ihn, der mich doch  
weiß zu meiden.
- 126 Oh weh darüber, daß es für mich so teuer ist, sein Kommen,  
nach dem ich oft erkalte, und dann gleich, als läge ich in dem knisternden Feuer,  
so erglüht mich Schoynatulander.  
Mir gibt seine Minne Hitze wie Egremontin dem Lindwurm Salamander.“
- 127 „Oh weh“, sprach die Königin, „du redest wie die Erfahrenen und Weisen.  
Wessen Rat hat dich mir abgewandt? Nun fürcht ich: der Franzosen Königin  
Anphlise,  
daß sich ihr Zorn an mir habe gerächt.  
All deine weise-klüglichen Worte sind aus ihrem Mund gesprochen!
- 128 Schoynatulander ist hochmächtiger, hochreicher Fürst.  
Seine Edelkeit, seine Keuschheit würde doch niemals wagen, sich kühn zu dem  
Wagnis zu entschließen,  
daß seine Jugend deine Minne beanspruchte,  
wenn sich der stolzen Anphlise Haß an mir mit ihrem Haß nicht irgendwie  
rächte!
- 129 Sie hat dieses Kind aufgezogen, seit es der Brust entführt ward. –  
Gab sie aber nicht betrügerisch den Rat, der dich so unsanft angerührt hat,

kannst du ihm, er dir viel Freuden erwerben.

Bist du ihm hold, so laß dir diesen deinen Wunschleib nicht verderben!

- 130 Biet ihm das zu Ehren, laß wieder strahlen  
deine Augen, die Wange, dein Kinn! Wie steht so jung und jugendlichen Jahren,  
daß so lichte Haut dabei verlischt?  
Du hast in die kurze Freude allzu schmerzvoll viel Sorge gemischt.
- 131 War dir der junge Dauphin das Verderben deiner Freuden,  
der kann dich wohl an Freuden auch reich machen. Viel Glück und Heil und  
Minne  
hat sein Vater auf ihn vererbt, und die Dauphinette,  
Mahaude, die seine Mutter war. Und Königin die Schwester seiner Mutter,  
seine Tante Swete!
- 132 Ich klage halt, daß es allzu früh ist, daß du seine amie bist.  
Du wirst den Kummer erben, den Mahaude bekam um den Dauphin Kurzkri.  
Oft haben ihre Augen an ihm gefunden,  
daß er den Lobpreis hielt in manchen Landen, unter aufgebundnem Helm.
- 133 Schoynatulander muß an Lob und Preis nach oben steigen,  
er ist von den Leuten erboren, die ihren Lobpreis nicht niedersinken lassen –  
gestreckterlängs wuchs er in die Breite!  
Nun halt ihm dazu die tröstliche Freude, und er, er verhänge keine Sorge über  
dich!
- 134 Wieviel dein Herz unter Brust darüber zum Lachen haben mag,  
ich werde das nicht für Wunder halten: wie weiß er sich doch zu schicken  
unter Schildes Dach!  
Auf ihn werden viele Zähren fallen  
von Funken, die aus Helmen von Schneiden springen, wo feuriger Regen sich  
mehr.
- 135 Er ist zur Tjoste entworfen! Wer konnte all die Maße für ihn wissen!  
An Mannes A-antulitz – verglichen mit weiblichen Qualitäten – ward nie weniger  
vergessen an einer Mutter Frucht, soweit ich das erkenne.  
Sein Blick und Anblick soll Süße sein für deine Augen. Zum Entgelt nenn ich ihm  
deine Minne mit Namen.“

- 136 Also war dort Minne erlaubt, mit Minne verschlossen,  
ohne Wanken gegen Minne, ihrer beider Herz war Minne nie überdrüssig.  
„Oh wohl mir, Tante“, sprach die Herzogin,  
„daß ich den Graharzois vor all der Welt nun mit Erlaubnis so minne!“
- 137 So lagen sie noch nicht lange. Da hörten sie auf einmal  
in heller süßer Stimme auf rotfarbner Fährte hinter verwundetem Tier:  
ein Bracke kam mit hohem Laute herzu, zu ihnen, jagend.  
Der ward für eine Weile aufgehalten. „Darum bin ich jetzt eine, die aus Freude  
klagt.“
- 138 Als sie den Wald dermaßen mit Krachen hörten widerhallen –  
Schoynatulander, von frühster Jugend bis in jugendliches Leben, war als allen  
Schnellen  
voraus bekannt, nur Trevrezent, der reine,  
der lief und sprang all denen vorweg, die sowas auf Reitergebein unternahmen –
- 139 nun dachte er: „Wenn den Hund jemand kann erlaufen –  
ritterliche Beine, die muß der tragen!“ Will und wird Freude verkaufen  
und ein stetes Trauern daran empfangen!  
Auf sprang sein Leib, der Stimme entgegen, als wollte er den Bracken ereilen.
- 140 Weil in den weiten Wald sich nicht wenden konnte  
das flüchtige Wild, nur herwärts vor den Dauphin, das wird seine Mühsal  
mehren,  
künftiges Trauern brachte es, ihm zuteil.  
Nun deckte er sich in einem dichten Gebüsch, so kam, jagend an dem Seile,
- 141 des Fürsten Bracke, dem er aus der Hand entfahren war, als er . . .  
nieder auf die pfeilschnittigen Male. Daß sie doch nimmer einen Hund mehr  
sende,  
die ihn dem Großgemuten sandte,  
von dem er jagte bis auf den stolzen Grahardois, was dem viel, viel Freuden  
seither abwendig machte,
- 142 als er durch das Dickicht nun so brach auf der Fährte.  
Sein Halsband war arabisch, eine Borte, aufgesetzt mit der Ahle, fest, ganz fest  
darauf sah man teure und lichte Gesteine.  
Die gleißten durch den Wald gleichwie die Sonne genau da fing er den Bracken,  
und den nicht allein:

- 143 Was er mit dem Bracken ergriff, laßt es euch beim Namen nennen:  
Gefütterten Kummer, mit Mühsal und Not, mußte er unverzagt kennenlernen,  
und immer wieder große Entschlossenheit nach, nun ja, nach Kampf und Streit.  
Das Brackenseil war ihm richtig ein Urheber freudenverlustträchtiger Zeit.
- 144 Er trug den Hund auf dem Arm zu Sigune, der klaren.  
Das Seil war wohl zwölf Klafter lang, die von Vierfarbborteseide waren,  
gelb, grün, rot, braun die vierte,  
immer, wo die Spanne sich endete, aneinandergewirkt mit Gezier.
- 145 Darüber lagen Ringe, mit Perlen blank-glänzend,  
immer zwischen den Ringen, wohl spannelang, nicht mit Steinen entstellt,  
vier Blatt vierfarben, wohl fingerbreit das Maß.  
Fang ich je einen Hund an solches Seil, es bleibt bei mir, wenn ich ihn loslasse.
- 146 Wenn man es voneinanderfaltete, zwischen den Ringen,  
außen und innen nahm man dran Schrift wahr mit wahrhaft kostbar köstlichen  
Dingen.  
Hört aventure, wenn ihr gebietet!  
Mit goldenen Nägeln waren die Steine fest an Strang und Stange genietet.
- 147 Smaragde waren die Buchstaben, mit Rubinen gefaßt.  
Diamanten, Chrysolithen, Granate standen da. Nie Seil besser gehundet  
ward, auch war der Hund sehr gut geseilt.  
Ihr könnt wohl erraten, welches ich da nähme, falls der Hund die Alternative  
wäre.
- 148 Auf einem Samt, einem grünen wie in maieschem Wald,  
war das Halsband, eine Borte, genäht, viel Steine von Art und Herkunft manigfalt  
daraufgesetzt die Schrift hatte eine Dame angegeben.  
Gardeviaz hieß der Hund, deutsch besagt das: Acht auf Weg und Fährte!
- 149 Die Herzogin Sigune fing sie ein und las der Geschichte Anfang:  
,Wie dies auch ein Brackename sei, das Wort paßt für alle werten Menschen:  
Mann und Weib, die schön auf Weg und Fährte achten,  
die fahren hier in der Welt Gunst, und dort wird ihnen Glück und Heil zum Lohn.'
- 150 Sie las mehr an dem Halsband, noch nicht an dem Seile:  
,Wer gut auf Weg und Fährte achten kann, des Lobpreis wird nimmer einfach  
verschleudert –

der wohnt in lauterem Herzen so gestärkt,  
daß ihn nimmermehr ein Auge übersieht auf dem unstillen wankenden Markt.'

- 151 Der Bracke und das Seil ward einem Fürsten aus Minne  
gesandt. Das war von Art und Herkunft eine junge Königin, gekrönt.  
Sigune las an des Seils Erklärungen,  
wer da die Königin war und auch der Fürst: die standen da, unverkennbar, alle  
beide.
- 152 Sie war von Kanadic erboren, ihre Schwester Florie,  
die Ylinot, dem Britun, ihr Herz, ihre Gedanken und ihren Leib als amie gab,  
eigentlich alles, was sie hatte, außer Minne auf dem Beilager.  
Sie erzog ihn von Kind an bis zur Schild-Fahrt und wählte ihn über jeden Gewinn.
- 153 Der holt auch um ihre Minne unterm Helm sein Ende.  
Zerbräche ich nicht meine gute Erziehung, ich sollte noch fluchen der Hand,  
die die Tjost auf seinen Tod da hin brachte.  
Florie starb auch, an der selben Tjost, wiewohl ihrem Leib nie Speeres  
Spitze nahekam.
- 154 Die hinterließ eine Schwester, die erbt ihre Krone.  
Claudite hieß eben das Mädchen, der gab Keuschheit und das Gute an ihr als  
Lohn  
des Fremden Lob und dessen, der sie kannte.  
Daher ward ihr Lob hinausgerufen in manche Lande, daß niemand das verkehrte.
- 155 Die Herzogin las von dem Mädchen an dem Seile.  
Die Fürsten aus ihrem Reiche beehrten nach Recht und Gesetz einen Herren  
von ihr.  
Sie berief ihnen einen Hof nach Beuframunt ein.  
Dahin kamen mächtige Reiche und Arme ungezählt. Nach Recht und Gesetz  
verlangte man ihre Wahl auf der Stelle.
- 156 Duc Ehkunat, der, nein, de Salfasch Florian,  
den trug sie schon vorher in ihrem Herzen, und den erwählte sie namentlich als  
ami.  
Darüber stand das Herz ihm höher als ihre Krone.  
Ehkunat begehrte aller Fürsten Ziel, denn er nahm sich schön um seinen Weg  
und seine Fährte an.

- 157 So zwang sie seine Tugend und auch die Rechtslage ihres Reichs.  
Da nach Recht und Gesetz ihr die Wahl zugestanden ward, wählte das Mädchen  
nun auch würdiglich.  
Wollt ihr auf deutsch ihres Friends und Geliebten Namen verstehen?  
Der Herzog Ehkunaver ‚Von Blume Die Wilde‘, genau so hörte ich ihn nennen.
- 158 Da er von der Wilde her hieß – nach der Wilde  
sandte sie diesen wildlichen Brief, den Bracken, der waldundgefilde  
sich um die Fährte annahm, wie er nach Art und Herkunft sollte.  
Auch behauptete des Seiles Schrift, daß sie selber weiblicher Fährte achten  
wollte.
- 159 Schoynatulander, mit einer Federangel,  
fing Äschen und Forchen, dieweil sie las – und: für die Freude ihren Mangel,  
so daß er seither höchst selten wieder der Fröhliche ward.  
Die Herzogin löste den Strick auf, um die Schrift zuende zu lesen an dem Seil.
- 160 Der war an die Zeltstange fest gebunden.  
Und ich hab die Mühe mit ihrem Lösen, das sie machte! Ach, ließe sie wer  
aufhören!  
Gardeviaz streckte sich im Fortstreben,  
ehe die Herzogin noch wegen seiner Speise gesprochen hätte. Ihr Wille ihm war,  
zu essen zu geben.
- 161 Zwei Jungfern sprangen heraus vor die Schnüre.  
Ich beklage der Herzogin blanke linde Hände, sollte das Seil sie verwüsten!  
Was kann ich dazu? Es war von Edelsteinhärte.  
Gardeviaz riß und sprang, um Hundswildes Fährte nachzueilen.
- 162 Genau so war er Ehkunat de, nein, des Tages entronnen.  
Sie rief den Edeljungfern zu, die hatten des Bracken Speise besorgt.  
Sie eilten sofort wieder in das Gezelt.  
Im Nu war er hinausgeschlupft durch die Wand, man hörte ihn dann gleich  
in dem Wald.
- 163 Er brach einfach aus der Wand einen Teil der Pfähle.  
Als er wieder auf die neue rote Fährte kam, gab es für ihn nichts zu verhehlen,  
ganz offen jagte er und unverhohlen.  
Davon geschah es des werten Kurzkri Sohn, daß er seitdem viel Not zu dulden  
hatte.

- 164 Schoynatulander die großen und die kleinen  
Fische mit der Angel fing, wo er stand auf bloßen blanken Beinen,  
wegen der Kühle in lauter schnellem Bach.  
Nun bekam er Gardeviazens Stimme ins Ohr. Die ertönte ihm zum Ungemach.
- 165 Er warf die Angel aus der Hand, mit Schnellheit eilte er  
über Stämme und auch durch Dornen, und kam dem Bracken doch kein bißchen  
näher.  
Den hatte Weg- und Fährtenlosigkeit ihm so in die Ferne kommen lassen,  
daß er nirgends Wild noch Hund aufspürte, und ward auch von dem Winde am  
Gehör beirrt.
- 166 Ihm wurden die bloßen Beine, noch ganz, zerkratzt von den Dornen.  
Und diese seine blanken Füße bei dem Laufe auch von Stacheln ihr Teil Wunden  
nahmen –  
man sah ihn besser als das angeschossne Tier verwundet.  
Er hieß sie waschen, eh er unters Gezelt kommen wollte – so fand er Sigune dort  
drunter:
- 167 An der Innenseite ihrer Hände, wie wenn Reif auf ihnen läge,  
grau wie eines Tjosteurs Hand, dem der Schaft vom Gegenstoß entlangschleift,  
der zischt, über bloße Haut bewegt –  
genau so war Seil durch der Herzogin Hand geführt.
- 168 Sie suchte ihm viel Wunden aus, an Beinen und an Füßen.  
Sie klagt um ihn, er klagt auch, um sie. Nun will sich diese Geschichte  
verunsüßen,  
als die Herzogin begann zu sprechen,  
zu ihm hin, wegen der Schrift an dem Seile. Der Verlust muß jetzt viel Speere  
zerbrechen.
- 169 Er sprach: „Ich hab bisher wenig mitgekriegt von Seilen, die da waren  
beschrieben.  
Briefebücher en français – ich weiß wohl, solche Kunst ist mir nicht fremd  
geblieben;  
da könnt ich lesen, alles was da geschrieben wäre.  
Sigune, süßes Mädchen, laß dir die Schrift an dem Seile einfach egal sein!“
- 170 Sie sprach: „Da stand aventure an dem Strange!  
Soll ich die nicht bis zum Ende auslesen, ist mir egal mein Land zu Katelangen!

Was mir jemand an Macht und Reichtum bieten könnte,  
und wenn ich würdig wäre anzunehmen – dafür wollt ich lieber diese Schrift  
studieren.

171 Das spreche ich, werter Freund, weder dir noch sonst wem zur Gefahr.  
Sollten wir beiden jung bis zu der Zeit unserer künftigen Jahre leben,  
so, daß dein Dienst immer noch meine Minne beehrte:  
du mußt mir das Seil erst beischaffen, an dem Gardeviaz angebunden  
stand hier drinnen.“

172 Er sprach: „So will ich gerne dafür das Seil herschaffen!  
Soll man das mit Streit und Kampf holen können, dann muß ich an Leib und  
Leben und Lob und Preis verderben,  
oder ich bring es dir wieder her in deine Hände.  
Sei gnädig, süßes Mädchen, und halte nicht mein Herz so lang in deinen Banden!“

173 „Gnade und was auch immer Mädchen verenden, nein, vollenden soll  
gegenüber ihrem werten, klaren Freund und Liebsten, das leist ich, und niemand  
kann mir diesen Willen verend..., verhindern,  
wenn dein Wille fest entschlossen nach dem Rätselknotenstrange geht,  
den der Bracke zog auf der Fährte, den du mir brachtest, eingefangen.“

174 „Danach soll mein Dienst allzeit stetiglich ringen –  
du bietest reichen Sold. Wie bleib ich die Zeit am Leben, daß meine Hand es  
dahin bringen könnte,  
daß ich deine Huld behalte?  
Das wird verschucht, nah und fern! Das walte mir Glückück und deine Minne!“

175 Solchermaßen hatten sie mit Worten einander die Forderungen beglichen,  
und auch mit gutem Willen. Der Anfang von viel Kummer! Wohin kam das  
auf zerletzt!  
Der Ahnungslose und auch der Graugewordne wird das wohl mitbekommen  
von dem zaghaften Boten mit der Bringschuldversicherung, ob der sich hält oder  
sinkt im Preis.

## Nachwort zur Übersetzung<sup>1</sup>

Wolframs Gedicht aus den hier zugrundeliegenden hundertfünfundsiebzig Strophen kann man nicht einfach übersetzen. Schon weil sich nicht ohne weiteres sagen läßt, was für eine Sprache das denn ist, in der oder in die Wolfram dieses Fragment dichtet. Es will entziffert werden, es will verstanden werden, was Wolfram damit seiner Sprache und seinem Publikum zumutet. Wer sagen möchte, was er daran verstanden hat, muß ebenfalls ausprobieren, was er seiner Sprache und wiederum seinem Publikum zumuten kann und will. In der Besonderheit und in der Tragfähigkeit der eigenen Sprache. Die eigne Sprache, für die beim Verstehen wie beim Aussprechen des Verstandenen die Sprech- und Klangregeln erst entdeckt werden müssen. In dieser Allgemeinheit gelten solche Grundsätze für jedes Verstehen und Übersetzen eines Texts, der in einer historisch fernen Sprache gedichtet ist. Man muß das Wagnis eingehen, die eignen gewohnten Möglichkeiten vom Fremden sich erweitern zu lassen und das ungewohnt Fremde mit den eignen Möglichkeiten zu infizieren. Man kann und muß an dem Text lernen, das eigne innere Kopfschütteln über ihn wahrzunehmen und dessen Ursache nicht gleich automatisch zu eskamotieren.

Ich bin in der Übersetzung Wolframs Syntax nach der von mir in jedem Detail überprüften Edition<sup>2</sup> bis an die Grenze neuhochdeutscher Schwererträglichkeit gefolgt. Schwererträglich für Leser, die nicht bereit sein mögen, der dichterischen Knappheit, der strengen Unerbittlichkeit, dem lyrisch fremden Ton, vielleicht auch dem Experimentiercharakter, ja den Verrücktheiten der Texttrümmer, die aus der ersten Hälfte des

<sup>1</sup> Ich danke fürs Anhören und Diskutieren der sich entwickelnden Fassungen den Teilnehmern beim XXXIX. Internationalen mediävistischen Colloquium in Müstair (Graubünden), 10. bis 17. September 2011; meinen Freunden Susanne Opfermann und Helmbrecht Breinig; den Teilnehmern an meinem Titirel-Übersetzung-Seminar, Verena Fickenscher, André Joffroy, Harald Kraft, Matias Wolf, und den Teilnehmern am Forschungskolloquium/Oberseminar im Wintersemester 2011/12; dem Titirelseminar von Stephan Fuchs-Jolie und Gästen im Juli 2012 in Mainz (einmal Vorlesen dauert circa 80 Minuten). Den Einfall, nachdem ich mit „Fragment“ als Titel so unzufrieden war, einfach „Strophen“ zu sagen, hatte Stephan Fuchs-Jolie. Zum Edieren des Texts vgl. das Kapitel „Edition. Zu Wolframs *Titirel*“, in: DIETMAR PESCHEL, *Wie soll ich das verstehen? Neun Vorträge über Verstehen, Edieren, Übersetzen mittelalterlicher Literatur*, Heidelberg (Winter) 2015, S. 81 – 91.

<sup>2</sup> WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*, herausgegeben, übersetzt und mit einem Kommentar und Materialien versehen von HELMUT BRACKERT und STEPHAN FUCHS-JOLIE, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2002; WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*, herausgegeben, übersetzt und mit einem Stellenkommentar sowie einer Einführung versehen von HELMUT BRACKERT und STEPHAN FUCHS-JOLIE, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 2003 [Studienausgabe]. Die von mir zitierte Strophenzählung geht nach dieser Edition. Hier jeweils auch eine Transcription der Handschrift M.

dreizehnten, der Wende zum vierzehnten und dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stammen und die vielleicht alle auf Wolfram zurückgehen, zu folgen, die unsere eigne Sprache durchaus hören und sehen und nachstellen kann. In gesamtinhaltlich lesenden immer neuen Durchgängen habe ich Wörter und Wortfolgen nur umgestellt, möglichst sanft und sparsam, wenn sie zu Mißverständnissen im Bezug untereinander oder in einer syntaktisch gegründeten Bedeutung führten, wenn sie mir, gegen den mittelhochdeutschen Text, allzu schwer verstehbar, gar falsch verstehbar, oder wenn sie nicht poetisch, sondern unbeholfen und lächerlich wirkten (worüber sich von Fall zu Fall allerdings streiten läßt). Selten habe ich ganz vorsichtig lenkend beim Übersetzen mit einem Zusatzwort eingegriffen, wo mir erst die umgebenden Strophen und nicht der Satz an Ort und Stelle klarzumachen scheinen, was genau gemeint ist (zum Beispiel in den Strophen 63,4 oder 129,2). Die in unserer neuhochdeutschen Prosa üblichen Modifikationswörter, die Atmosphärengestalter und Flüssigmacher habe ich weggelassen oder wieder gestrichen. Den Paarreim habe ich erlaubt, wo er sich mir ergab, ich habe ihn nicht unterdrückt und nicht erzwungen, im Lauf der Arbeit habe ich gemerkt, daß er öfter bleiben kann, als vorher gedacht, niemals habe ich einen andern Reim gesetzt als Wolframs Text bietet (allenfalls als lautlich neuhochdeutsche Variante). Die „in Rhythmik und Reim widerspenstigen Verse“ sollen nicht wie in den Fassungen des nachwolframischen *Jüngerer Titurel* „wohlklingender, flüssiger“ werden.<sup>3</sup> Die Übersetzung entspricht zu fast hundert Prozent Zeile für Zeile dem edierten Text als Aufeinanderfolge von Vierzeilern (Strophen), die in der handschriftlichen Überlieferung jedoch nicht nach den Zeilenendreimen, sondern nach den Spalten- oder den Seitenbreiten umgebrochen sind. Die Umbrüche legen keine Regel nahe, nach der in den Langversen (1, 2 und 4) Zäsuren zu setzen wären. Die auf der Zeile liegenden dicken Punkte in der Handschrift G oder die erhobnen Punkte der Handschriften M und H sind zuerst Reimpunkte und keine syntaxgliedernde Interpunktion. Mit meiner Interpunktion versuche ich, mein Verständnis für die Text-Sinn-Gliederung der Handschrift wiederzugeben; wenn ich die syntaktischen Beziehungen nicht eindeutig verstehen konnte, habe ich keine Entscheidung erzwungen – wenn kein Interpunktionszeichen steht, heißt das, daß ich keinen festen Schnitt im Satz sehe.

Unabhängig davon, wie die Wolframsche geverste und gestropfte Syntax in den Niederschriften angeordnet erscheint und wie stark die Enjambements der Verse und zuweilen der Strophen beim Vorlesen wirken mögen – die Syntax wird selbstverständlich auch und besonders von den Klängen der Reime am Verseende und damit von der Verlänge und dadurch wiederum von der Strophenstruktur bestimmt; das wollte ich

<sup>3</sup> Vgl. ALBRECHTS VON SCHARFENBERG *Jüngerer Titurel*, Band I (Strophe 1-1957), nach den ältesten und besten Handschriften kritisch herausgegeben von WERNER WOLF, Berlin (Akademie-Verlag) 1955, hier: S. CXVIII.

nicht druck- und lesetechnisch zu einem neudeutschen prosaschriftlichen Klang verändern.<sup>4</sup> Zum einen wissen wir nicht, wie Wolframs Text rezipiert worden ist (gehört als lauter und psalmodierender Vortrag, gehört als lauter emphatischer Vortrag, gehört als mit einer Strophenmelodie gesungener Vortrag, mit oder ohne instrumentelle Begleitung, vom Rezipienten laut oder leise für sich gelesen – mir wird allerdings an diesem Text so deutlich wie an kaum einem, daß er laut gelesen gehört), zum andern wissen wir nicht, wie eine Wolframsche Dichterprosa ausgesehen und geklungen haben könnte: man kann sich die Andeutung einer Vorstellung von seiner Reimprosa-versmusikdichtung machen, wenn man wie Karl Bertau die handschriftliche Überlieferung der beiden Wolfram zugeschriebenen Lieder im cgm 19 anschaut<sup>5</sup> (= Handschrift G, der Codex, der auch den *Parzival* und die üblicherweise *Titirel* genannten Strophen enthält<sup>6</sup>), zum dritten ist es in keinem Falle gleich, an welcher Stelle mit welchem Gewicht was in Wolframs Vers- und Strophensyntax steht, und zum vierten scheint es mir nötig, Wolframs schriftliche Oralität, wenn er denn die Strophen geschrieben oder in die Schriftlichkeit diktiert haben sollte, seine Anakoluthe und vielfältig gebrochenen Sätze, seine Wiederholungen und grammatischen Ungewöhnlichkeiten wo möglich zu erhalten oder nachzustellen, ja sogar den Versuch zu machen, mögliche absichtliche oder zugelassene Versprecher

<sup>4</sup> Zum Klangverstehen gehört natürlich, daß man die Sprache (des Texts, von der Wolframs ganz abgesehen) kennen müßte, zum Beispiel, daß man wissen müßte, was genau mit den diakritischen Zeichen bezeichnet werden soll, denn sie sind nicht willkürlich verwendet, bei aller Experimentierlust, vielmehr weiß der Schreiber sich eins in der Sprache mit seinen nächsten Rezipienten. Wir heute können uns nur auf eine mehr oder weniger erphantasierte gemeine Sprache einigen, etwa grob nach den Regeln einer künstlichen mittelhochdeutschen Grammatik. Beim Vergleich von Handschrift und Edition sind mir aber keine bedeutungsrelevanten Differenzen aufgefallen, so daß die Entscheidungen der Editoren meinem Verstehen fast immer zugrundegelegt werden konnten. Hier ein paar von den Herausgebern normalisierte Schreibgewohnheiten, die den Klang besonders betreffen: In G steht <ö> für: üe: gerören = gerüeren (1,1) – uo: möz = muoz (1,4) – ö : [M]öhte = [M]öhte (2,1) – ou: fröwen = frouwen (11,1) – öu: fröden = fröuden (20,4); in G steht <û> für: iu: tûten = tiuten (64,1); normalisiertes iu wird in G geschrieben als: u : chusche = kiusche (4,1) – i : triwen = triuwen (4,4) *nur in der Verbindung* iw – iv: div = diu (5,3) – iu: vriundes (13,2).

<sup>5</sup> Vgl. KARL BERTAU, Die Verse der Tagelieder Wolframs in cgm 19 [25 Seiten], Privatsonderdruck, Erlangen, Juni 2011. Die Übersetzung von Wolframs Liedern sieh weiter hinten: S. 378.

<sup>6</sup> Das *Titirel*-Fragment und der *Parzival* von Vers 1,1 bis Vers 434,20 in der Handschrift G sind vom selben Schreiber, genannt I, geschrieben, der auch der Hauptschreiber der Münchner *Tristan*-Handschrift Cgm 51 ist (vgl. GOTTFRIED VON STRASSBURG, *Tristan*, herausgegeben von KARL MAROLD, dritter Abdruck mit einem durch F(RIEDRICH). RANKES Kollationen erweiterten und verbesserten Apparat besorgt und mit einem Nachwort versehen von WERNER SCHRÖDER, Berlin (Walter de Gruyter) 1969).

zu erhalten, wobei es mir keine Rolle spielen kann, ob die jeweilige Handschrift Dichterintention, Absicht eines mitdenkenden oder Fehlleistung eines engagierten Schreibers ist<sup>7</sup>. Schlamperei sehe ich zum wenigsten am Werk.

Text und Übersetzungen der beiden jüngsten Ausgaben, vor allem die Kommentare von Brackert/Fuchs-Jolie habe ich ständig vor Augen gehabt, mich anhand der Facsimiles über die Eingriffe der Editoren vergewissert, vor allem bei ihren Ergänzungen in der zerschnittenen Überlieferung. Immer wieder habe ich Wolfgang Mohr<sup>8</sup> konsultiert, wenngleich seine Selbstversklavung in Reim und Strophe mehr hinderlich als förderlich aussieht. Bei Lucia Antonini<sup>9</sup> habe ich geschaut, was in einer romanischen Sprache aus Wolfram wird. Es war mir nicht das Interesse, dem sprachkompetenten neuhochdeutschen Leser alle vorstellbaren Zumutungen aus dem Weg zu räumen. Wenn jemand meint, ich wolle in manchem Walter Benjamins berühmten Übersetzeraufsatz von 1923<sup>10</sup> revitalisieren, so hat er recht. Es galt, die Rätsel des Texts nicht zu lösen, fürs Publikum zu lösen, sondern sie bestehen zu lassen. Aber immer zu erkennen, wo der Text rätselhaft ist, und nicht über schwer Verstehbares hinwegzuübersetzen. Ich bin wo möglich noch näher an den Handschriften G, H, M<sup>11</sup> geblieben als Brackert/Fuchs-Jolie<sup>12</sup> und als Bumke/Heinzle<sup>13</sup>. Ich habe versucht, deren jeweilige Interpunktion skeptisch

<sup>7</sup> Die Texte und ihre Schreiber in den Lagen 1–11 (*Parzival*): 1,1–434,20, Schreiber I, Bl. 1<sup>ra</sup>–Bl. 32<sup>vc</sup>, Z. 44 / 434,21–653,8, Schreiber II, Bl. 32<sup>vc</sup>, Z. 45–Bl. 54<sup>vc</sup> / 653,9–802,9, Schreiber III, Bl. 55<sup>ra</sup>–Bl. 68<sup>va</sup>, Z. 3 / 802,10–809,16, Schreiber IV, Bl. 68<sup>va</sup>, Z. 4–Bl. 69<sup>rb</sup>, Z. 10 / 809,17, Schreiber III, Bl. 69<sup>rb</sup>, Z. 11 / 809,18–816,6, Schreiber V, Bl. 69<sup>rb</sup>, Z. 12–Bl. 69<sup>vb</sup>; in Lage 12 (*Parzival* und *Titirel* sowie Anhänge): 816,7–827,30, Schreiber III, Bl. 69<sup>vc</sup>–Bl. 70<sup>vc</sup> (Rest der Spalte leer) / *Titirel*, Schreiber I, Bl. 71<sup>ra</sup>–Bl. 74<sup>rc</sup> (Rest der Spalte leer) / Federproben Bl. 74v / Prosaeinträge (in deutscher Sprache), Schreiber VII, Bl. 75<sup>r</sup> / 2 Tagelieder, Schreiber VI, Bl. 75<sup>v</sup> (letzte Seite der Lage und der Handschrift, Rest der Seite leer). Vgl.: Münchner Wolfram-Handschrift (Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 19) mit der Parallelüberlieferung zum *Titirel*, Digitalfaksimile, *Parzival-Projekt Bern* (Verlag Müller + Schindler) 2008.

<sup>8</sup> WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel. Lieder, mittelhochdeutscher Text und Übersetzung*, herausgegeben von WOLFGANG MOHR, Göppingen (Kümmerle) 1978.

<sup>9</sup> WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*, a cura di MICHAEL DALLAPIAZZA, traduzione di LUCIA ANTONINI, Torino 1994.

<sup>10</sup> WALTER BENJAMIN, *Die Aufgabe des Übersetzers*, in: *Illuminationen. Ausgewählte Schriften*, Frankfurt am Main (Suhrkamp) 1969, S. 56–69.

<sup>11</sup> WOLFRAM VON ESCHENBACH, „*Titirel*“. *Abbildung sämtlicher Handschriften mit einem Anhang zur Überlieferung des Textes im „Jüngeren Titirel“*, herausgegeben von JOACHIM HEINZLE, Göppingen (Alfred Kümmerle) 1973 [= *Litterae* Nr. 26]. *Digitalisat* (Anmerkung 7); in dieser Edition auch das Faksimile der Strophen von M und H und eine Transcription der Strophen von G, M und H.

<sup>12</sup> Vgl. Anmerkung 2.

<sup>13</sup> WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Titirel*. *Mit der gesamten Parallelüberlieferung des „Jüngeren Titirel“*, kritisch herausgegeben, übersetzt und kommentiert von JOACHIM BUMKE und JOACHIM

194

wegzudenken<sup>14</sup>. Mir nicht auflösbare Mehrdeutigkeiten habe ich auch nicht aufgelöst. Ich habe mich vor schnellem Erklärenmüssen zu hüten versucht. Und mich daran erinnert, daß man eine fremde Sprache handhaben lernen muß, das heißt, Kontexte kennen lernen muß, und wiedererkennen muß, wie einzelne Wörter oder Wortfolgen in ihnen vorkommen, bis zum Können, und ich habe nicht nach den Wörterbüchern ausgesucht und eingesetzt, was zu passen scheint. Zumal die Wörterbücher ja aus einer Sprache stammen, die selber schon längst immer wieder des Übersetztwerdens bedarf. Dennoch sind die Anregungen und Vergewisserungen aus den historischen Wörterbüchern und ihren gerade entstehenden Bearbeitungen unerlässlich. Ich habe mich mit jedem Wort bemüht, mir nicht irgendwas zurechtzulegen, sondern solange nachgeschaut, bis ich überzeugt war, so weit wie mir möglich einigermaßen das Rechte getroffen zu haben (zum Beispiel: schlagen, aufschlagen, draufschiagen in Strophe 142,2). Ich habe mich bemüht, nicht Bedeutungsnuancen des selben Worts durch unterschiedliche Entsprechungen wiederzugeben, die meistens nach einer ehrwürdigen germanistischen Übersetzungstradition herbeiphantasiert sind, sondern sie durch Wiederholung des Übersetzungsworts oder des neuhochdeutschen Nachfahren zum Wolframschen Wort in den Kontexten ihre Bedeutung, vielleicht eher ihre Verwendung, selber preisgeben zu lassen. Auf diese Weise werden Sprachgitter<sup>15</sup> deutlich, fremde Netze. Ein theologisch-mystisch-schwurbeliges, ein hochadlig-elitär-hierarchisches, ein finanzökonomisch-landwirtschaftliches, eines von Minne, Liebe, Zuneigung, eines von Scheu, Abwehr, Befangenheit, eines von Schicksal, Verhängnis, Tod, eines von Erzählzeit, erzählter Zeit und Zeitgenossenschaft, die ihrerseits höchst kompliziert Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft verschränkt und vermischt<sup>16</sup>, und von Gemachtheit des Texts durch den Ich-Erzähler (auch diese meine Dreierpäckchen sind Muster nach alter Tradition). In den

HEINZLE, Tübingen (Max Niemeyer) 2006. Hier auch Transcription von G, M und H („Älterer Titulere“).

<sup>14</sup> Die Transcriptionen in der Edition von Bumke/Heinzle und im Digitalisat des Parzival-Projekts (s. Anmerkung 7) waren sehr hilfreich, nicht mit allen bin ich einverstanden (z.B. Digitalisat: G 19,3: entstanden – nicht: entstanden; G 23,2: suriu – nicht surin; G 54,4: dicche – nicht ditche? (regelmäßig); G 126,4: egremuntin – nicht ergremuntin; G 141,2: nicht N, sondern Y (über b geschrieben?, nicht k wie Bumke/Heinzle); G 26,2 zemuntsaluatsche (bei Brackert/Fuchs-Jolie nicht im Apparat); zw<sup>o</sup> (ed. zuo; bei Brackert/Fuchs-Jolie nicht im Apparat).

<sup>15</sup> Das Wort habe ich von PAUL CELAN ausgeliehen: Sprachgitter, Frankfurt a. M. (S. Fischer) 1959.

<sup>16</sup> Besonders auffällig zum Beispiel in Strophe 140 und von 140 bis 142. Ich meine, daß zu überlegen ist, ob nicht gegen übliche Grammatikregularien zuweilen die episch-imperfektivische Gegenwart statt der erzähllogisch möglichen Vorvergangenheit zu verstehen ist; etwa 141,1, wo logisch wäre, daß der gegenwärtige Hund seinem Besitzer vorher aus dem Arm gefahren sein muß. Für einen mittelhochdeutschen Hörer oder Leser gibt es einen Gegensatz Präteritum/Plusquamperfekt formal nicht, und auch ein neuhochdeutscher Autor kann ihn mit Gründen ignorieren.

detaillierten Kommentaren und den Vorwörtern von Helmut Brackert und Stephan Fuchs-Jolie ist das immer wieder zu lesen.

Wenn wir mal einen Augenblick wissenschaftliche Texte außer acht lassen und uns auf die Literatur besinnen, von der sie handeln, dann erinnern wir uns, daß das Verb Herz und Seele des Satzes im Deutschen ist und nicht das Substantiv. Ob das im Mittelhochdeutschen auch so war, übersehe ich nicht. Ob es vielleicht um 1200 in theologisch-wissenschaftlicher Rede so war, auch nicht. Es fällt mir auf, daß in Wolframs Sigune-Schoynatulander-Geschichte Substantive ein sehr großes Gewicht in den Sätzen haben. Und, mir auch auffällig, oft ohne Artikel. Ich weiß natürlich, daß der neudeutsche Artikel erst mit dem Flexionsendungsverfall im Mittelalter entwickelt wurde. Dennoch hat Substantivismus in der poetischen Strophenrede, in der die Sätze oft über die Verszeile gebrochen sind, in Wolframs epischem Strophengedicht eine eigenartige Bedeutung: Die Sätze bekommen etwas Sentenzenhaftes, Sprichwortartiges. Auch, vielleicht gerade da, wo Handlung fortschreitet. Wenn Wolfram Abstrakta handeln läßt statt Menschen (was er gern tut, auch in seinem übrigen Werk), habe ich das nicht vermeintlich richtiggestellt – wenn Schoynatulander sagt: Mein Dienst soll ringen, dann bleibt das und wird nicht durch eine Ich-Struktur ersetzt. Dazu kommt, daß die Substantive, artikellos, auffällig oft durch Adjektive spezifiziert sind, und nochmal auffällig oft mit der Adjektivbildungsilbe *-lich* (mittelhochdeutsch *lîch* = Körper, Gestalt, Form). Eine große Zahl der Adjektive auf *-lich* sind vor Wolfram nicht belegt, viele haben Wolfram nicht überdauert. Produktiv geblieben ist die Silbe bis heute und keineswegs bedeutungslos flach geworden: zwischen den Neologismen *\*tisch-lich* und *\*tisch-haft* und *\*tisch-bar* ist ein Unterschied. Ich hatte in einem früheren Übersetzungsdurchgang die Form der Adjektive möglichst belassen oder neuhochdeutsch nachempfunden, variiert verfremdend nachgebildet, wenn die genaue Form im Gegenwartsdeutschen eine andere, eigene, hier unpassende Bedeutung angenommen hat.<sup>17</sup> Ich bin von der Rigidität der Nachbildungen wieder abgekommen (bis auf einige Ausnahmen), weil mir nach einem Vorlesen doch zu ungewiß wurde, wie die neuhochdeutschen Provokationen aufs Publikum wirken könnten, daß nämlich die Irritationen eher abschreckend als faszinierend wirken möchten. Was für die Adjektive gilt, habe ich auch für die sonstigen Neologismen, vor allem die hapax legomena, die Wolfram rücksichtslos erfindet, bedacht. Sie alle zusammen

<sup>17</sup> Meine Überlegung war gewesen: Ein Adjektiv *schildlich* findet sich nicht im neuhochdeutschen Wörterbuch. Nun ist Mittelhochdeutschland aber ein Schildland und kann deshalb etwas mit dem Adjektiv anfangen. Uns ist es fremd, aber eben diese Fremdheit können wir der Wortbildung ablesen und eben diese Fremdheit gilt es mitzuteilen. Wer die nicht will, soll neuhochdeutsche Texte lesen, da wird *schildlich* nicht vorkommen. Aber mit andern sprachlichen Überraschungen ist schon zu rechnen, wie man in SIBYLLE LEWITSCHAROFFS Roman nachlesen kann: *Blumenberg*, Berlin (Suhrkamp) 2011. Oder in JOSEF BIERBICHLERS Roman *Mittelreich*, Berlin (Suhrkamp) 2011.

bilden eine bedeutsame Gestaltungsstruktur durch den ganzen Text, die fehlen würde, wenn ich alle Ungewöhnlichkeiten durch gefällig hineinspekulierte neuhochdeutsche Üblichkeiten wiedergegeben hätte.

Und immer wieder sind Sprachspielereien zu sehen, ob beabsichtigt oder unbe-  
wußt zugelassen, ob von Wolfram oder dem Schreiber, wissen wir nicht immer sicher.  
Ein besonders auffälliges Beispiel in den Versen: *duch Ehkunat der [!] salfasch florien*  
(156,1) und *welt ir tutsch ir friundes namen erchennen / der herzoge ehcunaver von blöme*  
*div wilde alsus horte ich in nennen* (157,3-4). Die Form *der* statt *de* in 156,1 macht aus  
einem *duch Ehkunat de salfasch florien* (einem Duc Ehkunat von Salfasch Florian) einen  
Duc Ehkunat, der Sauvage (Wilde) der Florie (wie die Schwester der Geliebten Claudite  
heißt). Im französischen Namen steht das Adjektiv vor dem Substantiv. In 157,4 ist das  
deutsche Attribut *div wilde* dem Substantiv *blöme* dann nachgestellt (obwohl es sich  
doch nach 157,3 um eine genaue Übersetzung ins Deutsche handeln soll, also von: *\*de*  
*salfasch florien* (= von der wilden Blume). Das *von*, das den Dativ verlangt, bleibt in  
Wolframs angeblicher Übersetzung unberücksichtigt (sieht aus wie eine neudeutsche  
Adelsnamenpartikel „von Blume“), *div wilde* (mit Artikel!) erscheint als Nominativ und  
damit wie ein deutsches Substantiv, mit dem Wolfram in der nächsten Strophe 158 wei-  
terfährt.<sup>18</sup> Es entsteht also eine Komposition eines Herkunftsnamens „Blume die wilde“,  
die auch als Imperativ gelesen werden kann: „Beblüme die Wilde!“ Eine ähnliche Feh-  
lerstruktur sehen wir bei der handschriftlichen Namensform G 10,4, *vrrepanse der*  
*schoyen*, mit einem deutschen Genitiv, der auf das folgende *lop* weist; vielleicht sollen  
wir gar eine „Urrepanse, die Scheue“, hören (was aber mittelhochdeutsch *\*diu schiuhe* =  
,die Abscheu, das Schreckbild' heißt). Müssen wir uns hier einen Schreiber denken (der  
zweimalige Fehler steht nur in G), der kein Französisch kann (wiewohl er immer fran-  
zösisch *aventure* schreibt) und mit deutschem Verständnis das beste aus den französi-  
schen Mehrwortnamen macht (dabei auch noch akribisch das französische *de* für eine  
Verschreibung des deutschen *der* hält), oder haben wir hier ein französisch-deutsches  
Kalauern von Schreiber oder gar Autor<sup>19</sup> überliefert?

Weitere Sprachspiele als Lust an neuen Wortkompositionen: als Substantiv *vier*  
*varwe borte side* 144,2, als Adjektiv *fröden flust bære* 143,4, als Adverb (aus Substantiven

<sup>18</sup> Vgl. auch den Kommentar von Brackert/Fuchs-Jolie zu 156, S. 411. Zu Wolframs Bildkomplex „wild“ vgl. CHRISTIAN KIENING und SUSANNE KÖBELE, Wilde Minne. Metapher und Erzählwelt in Wolframs ›Titurék‹, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 120 (1998), S. 234–265.

<sup>19</sup> Bei der Diskussion der zwei *Parzival*-Verse mit dem *vilân*-Witz, 257,23–24, sagt Gesa Bonath: „Ich kenne keinen Zusatzvers in der *Parzival*-Überlieferung, der daraus zu erklären wäre, daß der Schreiber einen Kalauer in den Text einführen wollte. Der *vilân*-Witz ist nur Wolfram zuzu-  
trauen“ (GESA BONATH, Untersuchungen zur Überlieferung des *Parzival* Wolframs von Eschen-  
bach, Band I, Lübeck und Hamburg (Matthiesen) 1970, hier: S. 67).

gebildet) *walt vñ gevilde* 158,2 – der Text wird zerstört, wenn sie in einer Übersetzung aufgelöst werden.

Es lohnt sich, in neuhochdeutschen Gegenwartswörterbüchern die neuhochdeutsche Entsprechung eines mittelhochdeutschen Worts, die das mittelhochdeutsche Wörterbuch angibt, nachzuschlagen – um zu sehen, daß die semantischen Nuancen, die das neuhochdeutsche Wörterbuch bietet, oft – nicht immer – genau das sind, was man für die semantischen Nuancen des mittelhochdeutschen Worts hält. So daß zum Beispiel *Stetigkeit* für *stætekeit* einfach stehenbleiben kann. Denn der mittelhochdeutsche Dichter wollte offenbar auch nicht differenzierter sein. Also habe ich alle *Beständigkeiten* wieder in *Stetigkeiten* zurückverwandelt. *Spreißel* ist ein mir selbstverständlicher Bajuwarismus, Kolleginnen aus Nichtsüddeutschland machten mich aufmerksam, daß sie das Wort nicht kannten. Mag so sein. Es lohnt sich aber, Wörter aus dem andern Deutschland kennenzulernen, besonders wenn es das Land ist, aus dem der größte Teil mittelalterlicher deutschsprachiger Literatur stammt. *Spreißel* gehört zu *Splitter* und zu *spleißen* (das auch Menschen in Süddeutschland kennen sollten)<sup>20</sup>. Meine Leinen (Hundeleinen) habe ich in Stränge zurückverwandelt, als ich bemerkt habe, daß eine *strange* (mittelhochdeutsch auch maskulin *strang*) eine irgendwie geknotete, verknotete, mit Knoten versehene Leine ist und daher metaphorisch auch Rätsel und Knoten, ja, post Wolfram sogar Strophe bedeuten kann – noch Wolfram-Titurelischer kann man das Wort gar nicht wählen.<sup>21</sup> Und die Leine enthält kein bißchen von der Bedeutung *Henkerstrick*, die Wolframsche *strange* schon, ihre Konnotation *Tod* gehört in den Text.

Sigune wird einmal benannt als *Kîôtes kint...unt Schoysânen sâmen* (113,3-4). Unter einem sexuellen und machohaften Blick vielleicht nicht korrekt, möglicherweise Kind und Samen vertauscht. Paßten auch vertauscht problemlos in die Strophe. Aber irgendjemand muß sie so vertauscht haben, wie sie in die Handschrift G, die älteste des Textes<sup>22</sup>, gekommen sind. Wem würden wir das eher zutrauen als Wolfram: gralischer

<sup>20</sup> Ich hatte Germanistikstudenten, die angaben, den Wörtern *Dirndl* (junges Mädchen) und *Schnaderhüpfel* (eine Singtanzstrophe) noch nie begegnet zu sein, die immerhin in Dudens Deutschem Universalwörterbuch stehen (ich habe die Ausgabe <sup>4</sup>2001). *Schnaderhüpfel* mag ja noch angehen, aber die Wörter *Dean* oder *lütte Dean* müssen auch den Norddeutschen bekannt sein.

<sup>21</sup> 146,4 heißt es in G: *mit guldinen nagelen waren die steine vaste an die stange genietet* – Strophe 160,1 wird Sigune den mit Knoten in der *strange* an die *zeltstange* gebundenen Unheilsboten Gardeviaz lösen. Entweder das r von *strange* in 146,4 wurde tatsächlich verschusselt und (gegen die beiden Belege für ein schwaches Substantiv in 170,1 und 173,3) ein starkes Feminin verwendet, oder der Schreiber beging eine Fehlleistung aufgrund voraussichtiger Textkenntnis.

<sup>22</sup> Vgl. die Facsimiles (Anmerkung 7 und 11). Zur Handschrift H vgl. auch: Ambraser Heldenbuch. Vollständige Facsimile-Ausgabe im Originalformat des Codex Vindobonensis Series Nova 2663 der Österreichischen Nationalbibliothek, Kommentar FRANZ UNTERKIRCHER, Graz – Austria 198

Samen scheint auch über die Frauen zu gedeihen. Die Übersetzer haben das nicht ausgehalten. Entweder wurde der *Samen* in eine gehörigere *Frucht* Schoysianes verwandelt oder, wie schon in der Handschrift M<sup>23</sup>, gleich ganz weggelassen, nur von Kiots und Schoysianes Kind geredet. Mir war bisher nicht klar, daß das traditionelle Zeugungsbild vom männlichen Samen und weiblichen Acker schon bei Wolfram so auf den Kopf gestellt ist. Drei Strophen weiter wird *Schoysîânen fruht* (116,2), die die Handschrift G hat (und die Brackert/Fuchs-Jolie wie Bumke/Heinzle zur Rekonstruktion für M verwenden), übersetzerisch wieder in Schoysianes *Kind* verwandelt.

Ein Muster, das uns Germanisten lieb geworden ist (ich habe es auch verbreitet), ist Wolframs hypertrophes Bild vom Schwarzwald, der für den Kampfeinsatz eines Ritters oder den Ritterdienst für eine Dame in Lanzen verwandelt wird, und daß der Dichter das Bild wie ein Siegel je einmal in jedem seiner epischen Werke verwende<sup>24</sup>: Im *Parzival*, 379,5–8: *der reit dar zuo mit solher kraft, / wær Swarzwalt ieslich stûde ein schaft, / man dorft da niht mêr waldes sehn, / swer sîne schar wolde spehn*. (Der [Ritter Poydikonjuz] ritt mit einer solchen Macht heran – wäre im Schwarzwald jede einzelne Staude ein Lanzenschaft, man tät da nicht mehr Wald sehen, wie wenn einer hier seine Truppe überblicken wollte<sup>25</sup>). Im *Willehalm*, 389,28–390,3: *z' einem vorstaere / kür ich ungerne sîne hant, / sît der walt sô vor im verswant. / man tuot von sînen tjosten kunt, / der Swarzwalt [korr. aus swarze walt] und Virgunt / müesen dâ von oede ligen*. (Zum Förster würde ich seine [des Heidenkönigs Poidwîz von Raabs] Hand nicht erwähnen, wo der Wald so vor ihm hinschwand. Man verbreitet von seinen Tjosten: Der Schwarze Wald und Virgunt müßten davon wie Ödnis daliegen!<sup>26</sup>); Wolfram polemisiert gleich selber gegen das Musterbild, indem er sein Publikum die Metapher scheinbar wörtlich verstehen läßt, indem er ihm die vermeintlich verständnislose Frage nach der Alternative unterschiebt: *daz liegen solt ich hân verswigen, / beginnet etslîcher sprechen. / wan lât der selbe brechen / den walt einen anderen man? / und habe er verre dort hin dan!* (Statt

(Akademische Druck- u. Verlagsanstalt) 1973 [Codices Selecti Volumen XLIII]. Hier fol. CCXXXIII<sup>1a</sup> - CCXXXV<sup>1b</sup>. Neuerdings ist der Codex digitalisiert erreichbar.

<sup>23</sup> Vgl. Anmerkung 7 und 11.

<sup>24</sup> Vgl. JOACHIM HEINZLE, Stellenkommentar zu Wolframs *Titurel*. Beiträge zum Verständnis des überlieferten Textes, Tübingen (Niemeyer) 1972 und Kommentar Brackert/Fuchs-Jolie zu 31,4, Bumke/Heinzle zu 29b,4.

<sup>25</sup> WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Parzival*, mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von KARL LACHMANN, Übersetzung von PETER KNECHT, mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der ‚Parzival‘-Interpretation, von BERND SCHIROK, Berlin/New York (de Gruyter), Studienausgabe <sup>2</sup>2003.

<sup>26</sup> WOLFRAM VON ESCHENBACH, *Willehalm*, nach der Handschrift 857 der Stiftsbibliothek St. Gallen, mittelhochdeutscher Text, Übersetzung, Kommentar, herausgegeben von JOACHIM HEINZLE, mit den Miniaturen aus der Wolfenbütteler Handschrift und einem Aufsatz von PETER und DOROTHEA DIEMER, Frankfurt am Main (Deutscher Klassiker Verlag) 1991.

zu lügen sollt ich besser geschwiegen haben, hebt da mancher an! Warum läßt der dann nicht diesen Wald durch einen andern Menschen niederbrechen? Und jener kann dann ferne von da bleiben! 390,4–8)<sup>27</sup>. Im *Titurel* ist das Bild in H 36,4 (= Brackert/Fuchs-Jolie 31,4) überliefert, und einigermaßen durchschaubar im vierten Vers der ersten in M-Streifen überlieferten Strophe (M 1,4); allerdings sind die *scheffe* aus H von sämtlichen Editoren, die die Zusatzstrophe nach H edieren, kommentarlos zu „Schäften“ konjiziert<sup>28</sup> und in M stehen keine Schäfte, sondern Speere. Kiot sagt liebevoll-ironisch zu seiner kleinen Tochter Sigune: *vnd were swartzwalde hie ze lannde. er wurd ze Scheffen gar durch dich gemacht.* (Und wäre Schwarzwald hier zu Lande – er würd zu Schiffen ganz und gar für dich gemacht. H 36,4); in M 1,4: *wære der fw(a)...(w)alt hie z ...ar zesperen durch dich gem(a)*. Es sieht mir so aus, als wäre die Varianz eine Eigenschaft des stereotypen Bilds. Während Wolfram im *Willehalm* über seine Zuhörer und sein Bild aus dem *Parzival* spottet, wird es im *Titurel* in der unikalen H-Überlieferung verkalauert, vielleicht unmittelbar angeregt von dem Adverb *hie ze lannde*, unbekümmert darum, ob das was mit dem väterlichen Lob der Tochter zu tun hat. Holz aus dem Schwarzwald wird seit dem frühen Mittelalter den Rhein hinunter geflößt, auch zum Schiffbau. Natürlich funktioniert der Kalauer in H nur als zweite Variante zum *Parzival*, für sich ist das Bild ohne Sinn.

Die handschriftlichen Varianzen zu Str. 63 sehen aus, als wären verschiedene Entwürfe durcheinandergeraten:

G 57 (B/F-J Strophe 63):

*wer so minne hat daz sin minne ist geware. / deheinem als lieben friunt als dv mir bist daz wort im gebare. / wirt von mir nimer bennet minne. / got weiz wol daz ich nie bekande minnen flust noch der minnen gewinne.* (Wer solche Minne hat, daß seine Minne wahr und zuverlässig ist, für einen dermaßen lieben Freund, wie du mir bist!, das dem angemessene Wort wird von mir nimmer benannt als ‚Minne‘. Gott weiß wohl, daß ich Minneverlust nie kennenlernte noch der Minne Gewinn!)

H 64 (B/F-J Strophe 63):

*Wer so mÿnne hat daz sein mÿnne ist gewere. / gegen ainem also lieben freunde als du mir bist der mag wol leben one swêre. / wirt aber von mir genant ymmer mÿnne. / got ways wol daz ich nicht erkenne. weder meinen verlust noch ir gewynne.* (Wer solche Minne hat, daß seine Minne wahr und zuverlässig ist, gegenüber einem dermaßen lieben Freund, wie du mir bist!, der kann wohl ohne Beschwernis leben. Wird aber von mir jemals Minne mit Namen genannt – Gott weiß wohl, daß ich weder meinen Verlust kenne, noch ihren

<sup>27</sup> Zu den Schwierigkeiten, die Verse 390,6–8 zu verstehen, sieh Heinzle, *Willehalm* (vorige Anmerkung), Kommentar zur Stelle.

<sup>28</sup> Vermutlich entsprechend dem *Jüngerem Titurel*, Strophe 690,4 (vgl. Anmerkung 3).

Gewinn. Oder: Wer Minne so hält, daß seine Minne aufrichtig ist gegen einen dermaßen lieben Freund, wie du mir bist, der kann wohl leben ohne Beschwernis. Wird aber auch Minne von mir immerzu genannt – Gott weiß wohl, daß ich weder Zuneigungsverlust kenne noch ihren Gewinn.)

Das Hauptproblem der Strophe sind die Wörter G *geware* (= *gewære*) + *nimer*, und H *gewære* (mit passendem Umbau der ganzen Strophe Vers 1–3 ins Positive) + *ymmer* + *aber* (die Verschreibung *bennet* = *benennet* ist unproblematisch). Wir wissen nicht mit Sicherheit, wer die Strophe spricht; am gefälligsten wäre aber, wenn Sigune mit ihr auf Schoynatulander antwortete. Die G-Strophe wäre unproblematisch, wenn Sigune *imer* statt *nimer* sagte, allerdings würde die Strophe dann auch tautologisch-trivial. Wie in H, wo ich mit meiner Übersetzung zu H 64 versuchte, der Trivialität zu entkommen. Eine elegante Lösung ist der geniale Eingriff von Lachmann: man muß eine Verschreibung in G von *gevære* zu *gewære* annehmen, dann ist die G-Strophe eine poetisch feine und passende Antwort auf Schoynatulanders pompöse Kummerstrophe vorher. Ob H oder ihre Vorlage die Strophe von G umkonstruiert haben; oder ob G die H-Fassung kennt oder antizipiert und mit dem Wort *geware* (= *gewære*) gegen den eignen negativen Aspekt der Strophe fehlleistet, wissen wir nicht. Die Handschriften lassen sich nicht gegeneinander ausspielen: es gibt in G, H und M schwächere Strophenfassungen, es gibt in G, H und M stärkere Strophenfassungen. Inzwischen bin ich mit bockbeinigem Festhalten am überlieferten Text von G 57,1–2, bis es auch mir zu dumm wird, aber zu einem andern Ergebnis gekommen: „Will man an dem durch alle Hss. (mit Ausnahme von JT D *gebære*) bezeugten *gewære* (V. 1) festhalten, so ergeben die Vv. 2 u. 3 in Fassung G keinen Sinn.“ (Brackert/Fuchs-Jolie zur Stelle, S. 271) Wenn man die Kommentare von Brackert/Fuchs-Jolie zu dem ganzen Minnedialog von Schoynatulander und Sigune studiert, sieht man im Detail vorgeführt, was unter „Sprunghaftigkeit und Brüchigkeit beinahe des ganzen Gesprächs“ (S. 272) zu verstehen ist. Es brauchte wohl diese Vorführung, das heißt die gesamte sich mit dieser Stelle mühende Forschung, um auf den Gedanken zu kommen, daß die vermißte Sinnhaftigkeit der inhaltliche Sinn der Strophe G 57 ist: um die Frage zu stellen: Was genau kommt eigentlich heraus, wenn der Text bleibt, wie er in G überliefert ist? Daß die Rezeption in H und JT mit G nicht einverstanden ist und daher jeweils ganz anders konstruiert (bis zur Aufgabe der Strophenheit im JT), beweist nur, daß die mehr oder minder zeitgenössische Rezeption so wie die spätere Forschung mit Gründen einen Fehler (in dem in G verwendeten Wort *gewære*) liest, beweist aber nicht, daß Rezeption und Forschung recht haben. Was also kommt heraus, wenn wir den G-Text ernstnehmen? Ein der Figur Sigune in den Kopf und den Mund gelegtes semiotisches und kommunikationstheoretisches Dilemma: Mit welchen Wörtern und Worten redet man über einen Gegenstand, der wesentlich Teil und Grund des Miteinanderredens ist, wenn einem eben dieser Gegenstand bis zu diesem Gespräch nicht bewußt, wenn nicht unbekannt ist. Jedenfalls unbekannt als semantische Repräsentation einer von der Sprecherin bisher und im Augenblick gemachten Erfahrung von

Beziehung, auch und vor allem nichtsprachlichen Beziehung zu dem aktuellen Gesprächspartner. Sigune verwendet das Wort *Minne* für all ihr Verhalten gegenüber Schoynatulander, das sie nur positiv benennen kann (*gewære*), das sie bisher wohl bewußt nie einen Grund sah, gegenüber diesem einmalig lieben Freund überhaupt zu benennen, und für das sie in Vergangenheit und Zukunft nie das Namenwort *Minne* verwenden würde. Schon gar nicht angesichts einer bedrohlichen Undeutlichkeit, wie sie Schoynatulander mit seiner Einführung des Worts *minne* ins Gespräch in der Strophe vorher beschworen hat. Und angesichts ihrer Erkenntnis noch in dieser wie der folgenden Strophe und im weiteren Gespräch, daß sie überhaupt nicht weiß, wie das Wort als soziale Geste funktioniert, wie es als Signifiant zu verwenden ist, noch auch, zu welchem Signifié es gehören könnte.<sup>29</sup>

Eine Kette von Grammatikproblemen möchte ich noch erwähnen, die die gesamte *Titurel*-Überlieferung in H betrifft, und deren eines, vielleicht unabhängig davon, in Strophe B/F-J 64 (= H 65) eigens erzählt wird: Ob die *Minne* ein „sie“ oder ein „er“ sei (in G 58, die ganz anders erzählt, stehen statt *Sy* und *Eer*: *ere* und *site*). Ich zähle siebenundzwanzig Problemverse in H, bei denen Bumke/Heinzle nach der mittelhochdeutschen Grammatik (und der entsprechenden Form in G) eingegriffen haben. Einen Kommentar zu der Grammatik der Fälle, die ich hier verzeichne, finde ich in keiner Edition. Ich zähle zweiundzwanzig Stellen, an denen Hans Ried vor einem femininen Substantiv oder Adjektiv *der* geschrieben hat. Hätte er jeweils *die/diu/div/deu* geschrieben, wären die Fälle kein Problem (G hat hier immer die feminine Form). Neunmal könnte das *der* mit etwas Hängen und Würgen als Genitiv verstanden werden, einmal als Dativ. Viermal ist *minne* betroffen (davon ist nur einmal die Genitivklärung denkbar; einmal folgt *die ... mÿnne* H 56,4 unmittelbar auf *der mÿnne* H 56,3), zweimal bezieht sich *der* auf *liebe* (davon einmal als Genitiv denkbar). Schlichtes Verlesen oder Verschlampen schließe ich aus – nicht über zwanzigmal. Die einfachste Erklärung wäre: eine Schreibung von *div* in Rieds Vorlage, die leicht mit *der* zu verwechseln ist. Ich halte sie für möglich, wenn die Graphie von *i + v* so war, daß sie als *e + r* verstehbar ist<sup>30</sup>. Mit der

<sup>29</sup> (Übrigens finde ich, eine Interpretation sollte nicht auf einer Konjektur aufbauen und damit die Konjektur scheinbar rechtfertigen; vgl. Kiening/Köbele 1998, S. 242).

<sup>30</sup> Eine solche Möglichkeit zeigt sich in H 38,2, wo ein unsinniges *hais* auf ein unverstandenes *hars* weist (wie die Editoren auch immer verbessert haben). Die zweite Verwechslungsmöglichkeit steht in H 34,3, wo Rieds Schreibung *Condewiramius* auf ein *Condewiramurs* weist, in dem die drei Schäfte von *u+r* (die beiden *u*-Schäfte nicht sorgfältigst unten miteinander verbunden) als *i+u* verlesen wurden – allerdings auch mit dem unausgesprochenen Hinweis, daß dem Schreiber der Name unbekannt war. Als Vorlage des zu *der* verlesenen Worts stelle ich mir ein *div* vor, dessen *i* (ohne *i*-Punkt oder -Strich) als linker Abwärtsstrich eines *e* verstanden werden kann, das *v* mit der Feder in zwei Abstrichen so geschrieben, daß sein linker Abstrich kurz ist, mit einer oberen Biegung nach links, so daß dieser Abstrich für den Kopf zum vorhergehenden *e*-Abstrich gehalten werden kann, der rechte *v*-Abstrich muß so gestaltet sein, daß er mit dem

Häufigkeit der Fälle muß ich dann aber, wenigstens für diesen Text, wenigstens für die entsprechenden Stellen, einen borniert-peniblen und keinesfalls mitdenkenden Abschreiber annehmen, also einen andern Hans Ried als er mir aus *Otnit* und *Wolf Dietrich* bekannt ist. Immerhin kommt es mir damit als ziemlich unwahrscheinlich vor, daß Ried die Strophe H 65 entsprechend der so häufig sonderbaren Grammatik in den altehrwürdigen Topos von Liebe mit dem doppelten Geschlecht variiert hat: Die Genus-Spielerei in der Strophe und das falsche Genus von *mÿnne* im umgebenden Text sind zufällig. Die maskulinen Genera (statt femininer Formen) an Adjektiven in H 38,3 und H 55,3, lassen sich zur Not als Genitive verstehen (ansonsten hätte ich keine Erklärung für sie – für die Häufung von nicht gerade unauffälligen Genitiven im Text habe ich jedoch keine Erklärung).

Wieder zu Handschrift G. Im letzten Vers der vorletzten Strophe (174,4), den letzten Worten, die Schoynatulander ruft, bevor der Erzähler in einer Art abschließenden Strophe über das gutgemeinte Einverständnis der beiden Liebenden spricht, skeptisch über sich oder seinen Helden im Bild des verzagten Sicherboten, steht in der Handschrift G: *daz wirt verschöchet nahen vñ verre gelukuke vñ din minne min walte*. Kein Herausgeber hat die beiden angeblichen Verschreibungen der Wörter *verschöchet*<sup>31</sup> und

linken nicht unten zur Spitze verbunden ist und für ein r ohne den oben nach rechts ausladenden Arm gehalten werden kann.

<sup>31</sup> Wie aber soll ich den Schreiber I verstehen, der auch im *Parzival* einmal (von fünf *versuoch*-Formen, die er geschrieben hat) *verschöchen* schreibt. Und zwar da (9,27), wo Gahmuret das Angebot seines Bruders, ihn aus des Vaters hinterlassenen Schätzen auszustatten, annimmt, bevor er in den Orient aufbricht (10,1ff.: mit fünf erwählten Rossen, mit Gold, Edelsteinen, Knappen – wie im *Titurel*, vgl. Strophe B/F-J 80). In seiner Abschiedsrede gegen den Bruder heißt es in ihren letzten drei Versen: *owe war iaget mich min gelust . ich solez verschöchen obe ich mach . nv nahet min vrlöbes tach*. Nicht daß diese Abschiedsworte von Wolframs Gahmuret auch Schoynatulanders letzte Heldenworte evozieren ist mir das Verwunderliche, sondern, daß hier der selbe Verschreiber steht. Was hatte Schreiber I oder dessen Vorlagenschreiber im Kopf? In welcher Reihenfolge hat er *Parzival* und das Fragment geschrieben? Die Lagenzusammenfügung in G läßt sich auch anders denken. Und damit auch ihre Beschriftung. Geben uns die beiden *verschöch*-Formen einen Hinweis, daß mindestens die Fragmentstrophe 174 vor der *Parzival*-stelle 9,27 aufgeschrieben wurde? Sind wir hier Wolfram auf der Spur, in dessen Kopf die beiden Stellen zusammengehören? („Auffällig ist, dass das Blatt, auf dem der Eintrag des ›Titurel‹ beginnt (Bl. 71<sup>r</sup>), die alte Lagenbezeichnung ‚XI.‘ enthält [links auf der Seite, rechts unter Spalte a, D.p.]. Dieser Text wurde also dereinst am Anfang einer neuen Lage eingetragen.“ Vgl. Digitalisat (Anmerkung 7), Einführung: MICHAEL STOLZ, *Die Münchener Wolfram-Handschrift Cgm 19. Profile einer volkssprachigen ‚Autorhandschrift‘ des 13. Jahrhunderts*, Kapitel 4. Lagenstruktur). Als Gegenargument zu der Beobachtung hier ist zu bedenken, daß eine „Trübung des s zu sch (Weinh., alem. Gr. § 195)“ alemannisch-mundartlich sein kann: vgl. *Tristan* (s. Anmerkung 5, hier: S. XII – *schöchen* für *suochen* Vers 8625 (hier allerdings nicht der *Titurel*-Schreiber), *schözzen* für *süezen* Vers 679 (der *Titurel*-Schreiber). Was aber nicht hindert, daß der Witz im

*gelukuke*<sup>32</sup> für diskutierenswert gehalten, sie werden stillschweigend verbessert (auch im *Jüngerer Titurel* steht *versuochet*, das Glück kommt dort gar nicht vor<sup>33</sup>). Wie aber, wenn Wolfram seinen Helden in seinen letzten mannhaft-sprichwörtlichen Sätzen sich verhapseln läßt? Helden stottern nicht? Bei Wolfram auch nicht? Was hätte der Held mehr gebraucht die letzten Strophen als ein Paar Schuh an den Beinen? Wie kann man das wankende Glück besser bezeichnen als stotternd? Kann man dem Schreiber verübeln, daß er nicht „sic!“ hinter die incriminierten Wörter geschrieben hat? Ich hab sie mal ernstgenommen.

Die Eigen- und Ortsnamen schreibe ich ohne Varianten nach G (mit wenigstens einem Beleg), unflektiert (meine Nominativform ist also womöglich normalisiert). Also handschriftliches *Kraharz* (aber die substantivierten Adjektive *Graharzois* und *Grahardois*, die ich nur dem Neufranzösischen angeglichen habe: *Graharzoys* > *Graharzois*, *Grahardeiz* > *Grahardois*). Handschriftliches *-ch* schreibe ich als *-c*, damit es nicht als Reibelaut gesprochen wird (die Handschrift G hat <ch> für /k/); entsprechend das einmalige *Churnomanz* als *Curnomanz*. Das einmalige handschriftliche *Yiote* (Dativ)<sup>34</sup>; schreibe ich ausnahmsweise als dem Üblichen entsprechendes *Ylinot* (ilnotes, Genitiv, schreibt Schreiber I in *Parzival* 383,4). Einige wenige Namen, Adjektive oder Titel übersetze ich in die neuhochdeutsche Form: *arabensch* = arabisch (das Wort kommt in der Form nur hier vor, Strophe 142,2, und, vom selben Schreiber einmal, *Parzival* G 231,11 in der Beschreibung von Anfortas' kostbarem Hut<sup>35</sup>), *talfin* = Dauphin, *talfinete* = Dauphinette, *Franzoisine*, *franzois*, *en franzoise* = Französin, französisch, en français, *Sarrazine* = Sarazenen, *Swartzwalt* = Schwarzwald, *Spange* = Spanien; *aventure* schreibe ich (französisch) nach der Hs. G (immer *auenture*; normalisiertes <iu> schreibt G zuweilen als <u>, als <iv>, als <iu>, im Auslaut immer Digraph).<sup>36</sup>

*Titurel* erst recht beabsichtigt sein kann, wengleich in der Handschriftensprache, nicht in Wolframs Muttersprache.

<sup>32</sup> Eine solche Verschreibung kommt unter den elf *gelücke*-Formen des Schreibers I im *Parzival* nicht vor.

<sup>33</sup> Vgl. Bumke/Heinzle (vgl. Anmerkung 13) zu G 163, S. 446.

<sup>34</sup> Vgl. Bumke/Heinzle (Anmerkung 13): „Y in *Yiote* aus k verbessert“, S. 403.

<sup>35</sup> ... von *zobele den man tivre galt · sinewel arabensch ein borte · oben druf gehorte · dar an was ein chophelin (= chnophelin) · ein durluhtch rubin* (... von Zobel, für den man teures Geld gab, rundum, arabisch, eine Borte, die obendrauf gehörte, daran war ein Knöpflein – ein durchlauchtiger Rubin). Wenn wir das *chophelin* nicht nur verbessern, sondern auch ernstnehmen, entsteht assoziativ ein skurriler Witz von einem Köpflein (oder Becherchen) am Hut(band).

<sup>36</sup> Vgl. zu meinen Schreibungen das Faksimile von Heinzle und die Transcription bei Bumke/Heinzle, vgl. das Wortregister bei Brackert/Fuchs-Jolie, und die Namensregister bei Brackert/Fuchs-Jolie, bei Bumke/Heinzle, bei WERNER SCHRÖDER, Die Namen im ‚Parzival‘ und im ‚Titurel‘ Wolframs von Eschenbach, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 1982.

Ich habe die Namensform *Schoynatulander*, die G-Schreiber I im *Titirel* ausschließlich verwendet,<sup>37</sup> behalten, nicht die übliche Form *Schionatulander* verwendet; sie hat die erste Namenssilbe (französisch Freude) gemein mit *Schoysiane*, der Mutter Sigunes, mit *Schoydelakurte*, dem Ort, wo sein Vater Kurzkri zu Tode kam (wenn der Ortsname aus Hartmans *Erec* gemeint sein sollte; der Vers 41,4 (*der lach tot vmbe schoydelakurte*) klingt so, als könnte der Name auch einen Menschen, Geliebte oder Gegner, meinen – so wie „vor Mabonagrín“ (89,4) nur bei Hartmankennntnis oder Kennntnis der Story nach einem Personennamen und nicht nach einem Ortsnamen klingt), mit Herzelaudes (Sigunes Mutterschwester und Ziehmutter und Gahmurets Gemahlin) Schwester *Urrepanse de Schoye*<sup>38</sup> (und die wieder heißt parallel zu seiner und seines Cousins Gahmuret Urmutter mit dem Ortsnamen statt eines Personennamens *Terre de la Schoye* aus Wolframs *Parzival*); vielleicht geht selbst der Name von Gahmurets Mutter *Swete* (G) auf eine Form *\*Schoyette* zurück<sup>39</sup>.

Ins Namensnetz gehört auch, daß Schoynatulanders Mutter *Mahaude* auf Sigunes Ziehmutter und Gahmurets Frau *Herzelaude* reimt<sup>40</sup>. Es scheint mir nicht ausgeschlossen (über schwankende Schreibungen des Schreivers I von *Titirel* und *Parzival* G hinaus), daß die Eigennamen im Anlaut wie im Auslaut Klangsippen bilden sollen, die die Helden der Geschichte, Sigune und Schoynatulander, mit einander verknüpfen. Vergleichen Sie auf der nächsten Seite eine Zusammenstellung nach den Formen in der ältesten Handschrift, G:

<sup>37</sup> Einmal *schoyinatulander*, vgl. das Namensregister mit den Belegen bei Brackert/Fuchs-Jolie. Handschrift H hat *tschyonatulander*, zweimal *tschyonatulander*, M nur einmal den vollständigen Namen als *tschynohtvlander*. Im *Parzival* kommt der Name nur viermal vor (in G: *tschinnatulander* 138,21, Schreiber I; 435,19, *Schianatulander* Schreiber II; *tshianatulander* 440,18, Schreiber II; 804,28, Schreiber IV, ist der Name im Vers vermieden). Die Form *Schionatulander* im *Titirel* ist von Karl Lachmann, gegen die *Titirel*-Lesart der Handschrift G, als Variante zu dem *Scianatuland(e)r*, das der *Parzival* nach der Handschrift D immer hat (138,21; 435,19; 440,18; 804,28; vgl. Schröder, wie Anmerkung 28).

<sup>38</sup> In G 10,4, *vrrepanse der schoyen lop* (nur einmal im Text), ist der französischen Präposition ein fehlerhaftes -r angefügt, oder *\*diu schoye* ist als adjektivisches Epitheton ornans verstanden und deutsch flektiert (Genitiv; *Urrepanse* aber unflektiert oder stark flektiert). Vgl. auch *duch Ehkunat der salfasch florien* 156,1.

<sup>39</sup> Vgl. den Lesartenapparat zu *Parzival* 92,24.

<sup>40</sup> Im *Parzival* G, Schreiber I: bis Vers 434,3 *herzeloide*, 318,3 einmal *herzeloide* (vgl. R-M. S. HEFFNER, *Collected Indexes to the Works of Wolfram von Eschenbach*, Madison (The University of Wisconsin Press) 1961; Schröder (Anmerkung 28), Digitalisat (Anmerkung 7)). Alle folgenden Vergleiche der Handschriften sind am Digitalisat geprüft. Vgl. die Eigennamenliste bei Brackert/Fuchs-Jolie.

Schoysiane, Urrepanse de Schoye <sup>43</sup> , (Schoyette <sup>45</sup> )	Schoydelakurt <sup>44</sup> , [Parzival: Terredelaschoye]
Kiot, Katelangen	Curnomanz <sup>46</sup> , Kurzkri <sup>47</sup> , Kraharz <sup>48</sup>
Kastis, Kanvoleiz <sup>49</sup> , Kingrivals <sup>50</sup>	
Kondwiramurs, Karideiz	
Herzelaude <sup>51</sup>	Mahaude <sup>52</sup>
Gral	Graharzois/Grahardois, Grasivaldane
Gahmuret	Gahmuret
Gardeviaz	Gardeviaz

Wenn man die Abweichungen der Namengraphien von G in H und M vergleicht (sieh die Fußnoten), fällt auf, daß H und M in etlichen Fällen näher zusammenstimmen und die Verknüpfungsliste für Sigune und Schoynatulander nicht so deutlich ist. Die Herausgeber des *Titirel* haben sich gemeinhin an die Namensformen im Lachmannschen *Parzival* gehalten. Wenn man die Besonderheiten im G-*Titirel* nicht für willkürlich hält,

<sup>41</sup> In H immer diphthongiert.

<sup>42</sup> In H immer mit gestürztem Diphthong -yo-, das eine Mal in M (112,1): *Tschynohtvlander*.

<sup>43</sup> G 10,4: *vrrepanse der schoyen* (vgl. H: *Vrrepano de Tschyen*); Schreiber I in *Parzival* 228,14 und 235,25: *vrreplanschoye*.

<sup>44</sup> Der Name kommt im *Titirel* nur einmal vor. Im *Parzival* schreibt Schreiber I: 178,21 *tschoidelakurt*, 429,21 *tschoidelahgurt* (vgl. *Titirel* H 41,4: *Tschoy de lagurte*; M 41,4 *Ts ... de la cv ...*).

<sup>45</sup> Der Schreiber I hat aber im *Titirel* 131,4: *swete*, *Parzival* 92, 24: *tuschet* (dessen erste Silbe *tusch...* auf ein mögliches *Tsch...* in den Vorlagen deutet).

<sup>46</sup> Nur einmal im Text (41,2): G *churnomanz*, H *Gurnemans*, M *Gurnamanz*. Schreiber I schreibt im *Parzival*: 68,22 *Gurnomanz von Graharz*, 162,6 *Gvrnomanz de Graharz*, 162,20 *Gurnomanz*, 188,5 *Gurnomz*, 188,16 *churnomanz*, 189,18f. *Gurnomanz von graharz*, 198,4 *gurnomanz*, 203,4 und 213,30 *Gurnomanz*, 214,16 *Kurnomanz von graharz*, 239,11 *guromanz*, 330,4 und 356,22 *kurnomanz*.

<sup>47</sup> In H und M immer mit G. Der Schreiber I hat im *Parzival*: 178,15 *kurzgri*, 429,20 *gurzgri*.

<sup>48</sup> In H (41,2): *Grahays* mit ° über y.

<sup>49</sup> Davon einmal in G (46,1): *ganuoleiz* (Schreiber I im *Parzival* hat niemals g). H hat K, aber einmal (26,3) *Anfuleis*.

<sup>50</sup> Das eine Mal in H 26,4: *kungrifalsch* (ein alemannisches s, vgl. oben *verschuochen*, Überbleibsel wovon?), das u mit Umlautzeichen. Das eine Mal in M (79,1): *Gingr...* Schreiber I im *Parzival*: 103,10 und 140,30 *kinrivals*, vgl. *Titirel* 79,1 *kinriuals*.

<sup>51</sup> Von den fünf Vorkommen hat H dreimal -au-, einmal -ay- (10,3) und einmal -ai- (27,1), M hat -ov-.

<sup>52</sup> Davon einmal (42,1): G *...ahute*, H *Nachte*, M *Mohvte*. Schreiber I im *Parzival* 178,16 und 178,24: *Mahode*.

wird man annehmen müssen, daß sie für diesen Text gegenüber dem *Parzival* verändert worden sind – vielleicht vom Autor Wolfram selbst (da die H- und M-Abweichungen gegenüber G, wenn sie nicht durch Zersingen entstanden sind, tendenziell näher zum *Parzival* stehen, läßt sich von hier aus denken, daß die Vorlagen von *Titirel* H und M älter sind als die Vorlage von *Titirel* G).<sup>53</sup>

### Verschreibungen in G:

Verschreibungen in G (Strophenzählung nach Brackert/Fuchs-Jolie; vgl. die Transcriptionen dort und bei Bumke/Heinzle). In Klammern die Eingriffe von Brackert/Fuchs-Jolie, gerötet die Eingriffe, deren **Bedeutung** ich übernommen habe, wenn die vermerkte Einzelstelle keinen spezifischen Sinn oder keine allgemeine Verwendung zeigte. **Blau mein Versuch, die Fehlleistung zu verstehen, eventuell Vergleich mit den Schreibungen von Schreiber I im *Parzival*.** Nicht konsequent vermerkt habe ich, wenn am Strophenbeginn der erste Buchstabe zur Vorzeichnung für den Lombardenmaler nicht herausgesetzt oder vergessen wurde (immer bei Bumke/Heinzle zu sehen). Schreibgewohnheiten, die ich nicht als Fehler verstehe, führe ich ausdrücklich auf, denn die Zahl der unerklärlichen Fehler sagt vielleicht etwas über das Nichtengagement des Schreibers aus, umgekehrt vielleicht eine geringe Zahl von Fehlern (und die Zahl von Verbesserungen) etwas über Engagement und Verständnis des Schreibers. Die stillschweigenden Normalisierungen von Brackert/Fuchs-Jolie (S. 49ff.), denen keine Bedeutungsrelevanz zugrundeliegt, habe ich übernommen (ohne Längenzeichen) und in der folgenden Liste nicht aufgeführt (zum Beispiel: Belachanen (**Belakanen**), 37,1), **im blauen Text**: hsl. Zitate kursiv, meine Schreibe recte:

- [2,2 *vor* : Ausladendes *r* auf *n* geschrieben]
- 5,3 *ge irren* (gevirren) [vgl. 165,3-4 den Endreim *gevirret* : *verirret* (wo *Jüngerer Titirel A* den Schlagreim *verirret* : *verirret* hat)]; H hat *guriern*: aus *g+e+v* verlesen als *g+v+r*, geschrieben als *g+u+r*?
- [9,4 *helle* ist aus *snelle* verbessert, indem *h* über *n* geschrieben und das *s* mit einem Unterpunkt getilgt wurde]
- [10,1 Im ersten Wort [*d*]in das *n* aus *m* verbessert durch Unterpunkten des letzten (*m*)Schafts]
- 10,4 *vrrepanse* der schoyen lop (*vrrepanse de* schoyen lop); **der auch auch** in JT 653 Hss BDE

<sup>53</sup> Vgl. das Verzeichnis der Eigennamen mit den Schreibungen in G, M, H bei Brackert/Fuchs-Jolie (Anmerkung 2) und das Digitalisat (Anmerkung 7). Zum Verhältnis H zu M zu G und zum *Jüngerer Titirel* vgl. Brackert/Fuchs-Jolie im *Editorischen Vorwort*, S. 10ff., bes. S. 16.f.

- 11,2 tepleisen (**templeisen**) [in der Partie des *Parzival* G-Schreibers I kommen keine Tempelritter vor, die beiden Male in der Partie des Schreibers II steht 444,23 *tepeleis* und 468,28 *tepleise*, die Schreiber III, IV, V schreiben immer mit *m templeis* (wenn auch, bis auf zweimal, 816,17 und 821,19, ohne Flexionsendung); H 11,2 hat *an dem Tempheÿse*]
- 12,4 wunch (**wunsch**) [kein Fehler von Schreiber I im *Parzival*]  
 [13,3 *schone* mit Verweiszeichen nach dem Reimpunkt nachgetragen]
- 14,2 mannen (**mânen**) [keine Parallele von Schreiber I im *Parzival*]
- 22,3 chlein (kleinen)  
 [23,3 *von Das n über dem o nachgetragen*]
- 25,3 kondwiramus (**Kondwiramurs**); 25,4 wohsen (*wuohsen*, [Diakritikum über o vergessen]) [vgl. 32,1; 116,4; 133,3. Schreiber I im *Parzival*: 39,24 *wohsen*, 161,26 *wöhse* (= *wüehse*)]
- 29,2 wap (warp)
- 31,2 (Hs. H) freuen (**frawen**); Scheffen (scheften)
- 32,1 wöhes (*wuohs*) [der *Titirel*-Schreiber (= *Parzival*-Schreiber I) schreibt *wahesen* statt *wahsen*: Str. 116,4 *nv waheset* (= *wahset*); Str. 133,3 *er wohes* (= *wuohs*), aber 25,4 *wohsen*]
- 33,2 (Hs. H) hais (**hares**, [ein graphisch i-ähnliches *r* zu *i* verlesen?]); groes (gross Brackert/Fuchs-Jolie, [= Größe?])
- 33,3 valsches | ane (aine) [wegen Reim auf *raine* (nach meinem Riedverständnis zwar reimzerstörend, aber korrekt)]
- 38,1 anphlisien (**Anphlisen**) [38,4 *erboren* Das *e* über *rn* nachgetragen]
- 41,1 bennen (**benennen** [vermutlich eher benennen]) [ich vermute Auslassung des zweiten *e* bei Formen *benenet* oder *genenet* (der Fehler scheint nur bei den Verben mit drei *n* vorzukommen), Schreiber I in *Parzival* G schreibt *bennet* 67,7 und 303,17, *gennet* 76,1 und 339,28 (das selbe auch Schreiber III 783,5 und 827,16)]; 41,2 *sin ane was* (Dittographie, das erstemal gestrichen)
- 42,1 ...ahute (**Mahaute**)
- 44,2 stæn (**stæten**) [Schreibergewohnheit? Vgl. G 55,4 *tæn* (statt **tæten**); 44,2 *gezelten* Das *l* verbessert aus *t* durch nachgetragene Oberlänge]
- 45,4 gennet (**genennet**) [vgl. 41,1]
- 46,4 ergît (!) (*ergie*)
- 47,2 schoynatulander (**Schoynatulander**)
- 48,1 owe des sint noch ~~nœch~~ zetump | zes zesolher angest (owe des *si* sint noch ze tump [ ] ze solher angest); [48,4 *minnen* Das Schluß-*n* am rechten Spaltenrand über dem *e* nachgetragen]
- 49,2 eine (einer); warer blinder (wær er blinder)
- 52,2 div maget sigune | schoynatulander (div maget sigune <unt> schoynatulander)
- 55,2 Gahmiret (**Gahmuret**); [55,2 *manlichen* Das *n* als Nasaltilde über dem *e* (nachgetragen?);] 55,4 *tæn* (**tæten**) [Schreibergewohnheit? Vgl. 44,2]
- 58,4 vervahen (vergâhen)
- 61,2 dane | mohte (dane <ich> möhte); [61,3 *ob dv* auf *w an* geschrieben, *w an* steht direkt darunter in der nächsten Zeile]
- 63,1 geware (gevære); 63,3 bennet (**benennet**) [vgl. 41,1]

- 65,2 den iugen (den **iungen**). [Im *Titirel G* sind ohne *n* geschrieben vier von 19 Formen oder Kompositionen zu *iunch* = 21,052 % (dreimal im flektierten Adjektiv *iungen/ivgen* und einmal im Substantiv *ivchfröwe*); im *Parzival G* (bis 434,20 Schreiber I) von 149 Formen oder Kompositionen zu *iunch* sechs ohne *n* = 4,026 % (viermal im flektierten Adjektiv *ivgen* und je einmal in den Substantiven *ivchfröwelin* und *ivcherre*); 65,3 *sere* über der Zeile zwischen *gedanchen* und *schiuzzet* nachgetragen]
- 70,4 nemen (**niemen**) [bairische Form]
- 73,2 pompeirus (Pompeius) [im *Parzival* 14,4 und 101,29 von Schreiber I geschrieben als: *ponpeirus*]
- 79,1 kinriuals (**Kingriuals**)
- 88,2 iugen (**iungen**)
- 89,1 siecheit | tröch (siecheit <die er> truoc)
- 91,4 stæn (**stên**)
- [94,1 *[v]on* Das *o* auf *v* geschrieben; 94,4 *div* über der Zeile zwischen *liebe* und *ganze* nachgetragen]
- 96,4 strichet (**stricket** – ohne Kursivierung)
- 99,2 ivgen (**iungen**) [vgl. 65,2]
- [101,3 *gebare* Am rechten Spaltenrand *e* mit Reimpunkt über *r* geschrieben]
- 107,4 ellenthaf (**ellenthaf**)
- 109,4 gehent (**iehent**)
- 111,4 bichlichen (**bliclichen**)
- [116,2 *tröch* über der Zeile, über unleserlichem Krakel mit Einfügelinie, zwischen *ich* und *alze* geschrieben;] 116,4 *nv wahesset* (= *wahset*) [vgl. 32,1; 133,3; aber 25,4]
- [117,2 *ander* Das *n* über dem *a* nachgetragen]
- [118,3 *chumber* Das *b* über dem *e* nachgetragen]
- [121,3 *quele hafter* Das *q* ist, mir unlesbar (das Digitalisat liest *k* statt *q*, Brackert/Fuchs-Jolie und Bumke/Heinzle lesen ohne Anmerkung *q*), irgendwie über ein anderes Zeichen gemurkst, man kann die lesbare Unlesbarkeit mit dem direkt darunter stehenden *quelt* vergleichen]
- [123,1 *zinnen* Das *n* ist am rechten Spaltenrand über dem *e* nachgetragen (der Reimpunkt auf der *zinne*-Zeile, schon über die vertikale Spaltenrandlinie hinaus)]
- [124,2 *mile* Das *l* auf *t* geschrieben? (Querstrich durch die *l*-Mitte)]
- [125,4 *miden* Das Reimwort, das nicht mehr vorm Spaltenrand in die Zeile paßte und daher über *chan* geschrieben wurde]
- 127,1 chingin (**küngin**) [bairische Form]
- 128,2 getrorste (**getörste**) [*getr...* aus Ansatz zu *getröwete* oder *getroste*? In *Parzival G* 150,5 *getorst<sup>e</sup>*, 259,10 *getorste*]
- [129,3 *erwerben* Das *n* am Spaltenrand übers *e* geschrieben, 129,4 das selbe bei *wunschlichen*]
- 130,2 *di<sup>niv</sup>* [Nominativ ist grammatisch falsch; soll die Wiederholung (metri causa?) von *diniv* vermieden werden?; 130,2 *iaren* plus Reimpunkt am Spaltenrand über der Zeile]
- 132,2 kurkrie (**Kurzkrie**)
- 133,3 wohes (*wuohs*) [vgl. 32,1; 116,4; aber 25,4]; gestchet (**gestrecket**)
- 135,1 e er (**Er**); 135,2 antule (**antlütze**) [vgl. 94,2 *antlutzes*, 99,4: *antlutze*, 115,2 *antlutze*]

- 136,1 a al da (**Alda**)
- 137,3 zun (**zin**) [zö zun = zuo zu'n = zuo ze/zu in?; 137,3 g in *iagende* auf *d* geschrieben]  
[138,4 *des phlagen* – *d* auf *p* (wie *phlagen*) geschrieben]
- 141,2 ~~de~~er nider (**nider**) [Augensprung zum Zeilenanfang 142,1?]; 141,4 vil fil fröden (vil [] fröuden)
- 143,2 gefurrieten (**gefurrierten**) [Hörfehler beim Fremdwort? Schreiber I in *Parzival G* 225,12 richtig, 301,29 und 313,11 wie *Titurel*]
- [146,1 am vorgesetzten *d* Ansatz zu einem (abgebrochenen?) *o*?] 146,4 stange (**strange**) [vorausschauende Fehlleistung: der Hund, der sich aus der gelösten Befestigung mit der *strange* an der (*zelt*)*stange* reißen wird?]
- [148,1 *v*-Vorzeichnung für *Lombarde* plus *vf* als erstes Wort]
- 152,2 Yiote (**Ylinote**) [*Y* auf *b* wie *britun* geschrieben? Bumke/Heinzle vermuten: auf *k* (wie *kiot*?)]
- 156,1 [ ]uch Ehkunat der salfasch florien (**Duc** Ehkunat **de** Salfasch Florian) [vgl. oben Seite 34; vgl. zu 10,4 und zu 162,1; 156,3 *chrone* (mit Reimpunkt) am Ende der Spalte über der Zeile über *ir* geschrieben]
- [158,3 *solte* (mit Reimpunkt) am Ende der Spalte über der Zeile über *arte* geschrieben]  
[159,3 *der* über der Zeile zwischen *selten* und *geile* nachgetragen]
- 161,1 zö iuchfröwen (**Zwuo iuncfrouwen**) [Der Ausfall von *w* ist mundartlich (bairisch und alemannisch) nicht selten; der selbe Schreiber hat ihn zweimal in Cgm 51 (*Tristan*, s. Anmerkung 6, Vers 5601 und 6189). Nasalstrich in *iuch* (= *iunch* = *iunc*) übersehen oder vergessen oder schreibmodisch weggelassen (wie 65,2 *den iugen*; 88,2 *des iugen fursten*; 99,2 *dem ivgen sened<sup>e</sup>n talfine*)?]
- 162,1 Ehcunat?? [zwei Kleckse von Buchstabengröße] **de** (Ehcunate **des**) [falsche Vermeidung des Fehlers *vrrepanse der*, 10,4, und *Ehkunat der*, 156,1?]
- 165,1 Das *e* von *er* hätte als Initiale ausgeführt werden müssen, so sieht das *er* aus, als wäre (fälschlich) [D]er gemeint (vgl. Bumke/Heinzle zu G 154); 165,2 ninder Das *r* vollständig von einem Flecken verdeckt
- 166,1 gaz (**ganz**) [Nasalstrich (Wellenlinie wie oben am *z*, der Kürzelwelle, bei den *vñ* = *vnd* = *und*, ähnlich) übersehen, vergessen oder ausgelassen]; 166,3 wunde (**wunden**) Nasalstrich übersehen oder falsche (empathische) Zuordnung des Adjektivs zu *tier* statt zum wunden Schoynatulander
- 168,2 *gt* und *öch* in: *clagt* (*in*) und (*claget*) *öch* wegen Loch beziehungsweise Tintenkleck eher zu ahnen als zu lesen
- [169,2 *niht* über der Zeile zwischen *mir* und *diu* nachgetragen; 169,3 *ware* (mit Reimpunkt) am Spaltenrand über der Zeile geschrieben; 169,4 *la* über der Zeile zwischen *maget* und *dir* nachgetragen]
- 171,2 zw<sup>o</sup> (**zuo**; nicht im App. BF-J) [Fehlleistungsbezug auf *beidiv* im Anvers oder falsche Vermeidung der Schreibung von 161,1 (dort *zö*), falls das ein Fehler war]
- [172,2 *zehand<sup>e</sup>n* (mit Reimpunkt) am Spaltenrand über der Zeile geschrieben]
- 173,2 <sup>er</sup>werend(e)n (*erwenden*) [verbessert aus *verend<sup>e</sup>n* (*w* auf *v*) (aber die Silbe *-er* nicht gestrichen)]
- 174,4 verschöchet (*versuochet*); gelukuke (*gelücke*)
- 175,2 gezetzzet (*geletzet*)

Eigennamen im Fragment in der Reihenfolge ihres Auftritts  
und was darüber aus dem gesamten Fragment zu erfahren ist:

- 1,1 Titurel: König von Muntsalvatsche, Ahnherr der Gralsfamilie durch Engelsbotschaft
- 6,1 Gral: Von einem Engel als Botschaft an Titurel übergeben, Titurel findet seinen Ordo darauf geschrieben
- 7,2 Frimutel: Titurels Sohn, als einziges seiner Kinder dem Gral erhalten, bekommt von Titurel Gralskrone und den Gral
- 9,3 Anfortas, Trevrezent: Frimutels Söhne
- 10,1 Schoysiane: Frimutels Tochter, erste Gralsträgerin (verheiratet mit Kiot, Fürst von Katelangen, verschwägert mit dessen Brüdern Manfilot und Tampunteire)
- 10,3 Herzelaude: Frimutels Tochter (in erster Ehe verheiratet mit Kastis, König von Nurgals und Waleis, in zweiter Ehe verheiratet mit Gahmuret, dem Anschevin)
- 10,4 Urrepanse de Schoye: Frimutels Tochter
- 11,1-2 Ritter und Damen, Tempelherren (Templeisen) als Verteidiger des Grals am Hof (die Templeisen in G, 11,2, als *tepleisen* geschrieben)
- 12,4 Muntsalvatsche: Ort, auf dem Frimutel den Gral besitzt
- 14,1 Kiot: Fürst von Katelangen, erwirbt Schoysiane zur Frau (Vater von Sigune, Bruder von Tampunteire und Manfilot)
- 15,2 Tampunteire: Bruder von Kiot, König von Brubarz (Vater von Kondwiramurs und Karideiz, Ziehvater von Sigune)
- 22,2 Pelrapeire: Herkunftsname von Tampunteire („von Pelrapeire“)
- 23,1 Manfilot: Herzog, Bruder von Kiot und Tampunteire (gibt wie sein Bruder Kiot den Schwertdienst auf)
- 24,1 Sigune: Tochter Schoysianes und Kiots (Schoysiane stirbt bei ihrer Geburt, Kiot gibt Schwert, Helm und Schild auf), Duchesse von Katelangen, Fürstin von Katelangen, Herzogin, Geliebte des Schoynatulander von Grasivaldan
- 25,3 Kondwiramurs: Tochter von Tampunteire, Ziehschwester von Sigune
- 26,2 Kastis: König zu Kanvoleis und Kingrivals, die er seiner Frau Herzelaude übergibt (er stirbt noch vor dem Ehevollzug)
- 27,3 Gahmuret, der Anschevin: heiratet die jungfräuliche Herzelaude, erheiratet damit die Länder Nurgals und Waleis, heißt König von Kingrivals
- 28,1 Karideiz: Tampunteires Sohn, Kondwiramurs Bruder
- 28,2 Brubarz: Königreich Tampunteires
- 31,2 Katelangen: Herzogtum Kiots, von Tampunteire an Sigune als Lehen gegeben
- 31,4 Schwarzwald: metaphorisches Holzlager für Schiffe und Lanzenschäfte
- 35,4 Kanvoleiz: Hauptstadt der Treue (45,4), vor der Herzelaudes Minne mit dem Speer erdient wird; hier begegnen sich Sigune und Schoynatulander als Ziehkinder von Herzelaude und Gahmuret.

- 37,1 Belakane: Mensch oder Ort, von dem sich Gahmuret verabschiedet
- 37,3 Französin: wird von Gahmuret verlassen
- 38,1 Französin Anphlise: Königin von Frankreich, von ihr empfängt Gahmuret die Schwertleite, sie verleiht ihm ihr Ziehkind Schoynatulander
- 40,1 Anschevin: (Orts-)Beiname Gahmurets
- 40,2 Baruc Ahkarin: zu ihm zieht Gahmuret mit Schoynatulander ins Heidenland
- 40,3 Waleis: Gahmuret bringt Schoynatulander nach W. zurück
- 41,2 Kraharz: Herrschaft des Curnomanz (Vaters von Kurzkri, Großvaters von Schoynatulander)
- 41,4 Kurzkri: Vater von Schoynatulander, Sohn von Curnomanz von Kraharz
- 41,4 Schoydelakurt: Ort oder Mensch, dessentwegen Kurzkri zu Tode kommt
- 42,1 Mahaude: Mutter von Schoynatulander, Schwester von Königin Swete und dem Pfalzgrafen Ehkunat von Berbesten, auch die Dauphinette genannt
- 42,1-2 Ehkunat, Pfalzgraf von Berbesten, Bruder von Mahaude
- 42,3 Schoynatulander: Enkel des Curnomanz, Sohn des Kurzkri und der Mahaude, Ziehsohn der Französin Anphlise, Knappe Gahmurets, Fürst aus Grasivaldan und Dauphin genannt, Geliebter von Sigune
- 73,2 Pompeirus: Heerführer vor Baldac im Orient
- 73,2 Baldac: Kriegsort im Orient (wo Gahmuret getötet wird)
- 73,4 Ipomidon: Heerführer wie Pompeirus (tötet Gahmuret)
- 78,4 Parzival: bemerkt an Sigune auf der Linde, daß niemand herzlicher zu minnen weiß
- 79,1 Kingrivals: Königtum, das Katis seiner Frau Herzelaude übergibt; Ort, nach dem Gahmuret „König“ heißt
- 80,1 Azagouc: Herkunftsort für Edelsteine in Gahmurets Gefolge
- 86,1 Nurgals: Land (das Gahmuret mit Herzelaude erheiratet hat, von wo er Richtung Spanien nach Sibilie zieht)
- 87,2 Herman von Thüringen: Landgraf, vom Erzähler gerühmt
- 88,2 Grasivaldan: (Orts-)Beiname Schoynatunders (Fürst aus G.)
- 89,3 Graharzois: adjektivische Bezeichnung für Schoynatulander (auch Grahardois)
- 89,4 Mabonagrin: Mensch oder Ort, vor dem Schoynatunders Vater Kurzkri zu Tode kam
- 97,2 Dauphin: Beiname für Kurzkri und seinen Sohn Schoynatulander
- 98,2 Sarrazin: Orientale
- 126,4 Egremuntin: Vulkan, der dem Lindwurm Salamander Hitze gibt
- 131,3 Dauphinette: Beiname für Mahaude (von ihrem Mann Kurzkri her)
- 131,4 Swete: Schoynatunders Mutterschwester, Schwester von Mahaude und Ehkunat, dem Pfalzgrafen von Berbesten
- 148,4 Gardeviaz: Name des Jagdhunds, den Schoynatulander für Sigune einfängt und wiederfangen soll

- 152,1 Kanadic: Herkunftsland von Florie, der Geliebten von Ylinot, dem Britun, die ihrem gefallenen Freund hinterherstirbt, Schwester von Claudite
- 152,2 Ylinot, der Britun, Geliebter von Florie aus Kanadic, der Schwester von Claudite, die ihrem Geliebten den Jagdhund als Brief schickt
- 154,2 Claudite: Königin von Kanadic, Schwester von Florie, von der sie die Krone erbt, schickt ihrem Geliebten den Jagdhund mit der Liebesgeschichte auf der Leine, dem Strange
- 155,3 Beuframunt: Claudites Hof in Kanadic
- 156,1 Duc Ehkunat de Salfasch Florian: auch Ehkunaver von Blume die Wilde, Geliebter der Claudite (Schwester der Florie), dem der Briefhund entkommt
- 157,4 Ehkunaver von Blume die Wilde: Übersetzung von Duc Ehkunat de Salfasch Florian

Konkordanz der Handschriften und der Editionen  
 von Lachmann und Brackert/Fuchs-Jolie  
 (gerötet sind Strophen, die gegenüber Brackert/Fuchs-Jolie  
 aus ihrer Zahlenreihe fallen):

B/F-J	G (cgm 19)	H (Ser.nova 2663)	M (8° Cod.ms. 154)	JT	La
1	1	1		500	1
2	2	2		501/2	2
3	3	3		596	3
4	4	4		615	4
5	5	5		617/18	5
6	6	6		512	6
7	7	7		621	7
8	8	10		651	8
9	9	8		652	9
10	10	9		653	10
11	11	11		601/2	11
12	12	12		603/655	12
13	13	18		656	13
14	14	19		661	14
15	15	20		662	15
16	16	21		663	16
17	17	22		664	17
18	19	23		669	18
19	18	24		670	19

B/F-J	G (cgm 19)	H (Ser.nova 2663)	M (8° Cod.ms. 154)	JT	La
20	20	25		671	20
21	21	26		672	21
22	22	28		673	22
23	23	29		675	23
24	24	27		676	24
25	25	30		677	25
26	26	32		683	26
27	27	33		685	27
28	28	31		679	28
29	29	34		686	29
30		35		689	30
31		36	1	690	31
32	30	37	2	692	32
33		38	3	693	33
34		39	5	695	34
35	31	40	6	696	35
36		41	4	694	36
37	32	42	7	698	37
38	33	43	8	699	38
39	34	44	9	700	39
40	35	45	10	701	40
41	36	46	11	704	41
42	37	47	12	705	42
43	38	48	13	706	43
44	39	49	14	707	44
45	40	50	15	708	45
46	41	51		709	46
47	42	52		710	47
48	43	53		711	48
49	44	54		712	49
50	45	55		713	50
51	46	56		714	51
52	47	57		715	52
53		13		716	53
54	48	14		717	54
55	49	15		718	55
56	50	58/17		720	57
57	51	59		721	58

B/F-J	G (cgm 19)	H (Ser.nova 2663)	M (8° Cod.ms. 154)	JT	La
58	52	60		722	59
59	53	16		719	56
60	54	61		723	60
61	55	62		724	61
62	56	63		725	62
63	57	64		726/727	63
64	58	65		731	64
65	59	66		738	65
66	60	68		740	67
67	61	69		741	68
68	62	67		739	66
69	63			742	69
70	64			743	70
71	65			744	71
72	66			745	72
73	67			746	73
74	68			747	74
75	69			748	75
76	70		16	749	76
77	71		17	750	77
78	75		18	751	78
79	72		24	752	79
80	73		25	753	80
81			19	755	
82			20	756	
83			21	757	
84			22	758	
85	74		23	759	81
86	76		26	760	82
87			27	761	
88	77		28	762	83
89	78		29	763	84
90	79		30	764	85
91	80			765	86
92	81			766	87
93	82			767	88
94	83			768	89
95	84			769	90

B/F-J	G (cgm 19)	H (Ser.nova 2663)	M (8° Cod.ms. 154)	JT	La
96	85			770	91
97	86			771	92
98	87			772	93
99	88			775	94
100	89			773	95
101	90		35	782	96
102	91			774	97
103	92			776	98
104	93			777	99
105	94		31	778	100
106	95		32	779	101
107	96		33	780	102
108	97		34	781	103
109	98		36	783	104
110	99		37	784	105
111	100		38	785	106
112	101		39	788	107
113	102		40	789	108
114	103		41	790	109
115	104		42	791	110
116	105		43	792	111
117	106		44	793	112
118	107		45	794	113
119	108		46	795	114
120	109			796	115
121	110			797	116
122	111			799	117
123	112			800	118
124	113			801	119
125	114			802	120
126	115			804	121
127	116			805	122
128	117			806	123
129	118			807	124
130	119			808	125
131	120			809	126
132	121			810	127
133	122			811	128
216					

B/F-J	G (cgm 19)	H (Ser.nova 2663)	M (8° Cod.ms. 154)	JT	La
134	123			812	129
135	124			813	130
136	125			814	131
137	126			1173	132
138	127			1174	133
139	128			1175	134
140	129			1176	135
141	130			1178/1179	136
142	131			1181	137
143	132			1182/1183	138
144	133			1185	139
145	134			1186	140
146	135			1187	141
147	136			1188/1189	142
148	137			1190	143
149	138			1191	144
150	139			1192	145
151	140			1193	146
152	141			1194	147
153	142			1195	148
154	143			1196	149
155	144			1197	150
156	145			1198	151
157	146			1199	152
158	147			1200	153
159	148			1201	154
160	149			1202	155
161	150			1203	156
162	151			1204	157
163	152			1205	158
164	153			1206	159
165	154			1207	160
166	155			1208/1209	161
167	156			1211	162
168	157			1212	163
169	158			1213	164
170	159			1215	165
171	160			1216	166

B/F-J	G (cgm 19)	H (Ser.nova 2663)	M (8° Cod.ms. 154)	JT	La
172	161			1217/1218	167
173	162			1219	168
174	163			1220	169
175	164			1221	170

#### Kommentare zur Konkordanz:

Zu Strophe 8: Die Position von H 10 nach der Position von G 10 (H 9) ist erzählerisch unproblematisch, weil H 10 als Titurels Abschiedsstrophe gestaltet ist.

Zu Strophe 18/19: Die beiden sind gegenüber H (und JT) vertauscht. Das würde inhaltlich nichts verschlagen, wenn nicht sich G 19,1 besser an Strophe 17 fügte. Ist die aggressiv-klagende Ich-Erzählerstrophe 18 (= G 19) gesondert entstanden? Gibt es verschiedene Wolframische Strophenanschlüsse, die gleichzeitig gelten? Den inhaltlich-syntaktischen Anschluß G 19,1 an G 17,4, und den semantisch-inhaltlichen Anschluß G 18 an G 17 (Süße, Trauer, Tod) – können wir uns die Strophen 18 und 19 gleichzeitig, im Chor, zweistimmig, denken (zu einem vieldimensionalen Erzählen vgl. Brackert/Fuchs-Jolie, 2002, S. 208)?

Zu Strophe 22: Auf H 26 (G 21) folgt H 27 (G 24); erzählerisch ist das unproblematisch. Die aufeinanderfolgenden Strophen H 28, 29, 30 beginnen mit gleicher Syntax: *Der fürste [Kiot] het sein Lannd – Der Hertzoge Monfiles – Der künig Tampuntier.*

Zu Strophe 24: Die beiden Sigune-Strophen folgen in G 24/25 aufeinander. Zu H 27 sieh 22.

Zu Strophe 26: H 31 schließt passend an H 30 (G 25), indem sie weiter von Sigune und Kondwiramurs erzählt – die vorgezogen wirkenden Strophen G 26/27 verschränken die Sigune und die Herzelaude-Geschichte mehr.

Zu Strophe 28: Albrecht hat mit den Strophen 677, 678, 679 einen Tampunteire/Sigune-Block.

Zu Strophe 30: Der Erzählfluß G 29/30 (B/F-J 29/32) wäre nicht gestört, wenn 30/31 (H 35/H 36=M 1) hier nicht stünden; vielmehr wirkt der Anschluß 30,1 (H 35) an 29 (H 34) irreführend, als wäre Kondwiramurs gemeint, erst im Abvers von H 35,2 wird klar, daß es um Sigune geht. H 36 fügt sich gut und witzig an H 35.

Zu den Strophen 33/34: 33 (H 38) fügt sich gut zurück an 32 (Sigune), 34 (H 39) gut voraus an 35 (Herzelaude), ebenso passen M 3 und M 5 – in G stört ihr Fehlen nicht.

Zu Strophe 36: Die Strophe fehlt in G, folgt als H 41 auf H 40 – und das paßt im Fluß nach plumper Erzähllogik überhaupt nicht, während M 4 sich als Sigunelobstrophe gut an M 3 (H 38) schließt (so auch im *Jüngerem Titurel*). In einer Wolframassoziationslogik aber ist die Sigune aus H 41 eine Reproduktion der Herzelaude aus H 40, oder von der

Strophenlesefolge her Herzelaude aus H 40 die Präfiguration der Sigune aus H 41, deren Lob als erwachsene Attraktion in G 30, H 37, M 2 angekündigt wurde. Vgl. die von B/F-J 33/34 abweichenden Editionen bei Brackert/Fuchs-Jolie im Apparat zur Stelle. Das Fehlen der Strophen 30, 31, 33 und 36 in G, „die sich alle auf die noch kindliche bzw. jugendliche Sigune beziehen, kann man schwerlich anders denn als spezifische Bearbeitung dieser Figur deuten“ (vgl. Martin Baisch, *Textkritik als Problem der Kulturwissenschaft. Tristan-Lektüren*, Berlin/New York (de Gruyter) 2006, S. 330–332).

Zu Strophe 52: H 47 hat nach der vollständigen Strophe à sieben Zeilen (siebte Zeile nach dem letzten Wort frei) in zwei neuen Zeilen noch Rieds Anmerkung: *die dreÿ leünt sÿche vor des nach dem | Leünt. Sÿnst was der starche Tyturel* (die drei Strophen [mhd. *liumunt* = Gehörtes] suche vorher nach der Strophe *Sÿnst was der starche Tyturel* = H 12); vgl. Bumke/Heinzle, Kommentar zu 13ff.

Zu Strophe 53: Als H 13 schließt die Strophe an H 12 (G 12), wo erzählt wird, daß aus dem starken Titurel der schwache geworden war, das läßt sich einigermaßen aus der (auch in ihrem Bau gestörten) Strophe verstehen. H 14, 15 und 17 (nur erster und unvollkommener zweiter Vers, Rest von Zeile drei und die Zeilen vier bis sieben freigelassen; vgl. vorher zu Strophe 52) sprechen von Tschÿonatulander, der gemäß G erst nach der Schoysiane/Sigune-Geschichte kommt. H 16 läßt sich zwischen H 15 und H 17 (G 49 und G 50) inhaltlich akzeptieren, kommt in G aber erst als Strophe G 53 (B/F-J 59).

Zu Strophe 56: Der Abbruch in H 17,2 zeigt, daß Ried die falsche Stellung von H 13-16 erkannt hat.

Zu Strophe 59: Vgl. zu B/F-J 53.

Die Dialogstrophen Schoynatulander/Sigune in H und in G stehen sich, mit den jeweiligen kleinen inhaltlichen Varianzen, erzähllogisch nichts nach – ein wenig kommt mir die Folge G eleganter, genauer vor als die in H.

Zu Strophe 78: Der letzte Vers (G 75,4: *des wart sit parzival an sigunen | zer linden wol innen*) weist zum Abschied von Schoynatulander und Sigune; in G steht die Strophe nach dem Abschied von Gahmuret und Herzelaude. Die Folge G 74/G 76 (wenn man G 75 hinter G 71 denkt) ist unproblematisch. Die Strophe steht als M 18 nach M 17 (G 71; B/F-J 77).

Zu Strophe 79: Diese und die folgende Strophe (G 72 und G 73) passen als M 24 und M 25 nach M 23; von M 16 bis M 30 ergibt das einen Erzählzusammenhang: Abschied Schoynatulander/Sigune, Abschied Gahmuret/Herzelaude, neuer Erzählerblick auf Schoynatulander (auf der Fahrt in den Orient mit Gahmuret).

Strophe 81 bis 84: Abschied Gahmuret/Herzelaude (nur als M 19-22); die Strophen sind zwar arg verstümmelt, die lesbaren Reste passen aber gut in die entsprechenden Strophen des *Jüngerer Titurel*.

Zu Strophe 86: G 76 vgl. zu B/F-J 78, M 26 vgl. zu B/F-J 79.

Zu Strophe 87: Herman von Thüringen-Gedenkstrophe, die hier nicht übel steht, aber keinen absolut festen Platz braucht.

Zu Strophe 101: Die Position von M 35 (G 90) nach M 34 (G 97) in M scheint mir unproblematisch (die selbe Folge wie im *Jüngerem Tituel*).

Zu Strophe 109: Vgl. zu B/F-J 101.

#### Die Schreiber der Handschrift G und ihre Texte:

Schreiber I: *Parzival* 1,1–434,20 Bl. 1<sup>ra</sup> – Bl. 32<sup>vc</sup>, Z. 44 – *Tituel* Bl. 71<sup>ra</sup> – Bl. 74<sup>rc</sup>

Schreiber II: *Parzival* 434,21–653,8 Bl. 32<sup>vc</sup>, Z. 45 – Bl. 54<sup>vc</sup>

Schreiber III: *Parzival* 653,9–802,9 Bl. 55<sup>ra</sup> – Bl. 68<sup>va</sup>, Z. 3 – *Parzival* 809,17 Bl. 69<sup>rb</sup>,  
Z. 11 – *Parzival* 816,7–827,30 Bl. 69<sup>vc</sup> – Bl. 70<sup>vc</sup>

Schreiber IV: *Parzival* 802,10–809,16 Bl. 68<sup>va</sup>, Z. 4 – Bl. 69<sup>rb</sup>, Z. 10

Schreiber V: *Parzival* 809,18–816,6 Bl. 69<sup>rb</sup>, Z. 12 – Bl. 69<sup>vb</sup>

Schreiber VII: Prosaeinträge

Schreiber VI: Tagelieder

**Dies ist Fuchs Reinhart genannt.  
Gott helfe uns in sein Land<sup>1</sup>  
(übersetzt 1993)**

1        Vernehmt fremde Geschichten,  
die sind ganz wahr,  
von einem wilden Tier,  
woran man vermag, sich Vorbilder  
5        zu nehmen an so manchen Dingen.  
Es kehrt all sein Streben  
an Trügen und an Durchtriebenheit,  
wovon es oftmals kam in Bedrängnis.  
Es kannte sich in viel Bosheit aus  
10        und ist Reinhart Fuchs genannt.

Nun werde ich Euch wissen lassen,  
worüber diese Rede geht.  
Ein Bauer, ein richtig reicher,  
der saß frohgemut,  
15        bei einem Dorfe auf seinem Ackerland.  
Da hatte er ererbten Besitz und Geld,  
Korn und an Hirse genug.  
Brettl-eben ging sein Pflug.  
Der war geheißsen Lanzelin,  
20        Baba Runzela seine Frau.  
Er hatte eine große Klage:  
Er mußte hüten alle Tage  
seine Hühner vor Reinhart.  
Sein Hof und sein Garten  
25        war nicht umzäunt zum Schutz.  
Daher muß er oftmals kommen  
zu Schaden, den er ungern sah.

<sup>1</sup> Übersetzt nach: Der Reinhart Fuchs des Elsässers Heinrich, unter Mitarbeit von KATHARINA VON GÖTZ, FRANK HENRICHVARK und SIGRID KRAUSE herausgegeben von KLAUS DÜWEL, Tübingen (Niemeyer) 1984 (= Altdeutsche Textbibliothek 96) [Kalocsaer Handschrift K]. Ständig verglichen wurde die Übersetzung: HEINRICH DER GLICHEZARE, Reinhart Fuchs, mittelhochdeutsch und neuhochdeutsch, herausgegeben, übersetzt und erläutert von KARL-HEINZ GÖTTERT, Stuttgart (Reclam) 1976 [Heidelberger Handschrift P]. In seltenen Fällen ergaben sich in kurzen Passagen wörtliche Übereinstimmungen mit Götters Übersetzung.

Baba Runzela sprach zu ihm:  
„Alter Depp Lanzelin!  
30 Nun hab ich von meinen Hühnern  
durch Reinhart zehn verloren!  
Das ärgert mich und macht mich zornig!“  
Meister Lanzelin war gescholten –  
das ist bis jetzt noch unvergolten.  
35 Doch er beließ es nicht dabei,  
er tat, wie ihn Baba Runzela hieß:  
Einen Zaun machte er, ganz gut,  
darin hoffte er zu behüten  
Schantekler und sein Weib,  
40 denen Reinhart an Leib und Leben wollte.  
Eines Tages, als die Sonne aufging,  
da konnt es Reinhart nicht unterlassen,  
daß er mit bestimmtem Sinn zum Hof ging.  
Da wollte er eine Lieblosigkeit  
45 dem Schantekler bereiten  
und hat ihn auch in Bedrängnis gebracht.  
Der Zaun dünkte ihn zu dick und zu hoch.  
Mit den Zähnen zog er weg  
ein Holztrumm und spannte sich.  
50 Als er niemand sah, war er froh drum.  
Nun wand er sich durch die Hecke  
und nahe bei Schantekler lag  
sein Todfeind Reinhart.  
Die Henne Pinte gewährte ihn.  
55 Schantekler schlief bei der Wand.  
Madame Pinte schrie: „Herr! Mann!“ und rief  
und flog auf einen Balken  
mit ihren andern Kebsweibern.  
Schantekler kam gerannt  
60 und hieß sie, wieder zu der Wand  
ganz schnell zurückzufliegen:  
„Ihr braucht von keinem Tier  
nimmer was Böses zu erwarten  
in diesem umzäunten Garten.  
65 Doch bittet Gott, viel liebes Weib,  
daß er mir Leib und Leben beschirme!  
Mir hat schwer geträumt,

das sage ich Euch ganz wahr,  
 wie ich in einem roten Pelz sein sollte;  
 70 das Loch im Kopf war aus Knochen.  
 Ich fürchte, das bedeutet Drangsal.  
 Dem Heiligen Engel sei's gesagt,  
 der offenbare mir's zum Guten!  
 Mir ist schwer zu Mute!“  
 75 Madame Pinte sprach: „Mann und Trauter!  
 Ich sah sich was regen in jenem Kraut!  
 Wenn meine Sinne mich nicht trügen,  
 dann ist hier, ich weiß nicht was, Übles herinnen.  
 Der überreiche Gott beschirme Dich.  
 80 Mich überkommt's gräßlich!  
 Mir graut es so, ich fürchte, wir  
 kommen in Nöte, das sag ich Dir!“  
 Schantekler sprach: „Bei meinem Leib und Leben!  
 Mehr verzagt ein Weib,  
 85 als das vier Männer tun!  
 Oft haben wir vernommen,  
 daß sich offenbart – das ist wahr –  
 so mancher Traum über sieben Jahr.“  
 Madame Pinte sprach: „Laßt Euern Zorn  
 90 und fliegt auf diesen Dorn.  
 Bedenkt wohl, daß unsere Kinder  
 leider noch ganz klein sind.  
 Verlierst Du, Herr, Leib und Leben,  
 so muß ich ein Schmerzens-Weib sein  
 95 und ohne Hilfe in alle Zukunft.  
 Mir tut mein Herz ganz wunderweh,  
 weil ich so sehr um Dich fürchte.  
 Nun beschirme Dich unser Herrgott!“  
 Schantekler flog auf den Dorn –  
 100 Reinhart luchste ihn dort herunter.  
 Pinte machte sich stracks auf die Flucht,  
 unter den Dorn lief Reinhart.  
 Schantekler saß ihm zu hoch.  
 Reinhart begann das mit ihm:  
 105 Seine List, die er hat.  
 Er sprach: „Wer ist's, der da oben steht?  
 Bist Du das, Sengelin?“

„Nicht doch,“ sprach Schantekler, „der bin ich nicht,  
so hieß mein Vater.“

110 Reinhart sprach: „Das mag wohl sein.  
Nun schmerzt mich Deines Vaters Tod,  
weil der dem Geringsten Ehre antat,  
denn Treue unter Verwandten,  
das ist große Wonne.

115 Du gebärdest Dich nicht sehr wagemutig,  
das muß ich Dir wahrlich sagen.  
Dein Vater freute sich über meinen,  
er saß nie wie Du so hoch.  
Wenn der meinen Vater erblickte,  
120 flog er immer zu ihm und hieß ihn sein  
willkommen. Auch unterließ er nie,  
seine Fittiche zu schwingen,  
ob's spät war oder früh.  
Er machte beide Augen zu  
125 und sang für ihn wie ein fröhliches Huhn.“  
Schantekler sprach: „Das will ich tun,  
das lehrte mich mein Vater.  
Du sollst groß willkommen sein!“  
Die Fittiche begann er zu schwingen  
130 und fröhlich herunterzuspringen.  
Dem Toren war's allzu eilig damit;  
das reute ihn danach schmerzlich.  
Blinzelnd hub er an zu singen,  
beim Kopf nahm ihn Reinhart.  
135 Pinte schrie und begann sich aufzuführen.  
Reinhart tat nichts weiter, als von dannen zu traben,  
und machte sich wunder-schnell auf  
direkt nach dem Walde zu.  
Das Getön vernahm Meister Lanzelin.  
140 Er sprach: „Oh weh, meine Hühner!“  
Schantekler sprach zu Reinhart:  
„Wo eilt Ihr so hektisch hin?  
Was laßt Ihr Euch von diesem Bauern schelten?  
Seid Ihr nicht im Stand, es ihm zu vergelten?“  
145 „Oh doch, so wahr ich Reinhart bin“,  
sprach er, „Ihr macht eine überflüssige Verfolgungsjagd!“  
Schantekler war nicht freiwillig dort.

Als er ihm entwich, da wand er frohgemut  
den Hals aus Reinharts Mund.  
150 Er flog zur selben Stund  
auf einen Baum, grad, daß er am Leben geblieben war.  
Reinhart war tieftraurig.  
Gleich sprach Schantekler,  
als er Reinhart unter sich sah:  
155 „Du hast mir undankenswerter Weise gedient.  
Der Weg dünkte mich zu lang,  
als Du mich hergetragen hast.  
Ich will Dir fürwahr sagen,  
den bringst Du mich nicht wieder zurück,  
160 egal, was mit mir geschieht!“  
Reinhart hörte wohl den Spott.  
Er sprach: „Der ist dumm, bei Gott,  
der zu seinem Schaden Rache übt  
für das, was man zu ihm sagt,  
165 oder wenn einer loskläfft,  
wo er von Rechts wegen schweigen soll.“  
Darauf sprach Schantekler: „Der wär  
weißgott nicht albern,  
der zu aller Zeit auf seiner Hut wäre.“  
170 Da schieden sich der Spott und ihr Streit.  
Meister Lanzelin kam jetzt hinterher,  
Reinhart war es eilig davonzukommen.  
Er hatte einen maßlosen Zorn,  
daß er verloren hatte  
175 seinen Imbiß, den er schon zu haben wähnte.  
Ihn begann gewaltig zu hungern.

Da hörte er ein Meislein.  
Er sprach: „Gott grüß Euch, mein Gevatter!  
Ich habe ein solches Gelüsten,  
180 daß ich gern küssen würde.  
Aber, beim überreichen Gott,  
Du gebärdest Dich allzu befremdlich.  
Gevatter, Du sollst vertrauensvoll sein.  
Nun muß es Gott schmerzen,  
185 daß ich davon nichts an Dir finde.  
Bei meiner Treu, die ich deinem Kinde

schuldig bin, das mein Patenkind ist:  
Ich bin Dir hold ohne jede arge List!“  
Die Meise sprach: „Reinhart,  
190 mir ist gar manch hartes Übel  
von Dir schon oft gesagt worden.  
Ich fürchte das Blitzen Deiner Augen,  
die sind grauenhaft geformt.  
Laß sie zugehen,  
195 so küsse ich dich auf deinen Mund,  
mit gutem Willen, dreimal!“  
Reinhart war überglücklich  
wegen der kleinen Leckerei,  
er freute sich fest.  
200 Immer noch stand sein Gevatter hoch auf einem Ast.  
Reinhart blinzelte fast zum Wehtun,  
wie sein Gevatter ihn angewiesen hatte.  
Einen Batzen Mist nahm sie unter den Fuß,  
kam von Ast zu Ast  
205 und ließ ihn ihm auf den Mund fallen.  
Da lernte sie blitzartig kennen  
ihres Gevatters Durchtriebenheit:  
Die Zähne hatte er gebleckt,  
im Augenblick schnappte er den Mist –  
210 sein Gevatter entwischte ihm.  
Er hatte gewaltig viel Fleiß aufgewendet  
für einen jämmerlichen Imbiß.  
Davon ward er traurig und unfroh.  
Er sprach: „Herr, wie kommt das so,  
215 daß mich ein Vöglein hat betrogen?  
Das ärgert mich, das ist ungelogen!“

Reinhart war durchtrieben,  
doch heut ist nicht sein Tag,  
als daß es ihm zum Segen reichen könnte.  
220 Da sah er hoch oben stehn  
einen Raben, der hieß Dizelin,  
der hatte mit seinen Kunstfertigkeiten  
einen neuen Käse ergattert.  
Den wollte er ihm nun gar nicht gönnen,  
225 daß er ihn etwa ohne ihn anbisse.  
226

Da kehrte er all seinen Sinn daran,  
daß er ihn ihm abluchse  
mit einer durchtriebenen Lüge.  
Reinhart setzte sich unter den Baum,  
230 da der Rabe den Käse aufaß.  
Er sprach: „Bist Du das, Dizelin?  
Nun freut sich aber dein Vetter.  
Daß ich Dich hier bei mir entdeckt habe –  
nichts Lieberes hätte mir geschehen können  
235 von allem, was es geben mag!  
Ich würde Dich gerne singen hören,  
wenn möglich die Melodie Deines Vaters;  
der plärrte geradezu preiswürdig.“

Da sprach Dizelin:  
240 Ich werde meinen Vater nicht verunglimpfen!  
Aber das sage ich Dir fürwahr:  
Es hat keiner meiner Vorfahren besser gesungen  
als ich – darüber bin ich froh!“  
Laut begann er jetzt zu singen,  
245 daß der Wald von der Stimme erdröhnte.  
Reinhart aber bat ihn inständig,  
daß er auch seine Melodie hören möchte.  
Da vergaß der auf dem Ast  
auf den Käse, als er das Lied anhob.  
250 Da glaubte Reinhart nicht,  
daß er gleich und im Moment reinbeißen sollte –  
der Käse war ihm vor den Mund gefallen.  
Nun hört, wie Reinhart,  
der ungetreue Hund,  
255 nach seines Veters Tod trachtete.  
Das tat er doch ohne Not.  
Er sprach: „Hör zu, Dizelin,  
hilf mir, mein trauer Vetter!  
Dir ist leider von meiner Not nichts bekannt.  
260 Ich ward heute früh verwundet.  
Der Käse liegt zu nah bei mir.  
Er riecht, daß es weh tut, ich fürchte, er könnte  
mir in der Wunde Schaden tun.  
Trauter Vetter, denk an mich!

265 Deines Vaters Treue, die war gut;  
 Auch hör ich sagen, daß Verwandtenblut  
 von Wasser nicht verdirbt.  
 Dein Vetter wird also dahinsterben.  
 Das vermagst Du ganz gut abzuwenden.  
 270 Von dem Gestank leide ich ganz kummervoll.“  
 Der Rabe flog sogleich hinunter,  
 wohin Reinhart ihn geluchst hatte.  
 Er wollte ihm helfen aus der Not,  
 aus Treue, das war beinah sein Tod.  
 275 Reinhart begann zu schluchzen.  
 Der Rabe wollte fortnehmen  
 den Käse, er hoffte, Dank dafür zu haben.  
 Reinhart sprang unversehens auf,  
 Grad als wäre er nicht wund.  
 280 Da machte er seinen Vetter bekannt  
 mit seiner Treue, er wußte  
 281a von keinem Geschehnis,  
 281b das er an ihm zu rächen hätte.  
 Viel brach er ihm heraus  
 an Federn, daß er ihm mit Not entrann.  
 Der Vetter war dem Reinhart zu rot!  
 285 Da wollte Reinhart fliehen.  
 Jetzt war nämlich auf seine Spur gekommen  
 ein Jäger mit besonders guten Hunden.  
 Davon ward sein Mut ganz traurig.  
 Jener ließ viere ihn suchen,  
 290 die fanden ihn sehr schnell.  
 Den Imbiß mußte er dort lassen –  
 der Vetter sollte ihn ja auch von Rechts wegen haben.  
 Da sprangen ihn die Hunde an.  
 Was seinem Vetter einfiel,  
 295 um ihm weh zu tun,  
 das tat er kräftig. Er schrie über ihn,  
 denn sein Gemüt war voll Zorn.  
 Er sprach: „Was ein Bauer dem andern antut,  
 kriegt oft seinen Lohn, das hör ich sagen!  
 300 Vetter, genau so ist es Euch geschehen!“  
 Reinhart lief um die Hunde,  
 der Rabe schlief derweilen auch nicht,  
 228

er weist die Hunde auf seinen Schwanz hin,  
ein größeres Hagelwetter hätte er nicht gebraucht.  
305 Die Hunde begannen ihn zu rupfen,  
der Jäger fest anzustacheln.  
Da wars Zeit für seine Durchtriebenheit.  
Er sieht, wo ein Baumstamm liegt,  
Darunter machte er einen Satz,  
310 Mancher Hund sprang darüber,  
der Jäger hetzte heftig –  
Reinhart ging zum Wald.

Die Katze Diprecht ging ihm entgegen.  
Reinhart umarmte sie.  
315 Er sprach: „Willkommen, Vetter, tausendmal!  
Daß ich Dich gesund gesehen habe,  
darüber bin ich froh und heiter.  
Mir ist von Deiner Schnelligkeit viel gesagt worden –  
Die sollst Du mich sehen lassen!  
320 Ist es wahr, so will ich es weitererzählen.“  
Diprecht sprach darauf:  
„Vetter Reinhart, ich bin froh,  
daß Dir von mir Gutes gesagt ist.  
Mein Dienst soll Dir zur Verfügung stehen.“  
325 Reinhart strebte nur nach Treulosigkeit.  
Er wies ihn dahin, wo eine Falle lag.  
Es war eine böse Vetternschaft.  
„Nun will ich Deine Kraft sehen!“  
Es war ein enges Pfädchen.  
330 Er sprach: „Nun lauf, trauter Vetter mein!“  
Dieprecht wußte wohl um die Falle.  
Er sprach: „Nun behüte mich Sankt Gallus  
vor Reinharts üblen Machenschaften!“  
Er sprang an, über die Falle,  
335 und lief bis an die Schmerzgrenze.  
Am Wendepunkt  
sprach Reinhart zu ihm:  
„Nie wart je ein Tier schneller  
als Du, trauter Vetter, bist.  
340 Ich will Dich einen Trick lehren:  
Du sollst so hohe Sprünge rausholen,

sonst ist es gut möglich, daß Du Dein Leben verlierst,  
wenn Dich ein kampflustiger Hund angreift.

Mir ist solcherlei Gefahr gut bekannt.“

345 Dieprecht sprach zu Reinhart

345a und pflichtete ihm sehr bei:

345b „Du brauchst noch nichts über mich zu erzählen.

Lauf mir nach, ich laß Dich sehen

edle Sprünge, ohne Lüge!“

Sie wollten beide einander betrügen.

Reinhart lief seinem Vetter nach;

350 da war's dem Vorderen nicht eilig.

Dieprecht sprang über die Falle

und blieb stehen ohne zu schwanken.

Gegen seinen Vetter stieß er sich,

das ist wahr: das war nicht unbillig!

355 Der Fuß kam ihm in die Falle.

Dieprecht nahm darauf Abschied

und befahl ihn Luzifer.

Wohlbedacht hob er sich von dannen.

Reinhart blieb in großer Not.

360 Er wähnte, den grimmen Tod

nun ganz sicher zu haben.

Darauf sah er den Waidmann,

der die Falle dort gelegt hatte.

Da brauchte er nun wohl seine Durchtriebenheit.

365 Das Haupt hing er auf die Falle.

Der Bauer lief und ging wacker herzu.

Die Kehle war ihm weiß wie Schnee.

Fünf Schillinge oder mehr

wähnte er ganz sicher zu haben.

370 Die Axt schwang er auf

und schlug, was er nur konnte.

Reinhart hatte keine Möglichkeit zu entfliehen.

Mit dem Haupt machte er den richtigen Schlenker,

im rechten Moment tat er das.

375 Der Bauer schlug, daß die Falle brach.

Reinhart war nie Angenehmeres geschehen.

Er wähnte schon, das Leben verloren zu haben,

seine Kehle war um fünf Schillinge drangegeben.

Reinhart säumte sich nicht,

380 Er räumte die Herberge.  
 Ihn dünkte es dort recht unbequem.  
 Der Bauer sah ihm jammervoll nach.  
 Er begann, sich selbst zu schelten –  
 er mußte mit anderem Gut entgelten.

385 Als Reinhart die Not überwunden hatte,  
 stieß er unmittelbar drauf auf den Wolf,  
 Isengrim, den er als erster erblickte.  
 Nun vernehmt, wie er jetzt sprach:  
 „Gott geb Euch, Herr, einen guten Tag!  
 390 Was Ihr gebietet und ich vermag,  
 um Euch zu Diensten zu sein und meiner Hohen Frau,  
 dessen sollt Ihr beide versichert sein.  
 Ich bin um zu warnen zu Euch gekommen,  
 hierher, denn ich habe wohl vernommen,  
 395 daß Euch so mancher Mensch haßt.  
 Wollt Ihr mich zum Gefährten haben?  
 Ich bin listig, so wie Ihr stark seid!  
 Auf mich könnt Ihr gut vertrauen.  
 Vor Eurer Kraft und vor meiner List  
 400 könnte nichts bestehen.  
 Ich könnte wohl eine Festung niederlegen!“  
 Da ging Ysengrim, sich zu besprechen  
 mit seiner Frau und mit seinen zwei Söhnen.  
 Sie wurden sich alle darin einig,  
 405 daß er ihn auf der Stelle zum Gevatter nahm.  
 Davon ward er später noch höchst unfroh.  
 Reinhart hatte sein Sinnen  
 auf Hersants Minne gewandt,  
 nichts anderes, und seinen ganzen Dienst.

410 Da hatte aber Herr Ysengrin  
 einen üblen Hausgenossen zu sich genommen,  
 das mußte ihm zum Schaden gereichen.  
 Eines Tages, als es sich so ergab,  
 nahm Ysengrin seine zwei Söhne mit sich  
 415 und begab sich, um Beute zu machen, ins Land hinaus.  
 Sein Weib nahm er bei der Hand  
 und befahl sie Reinhart eindringlich  
 seiner Treue und seiner Ehre.

Reinhart scharwenzelte um seine Gevatterin.  
420 Da hatte nun aber Herr Ysengrin einen  
üblen Kämmerer.  
Hier heben unerhörte Geschichten an.  
Reinhart sprach zu der Hohen Frau:  
„Gevatterin, vermöchtet Ihr doch zu erkennen  
425 den großen Kummer, den ich trage!  
Von Euren Minnen, das ist meine Klage,  
bin ich zutiefst und schmerzlich wund!“  
„Verschließe, Reinhart, Deinen Mund“,  
sprach Herrn Ysengrins Weib.  
430 „Mein Herr hat einen so schönen Leib,  
daß ich einen Geliebten wohl entbehren kann.  
Wollte ich aber einen begehren,  
so wärest Du mir doch zu schwach.“  
Reinhart aber sprach:  
435 „Hohe Frau, ich sollte Dir lieber sein,  
wenn's nach meinem Glücke ginge,  
als ein König, der sein Sinnen  
auf diese Minne gerichtet hat  
und das nur in würdeloser Absicht!“  
440 Nun kam Herr Ysengrim, ihr Mann.  
Da tat der Höfling,  
Als ob's die Rede nicht gegeben hätte.  
Isengrin kam ohne Raubgut.  
Der Hunger nahm ihm die Freude.  
445 Er sagte seinem Weib noch,  
wie trostlos es auf dem Feld gewesen wäre.  
„Ich habe nie solche Not kennengelernt!“  
Er sprach: „Jeder einzelne Hirte hat seinen Hund.“

Reinhart erblickte einen Bauern,  
450 wovon's ihnen allen ganz wohliger wurde.  
Er trug einen großen Schinken.  
Darüber begann Reinhart zu lachen.  
Er sprach: „Hört her, Herr Ysengrin!“  
„Was sagt Ihr, Gevatter mein?“  
455 „Möchtet Ihr etwa jenes Fleisch?“  
Isengrin und seine Leute  
sprachten wie aus einem Mund: „Ja!“

Reinhart machte sich gleich nach dorthin  
 auf, wo der Bauer hingehen würde.  
 460 Einen Fuß fing er an hochzuhalten  
 und schmerzlich zu hinken.  
 Er ließ den Rücken einsinken,  
 recht, als wäre er ihm entzwei.  
 Der Bauer schrie ihn heftig an,  
 465 den Schinken warf er aufs Gras,  
 nach Reinharts Kehle jachte er.  
 Sein Kolben war mörderisch.  
 Reinhart sah sich um  
 und zog ihn zum Walde.  
 470 Isengrin machte sich wacker auf,  
 bevor daß der Bauer die Möglichkeit hatte, zurückzukommen.  
 Schon hatte er den Schinken genommen  
 und hatte ihn im Nu aufgefressen.  
 Auf Reinhart war vergessen.  
 475 Der Bauer ließ allmählich ab,  
 er wähnte, den Schinken vorzufinden.  
 Da sah er Ysengrin in der Ferne stehen,  
 der ihm den Schaden bereitet hatte.  
 Da war seine Klage  
 480 nicht gering. Er fand weder Fleisch noch Gebein,  
 denn es war alles aufgegessen.  
 Nun fiel er nieder aufs Gras,  
 inbrünstig beklagte er den Schinken.  
 Ysengrin begann zu lachen.  
 485 Er sprach: „Wohl mir mit meinem Gefährten!  
 Welch besseren Imbiß hätten wir haben können!  
 Ich weiß ihm Dank für dieses Essen!“  
 In dem Moment wußte er noch nichts vom Ausklang.  
 Reinhart kam hüpfend und munter.  
 490 Er sprach: „Wo ist mein Anteil hin?“  
 Drauf sprach Ysengrin:  
 „Frage Deine Gevatterin,  
 ob sie etwas übrig behalten hat, von dem, was ihr zukam!“  
 „Nicht doch“, sprach sie, „Reinhart,  
 495 es dünkte mich überaus süß.  
 Gott möge es Dir lohnen!  
 Und zürne Du nicht,

denn das wird mir nimmermehr passieren.“  
 „Mich dürstet furchtbar“, sprach Ysengrin.  
 500 „Wollt Ihr Wein trinken?“  
 sprach Reinhart, „ich geb Euch viel davon.“  
 Dafür will ich in Deinem Dienst  
 stehen, solange ich dies Leben habe,  
 ist's Dir möglich, mir davon genug zu geben.“

505 Reinhart, mit seiner List, machte sich auf,  
 wo er einen Mönchshof wußte.  
 Mit ihm gingen Herr Ysengrin,  
 Madame Ersant und seine Söhne.  
 Zu der Kufe führte sie Reinhart.  
 510 Ysengrin wart dort betrunken.  
 In seines Vaters Weise  
 511a hob er ganz leise  
 511b an, und sang er ein Lied.  
 Einen Schaden sah er nicht voraus.  
 Die auf den Wein aufpassen sollten,  
 die sprachen: „Wie ist denn das gekommen?  
 515 Ich wähne, wir haben einen Wolf gehört!“  
 Da kamen stracks sechs Mann,  
 deren jeder eine Stange zog.  
 Reinhart floh wacker von dannen.  
 Mit Schlägen vergalten sie den Wein,  
 520 der Madame Hersant und dem Herrn Ysengrin –  
 man schenkte ihn mit Unminne ein.  
 „Ist's möglich, daß ich von hinnen komme“,  
 sprach Herr Ysengrin,  
 „so wollte ich für immer ohne Wein sein!“  
 525 – Das war ihnen danebengegangen.  
 Sie sprangen über einen Zaun,  
 das Tor war ihnen verstellt.  
 Sie entrannen mit Schanden.  
 Da beklagte Herr Ysengrin  
 530 den Schaden und seine Schande.  
 Ihm war der Leib zerblät,  
 gut zerdroschen war auch sein Weib,  
 an seinen Söhnen war's nicht vorbeigegangen.  
 Sie sprachen: „Vater, es war ein unzeitiges Lied

535 und sämtliche Affenheit!  
Das soll Euch fürwahr gesagt sein!“  
Reinhart ging herzu.  
Er sprach: „Wovon ist hier die Rede?“  
„Weiß Gott“, sprach Ysengrin,  
540 „da haben wir viere diesen Wein  
ziemlich teuer vergolten.  
Auch haben mich beschuldigt  
meine Söhne, darüber bin ich zornig.  
Meine ganze Mühe an ihnen ist verloren.“  
545 Reinhart überredete ihn zum Guten.  
Er sprach: „Gevatter, steuert Euerm Unmut!  
Ich sag Euch, wie’s in Wahrheit ist:  
Redet mein Patenkind so unbedarft daher,  
ist das wahrlich nicht erstaunlich!  
550 Schließlich trägt er noch das Milchhaar!“

Da schied Reinhart und Ysengrin.  
(Lücke Gleich drauf kam ihm Baldewin entgegen,  
in P) der Esel, dem Reinhart.  
Er war hart beladen.  
Sein Meister ließ ihn vorausgehen.  
Reinhart bat ihn, still zu stehen.  
Er sprach: „Sag mir, Baldewin,  
Warum willst Du so lasteselig sein?  
Wie vermagst Du bei der Last am Leben zu bleiben?  
560 Wolltest Du mit mir sein,  
ich entließe Dich aus dieser Not  
und gebe dir genug (et cetera).“  
Von seinem Gevatter war er entwichen.  
Mit Isengrin ging’s durch seinen Blutverlust dahin.  
565 Er sprach: „Mich reut mein Leib  
und noch mehr mein liebes Weib,  
die ist edel und gut,  
wahrlich, und hat sich wohl gehütet  
vor jeder Art von Völlerei.  
570 Ihr war das Böse seit je leid.  
Auch reuen mich meine Söhne.  
Die müssen nun leider Waisen sein,  
es sei denn, daß eine Mutterhand

sie wohl ins Land draußen führt.  
575 Dazu habe ich guten Trost,  
daß sie keinen andern Mann nimmt.“  
Diese Klage hörte Kunin.  
Er sprach: „Was ist Euch, Herr Ysengrin?“  
„Hier bin ich auf den Tod wund“,  
580 sprach er, „ich wähne,  
gesund wird nimmer mir mein Leib.  
Vor Leiden stirbt auch mein Weib.“  
Kunin sprach: „Nichts dergleichen!  
Sie hat sich nicht so wohl gehütet,  
585 wie ich dich jetzt behaupten höre.  
Ich habe zwischen ihren Beinen gesehen  
Reinhart hat sie gefreit.  
Ich hab seitdem nicht gegessen noch getrunken.  
Mag das Begatten heißen,  
590 wenn's raus geht und wieder rein?“

Isengrin hörte Geschichten,  
die waren ihm schwer.  
Er fiel vor Leiden in Ohnmacht.  
Er wußte nicht, ob es Tag wäre oder Nacht.  
595 Darüber lachte Kunin.  
Da kam Herr Ysengrin zu sich.  
Er sprach: „Schock! Ich hab solche Drangsal!  
Dazu hast Du mir gesagt  
verlogene Leidensgeschichten.  
600 Wenn ich so töricht wäre,  
Daß ich's für Wahrheit nehmen wollte,  
Du müßtest mir Deine Augen lassen,  
wenn ich Dich nur hier unten hätte,  
Du kämst mir nimmer davon!“  
605 So aber antwortete ihm Kunin:  
„Ihr seid ein Tor, Herr Ysengrin!“  
Isengrin heulte auf;  
in dem Moment kam Madame Hersant,  
und dann auch noch seine Söhne –  
610 darüber war Herr Ysengrin sehr froh.  
Weinend sprach er zu ihnen:  
„So gerne habe ich Euch noch nie gesehen,

liebe Söhne und Weib!  
 Ich hab mein Leib und leben verloren,  
 615 das hat mir Reinhart getan!  
 Das laßt ihm an sein Leben gehn!  
 Dazu hat nun Kunin  
 mir restlos meinen Verstand genommen.  
 In den großen Tagen meines Siechtums  
 620 begann er, mir eine üble Neuigkeit mitzuteilen:  
 Daß Ihr wäret Reinharts Weib geworden!  
 Ich hatte fast mein Leib und Leben verloren.  
 Es wäre mir für alle Zeit schwer –  
 nur daß man einem Lügner  
 625 niemals etwas glauben soll.  
 Und ich traute ihm so in seiner Treue!“  
 Madame Hersant sprach darauf:  
 „Ich bin, die Reinhart nicht einmal gesehen hat,  
 weiß Gott, in den letzten drei Tagen.  
 630 Herr Ysengrin, ich werde Euch sagen:  
 Laßt Euer Kriegsgeschrei sein!“  
 Drauf wart gelect Herr Ysengrin  
 auf beiden Seiten, da er wund war.  
 Drauf wart er im Moment gesund.  
 635 Reinhart zog zum Nest,  
 er fürchtete fremde Gäste.  
 Ein Haus baute er bald  
 vor einem Loch im Wald.  
 Da trug er seine Speise hinein.  
 640 Eines Tages ging Herr Ysengrin  
 in die Nähe dieses Hauses in den Wald.  
 Sein Kummer war vielfältig.  
 Vor Hunger litt er Qual.  
 Neue Last war ihm bereitet.  
 645 Reinhart war gut ausgestattet:  
 Da hatte er gebraten  
 Aale, die roch Ysengrin.  
 Er dachte: „Aha! Das mag ja wohl  
 was von guter Speise sein!“  
 650 Der Geruch wies ihn genau  
 vor seines Gevatters Tür.  
 Da setzte sich Herr Ysengrin davor,

er begann dagegen zu donnern.  
 Reinhart, der Wunderdinge verstand,  
 655 sprach: „Wann geht Ihr und stellt Euch woanders hin?  
 Da soll den Tag niemand hinausgehen,  
 das wißt, noch ohne weiteres herein.  
 Wohin tust Du, Esel, Deinen Verstand?  
 Wann betragt Ihr Euch endlich richtig schön?  
 660 Es ist der Tag schon nach der Non.  
 Wir Mönche sprechen nicht ein Wort –  
 selbst um der Nibelungen Hort!“  
 „Gevatter“, sprach Herr Ysengrin,  
 „willst Du hier vermöncht sein  
 665 immerzu, bis an Deinen Tod?“  
 „Aber sicher“, sprach er, „das muß jetzt sein.  
 Du wolltest mir ohne Schuld  
 Deine Huld versagen,  
 und wolltest mir das Leben nehmen.“  
 670 Ysengrin sprach: „Ich will Dir vergeben,  
 falls Du mir irgend etwas angetan hast,  
 damit Du mein Gefährte mögest bleiben.“  
 „Du magst mir leicht vergeben“,  
 673a sprach er aalglatt.  
 673b „Reinhart, mein Leben,  
 673c hör das auch glatt an,  
 674 soll hinkünftig nicht gespart werden!“  
 674a Und so antwortete Herr Reinhart:  
 675 „Wenn ich Dir je einen Seitenhieb verpaßte –  
 wolltest Du mir dafür Dank wissen:  
 Zwei Aalstücke gebe ich Dir,  
 die sind mir heute über geworden.“  
 Darüber ward Ysengrin froh.  
 680 Gleich tat er den gähnenden Schlund auf:  
 Reinhart warf sie ihm in den Mund.  
 „Ich wäre für alle Ewigkeit gesund“,  
 sprach der Tor Isengrin,  
 „sollte ich da drinnen Koch sein.“  
 685 Reinhart sprach: „Davon kannst Du genug haben,  
 wolltest Du hier die Bruderschaft empfangen –  
 Du wirst Meister über die Braten.“  
 Da war ihm gleich geholfen.

„Das lob ich“, sprach Ysengrin.  
 690 „Nun stoß“, sprach er, „Dein Haupt herein!“  
 Dazu war Ysengrin bereit.  
 Da nahte ihm seine Drangsal:  
 Dort rein stieß er sein großes Haupt,  
 Bruder Reinhart ihn begoß  
 695 mit heißem Wasser, das ist wahr,  
 und brühte ihm runter Haut und Haar.  
 Isengrin sprach: „Dies tut mir weh!“  
 Reinhart sprach: „Hofft Ihr  
 per Sanftheit das Paradies zu besitzen?  
 700 Das kommt aus purem Unverstand.  
 Ihr wollt diese Not doch gerne leiden!  
 Gevatter, wenn Ihr tot daliegt –  
 mit der Bruderschaft ists so beschaffen:  
 An tausend Messen sollt Ihr haben  
 705 Teil, an jedem einzelnen Tag.  
 Die von Cîteaux führen Dich  
 zum Himmelreich des Herrn.  
 Das wisse, ich bin die Gewähr!“  
 Isengrin hoffte, es wäre wahr.  
 710 Sowohl seine Haut, wie auch sein Haar,  
 die reuten ihn nur wenig.  
 Er sprach: „Bruder, nun, seit Gemeingut  
 die Aale sind, die da drinnen sind,  
 seit wir Gottes Kinder geworden sind –  
 715 wer mir jetzt ein Stück versagt,  
 das wird in Cîteaux angeklagt.“  
 Reinhart sprach: „Nichts ist Euch vorenthalten!  
 alles, was wir haben, das ist Euch bereit  
 in brüderlicher Minne.  
 720 Hier ist nun kein Fisch mehr herinnen.  
 Wollt Ihr aber mit mir gehen,  
 wo wir einen Teich haben,  
 in dem so viele Fische umgehen,  
 daß niemand auf sie Acht hat?  
 725 Die Brüder haben sie dort hinein getan.“  
 „Nur hin“, sprach Herr Ysengrin.  
 Dorthin machten sie sich auf ohne Zorn [aufeinander].  
 Der Teich war zugefroren.

Sie schauten sich das Eis an –  
 730 eine Grube war hineingehauen,  
 wo man Wasser herausnahm,  
 so daß Ysengrin zu Schaden kam.  
 Sein Mitbruder hatte einen großen Haß auf ihn.  
 Einen Eimer vergaß er nicht;  
 735 Reinhart war froh, daß er ihn gefunden hatte.  
 Seinem Mitbruder band er ihn an den Schwanz.  
 Drauf sprach Herr Ysengrin:  
 „In nomine patris, was soll das sein?“  
 „Ihr sollt den Eimer hineinlassen,  
 740 denn ich will die Fische aufscheuchen,  
 und Ihr steht ganz ruhig.  
 Wir werden massenhaft Fische haben,  
 denn ich sehe sie durch das Eis.“  
 Herr Ysengrin war nicht weise.  
 745 Er sprach: „Bruder in der Minne,  
 sind hier wirklich Fische drin?“  
 „Ja, es sind tausend, die ich gesehen habe.“  
 „Das ist gut, wir werden Erfolg haben.“  
 Ysengrin war schon immer von tumbem Verstand:  
 750 Ihm froh der Schwanz drin fest.  
 Die Nacht sollte kalt werden.  
 Sein Mitbruder warnte ihn nicht.  
 Reinharts Treuen waren gering.  
 Er froh immer besser ein.  
 755 „Dieser Eimer wird schwer“, sprach Ysengrin.  
 „Da hab ich drin gezählt  
 dreißig Aale“, sprach Reinhart,  
 dies wird uns eine ertragreiche Jagd.  
 Könntet Ihr jetzt still stehenbleiben,  
 760 im Augenblick wollen hundert reingehen!“  
 Als es dann zu tagen begann,  
 sprach Reinhart: „Ich will Euch sagen:  
 Ich fürchte, daß wir für unsere reiche Beute  
 sehr schmerzhaft bezahlen werden. Mich bekümmert,  
 765 daß so viele Fische drin sind.  
 Ich weiß im Augenblick nicht, was tun.  
 Ihr könnt sie, so hoffe ich, bewegen.  
 Versucht, ob Ihr sie herauslegen könnt!“

Isengrin strengte sich an, bis er kochte,  
 770 das Eis wollte nicht schmelzen.  
 Den Schwanz mußte er stehen lassen.  
 Reinhart sprach: „Ich will gehen  
 nach den Mitbrüdern, daß sie schnell kommen.  
 Diese Beute wird gut sein für uns alle.“  
 775 Und schon ward es plötzlich Tag,  
 Reinhart machte sich auf und davon.  
 Isengrin, der Fischer,  
 voller Leiden, der vernahm etwas Neues:  
 Er sah einen Ritter kommen,  
 780 der hatte Hunde mit sich.  
 Er kam auf Ysengrins Spur.  
 Das Fischen ward ihm leid.  
 Der Ritter hieß Herr Birtin;  
 er ließ kein Wild ohne gehörige Labung.  
 785 Herrn Isengrin gereichte das zum Schaden.  
 Er blieb auf der Spur in seiner Richtung.  
 Als er Ysengrin sah,  
 sprach er sofort zu den Hunden:  
 „Hetz, hetz!“ und begann, sie anzutreiben.  
 790 Da fielen sie ihn an und rupften ihm das Fell.  
 Isengrin biß wild um sich,  
 seine Angst war nicht zum Lachen.  
 Herr Birtin kam angesprengt,  
 im Handumdrehen griff er sein Schwert  
 795 und stieg blitzschnell ab,  
 stolpernd lief er aufs Eis,  
 dann hob er sein Schwert –  
 da ward Herr Ysengrin höchst unfroh:  
 Er hatte zu fest aufgeladen,  
 800 das gereichte ihm jetzt zum Schaden.  
 Wenn wir hören weise Leute sagen:  
 Wer da aufhebt, was er nicht zu tragen vermag,  
 der muß es unterwegs liegenlassen –  
 das mußte nun auch Herr Ysengrin bestätigen.  
 805 Isengrin war umzingelt.  
 Herr Birtin hatte Maß genommen,  
 daß er ihn würde auf den Rücken getroffen haben.  
 Da kam ihm der Schlag aus:

Auf dem schlüpfrigen Eis fiel er nieder,  
 810 der Fall ließ ihm den Hieb danebengehen.  
 Trotz dem Fall gab er nicht auf;  
 auf den Knien ging er gleich wieder los.  
 Die Glätte verfälschte ihm wiederum den Schlag,  
 daß er ihm den Schwanz versehrte  
 815 und ihm gar abschlug.  
 Sie hatten beide groß zu trauern:  
 Da war Herrn Birtins Klage,  
 daß er mit dem Schlag danebengehauen hatte.  
 Und Herr Ysengrin beklagte schmerzlich  
 820 seinen vielgeliebten Schwanz,  
 den er hier als Pfand lassen mußte.  
 Alsbald machte er sich von dannen.  
 Reinhart, der hat viel gelogen –  
 der wird heute noch betrogen.  
 825 Doch half ihm seine Durchtriebenheit  
 aus übergroßer Bedrängnis.  
 Zu einer Klosterzelle trug in sein Weg,  
 da drinnen wußte er Hühner genug.  
 Keinen Nutzen trug ihm das ein –  
 830 eine gute Mauer ging darum.  
 Reinhart begann drum herum zu gehen.  
 Vor dem Tor sah er stehen  
 einen Brunnen, der war tief und weit.  
 Da sah er hinein – das reute ihn später.  
 835 Sein Spiegelbild sah er darinnen.  
 So Hoherstaunliches war nie geschehen:  
 Daß er das Maul aufsperrte,  
 der sonst von so vielem was verstand.  
 Reinhart glaubte, seine Frau zu sehen;  
 840 Die war ihm lieb, wie's eigne Leben.  
 (Und doch konnte er es nicht lassen,  
 er mußte zu der Geliebten gehn –  
 denn Minne gibt dir ein Hochgefühl,  
 deshalb dünkte sie ihn gut.)  
 845 Reinhart lachte dort hinein,  
 da grinste sein Spiegelbild.  
 Dafür wußte er ihm wenig Dank.  
 Vor Liebe sprang er in den Brunnen.

Aus starker Minne tat er das –  
850 da wurden ihm die Ohren naß.  
In dem Brunnen schwamm er lange;  
auf einen Stein kam er dann;  
da legte er das Haupt drauf –  
und wer das nicht glaubt,  
855 der soll nichts drum geben.  
Reinhart glaubte, sein Leben –  
weißgott – jetzt verpfändet zu haben.  
Herr Ysengrin ging in dem Moment in die Richtung,  
ohne Schwanz, aus dem Wald heraus.  
860 Zu der Klosterzelle machte er sich alsbald.

Er hatte noch nicht gegessen.  
Ihr müßt nämlich wissen:  
Ein Schaf hätte er gern gepackt,  
er hatte keines gefunden. Nun hat er sich  
865 über den gewaltig tiefen Brunnen gebeugt.  
Da wart er wiederum geöffft, der Depp.  
Ysengrin sah hinein.  
Vernehmt nur, was ihm geschah:  
Sein Spiegelbild sah er drin.  
870 Er glaubte, daß es seine Minnedame  
wäre, Madame Hersant.  
Er streckte gleich das Haupt hinunter  
und begann zu lachen.  
Eben das  
875 tat das Spiegelbild da drin.  
Davon verdrehten sich ihm die Sinne.  
Er begann Hersant von seiner Last zu sagen  
und von seiner Verletzung zu klagen.  
Mächtig laut heulte Ysengrin.  
880 Da antwortete ihm sein eigener Ton;  
seine Stimme schallte in das Loch des Brunnens,  
der war voller Heimtücke;  
das ward sogleich offenbar.  
Reinhart sprach: „Wer mag das sein?“  
885 Isengrin war erfreut.  
Er sprach: „Bist Du das, Gevatter Reinhart?  
Sag mir in der Minne,

Was suchst Du dort drin?“  
 Reinhart sprach: „Mein Leib ist tot!  
 890 Meine Seele aber lebt ohne Not.  
 Du sollst wahrlich wissen:  
 Ich bin hier im Himmelreich.  
 Ich soll mich um diese Schule hier kümmern:  
 Ich versteh etwas vom Unterricht für die Kinder.“  
 895 Er sprach: „Dein Tod tut mir leid.“  
 „Und ich freu mich, daß Du lebst, mit aller Not  
 in der Welt, tagtäglich.  
 Ich aber, im Paradiese, habe  
 weitaus mehr Wonnen,  
 900 als man sich ausdenken kann.“  
 Drauf sprach Herr Isengrin:  
 Bruder und Gevatter mein,  
 wie ist Madame Hersant hier rein gekommen?  
 Ich habe doch selten Ruhe gefunden,  
 905 die sie nicht früher mit mir geteilt hätte.“  
 Reinhart sprach: „Es war ihr Heil.“  
 „Sag an, vertrauter Gevatter“, sprach er drauf,  
 „wie ist ihr das Haupt so verbrannt?“  
 „Das geschah auch mir, trauter Gefährte.  
 910 Sie beugte sich einmal in die Hölle hinunter.  
 Du hast sicher oft vernommen,  
 daß niemand ins Paradies kommen kann,  
 wenn er nicht einen Blick in die Hölle wirft.  
 Dabei hat sie Haut und Haar verloren.“  
  
 915 Reinhart wollte draußen sein.  
 Ysengrin blickte auf seine Augen:  
 „Sag an, Gevatter, was leuchtet da?“  
 Reinhart antwortete ihm prompt:  
 „Es sind Edelsteine;  
 920 die reinen Karfunkel,  
 die leuchten hier Tag und Nacht.  
 Dort draußen kannst Du sie nicht sehen.  
 Hier sind auch Rinder und Schweine  
 und manches feistes Zicklein;  
 925 alle sind hier ohne Fell.  
 Hier ist vieles, was man braucht!“

„Könnt ich doch immer dort hinein kommen!“  
 sprach der Tor Ysengrin.  
 „Aber ja, tu, wie ich dich lehre!  
 930 Ich will an Dir meine Ehre  
 erweisen. Nun nimm Deinen Verstand zusammen:  
 Du sollst Dich in den Eimer setzen.“  
 Mit dem Brunnen war es so bestellt:  
 Wenn ein Eimer hinunterging,  
 935 dann ging der andre hinauf.  
 Da unterließ Isengrin nichts,  
 was sein Gevatter ihn gelehrt hatte:  
 Er wandte sich zum Schöpfrad  
 (das kam vom Unverstand),  
 940 er stieg in den Eimer.  
 Reinhart vergaß nicht auf sich selbst:  
 Er setzte sich in den andern.  
 Isengrin, der jetzt die Misere übernahm,  
 kam seinem Gevatter entgegen,  
 945 genau in der Mitte, während er hinunterfuhr.  
 Er sprach: „Reinhart, wo werd ich nun sein?“  
 „Da sag ich Dir die Wahrheit:  
 Hier im Himmelreich  
 sollst Du meinen Sitz haben,  
 950 denn das gönne ich Dir aufrichtig.  
 Ich will hinaus auf die Erde,  
 Du dem Teufel in die Hand.“  
 Isengrin ging auf den Grund hinunter,  
 Reinhart begab sich, ganz gesund, zum Wald.  
 955 Sehr bald darauf wurde aus dem Brunnen geschöpft,  
 es wäre für Isengrin sonst schiefgegangen.  
 Das Paradies dünkte ihn beschwerlich,  
 viel lieber wäre er woanders.  
 Die Mönche mußten Wasser haben,  
 960 ein Bruder machte sich auf den Weg zum Brunnen.  
 Er trieb die Kurbel heftig um  
 und hatte an der Last zu ziehen,  
 mehr als jemals zuvor.  
 Er beugte sich über den Brunnen  
 965 und prüfte, was das sein mochte.  
 Da sah er, wie Ysengrin

am Grund in dem Eimer saß.  
 Der Bruder war nicht faul,  
 schnell sprang er ins Kloster –  
 970 ziemlich eilig war's dem Bartling.  
 Er erzählte die sonderbare Geschichte,  
 daß in dem Brunnen wäre  
 der Isengrin, denn er hatte ihn gesehen.  
 Die Mönche sprachen: „Hier ist geschehen  
 975 Gottes Strafe“, und machten sich über den Brunnen:  
 Da wars für Isengrin doch schiefgegangen.  
 Der Prior nahm eine Stange,  
 sehr groß und sehr lang.  
 Ein anderer nahm den Kerzenständer –  
 980 da entstand ein großes Getöse.  
 Sie sprachen: „Paßt alle auf,  
 daß er uns nicht abhaut!“  
 Sie zogen die Kurbel herum,  
 Isengrin, der dumme,  
 985 der ward schleunigst heraufgezogen:  
 Ihn hatte Reinhart betrogen.  
 Der Prior hat ihn beinahe erschlagen,  
 das mußte Isengrin aushalten.  
 Reinhart führte ihn so manches Mal an der Nase herum,  
 990 das ist wahr. Wo war sein Verstand,  
 daß er sich so oft betrügen ließ?  
 Die Felder stehn hier immer noch so,  
 daß mancher Mensch mit Falschheit  
 mit seiner Mühsal besser zurechtkommt,  
 995 als einer, dem man vertrauen kann.  
 Und so wirts noch so manchen Tag bleiben.  
 Etliche behaupten, daß Treulosigkeit  
 heutzutage etwas ganz Neues sei:  
 Weiß Gott – sei einer grau, jung oder alt –  
 1000 mancher hat so viele Not:  
 Keinem sei je Schlimmeres geschehen!  
 Aber keinem von uns ist so wehgetan worden  
 aus Treulosigkeit, daß er nicht gehört hat,  
 daß es schon manchem andern auch so erging.  
 1005 Isengrin war in großer Not,  
 sie ließen ihn für tot liegen.

Der Prior sah die Glatze.  
 Da sprach er zu den Mönchen:  
 „Wir haben etwas sehr Böses getan.  
 1010 Eine Glatze habe ich gesehen!  
 Und ich sage Euch noch mehr:  
 Wahrlich, nach dem alten Gesetz ist  
 dieser Wolf beschnitten!  
 Oh weh! Hätten wir ihn verschont  
 1015 mit unsern Schlägen, denn wahrlich  
 er war ein Reuiger.“

Die Mönche sprachen: „Dies ist geschehen!  
 Hätten wirs vorher gesehen,  
 Dann könnten wir uns darüber freuen.“  
 1020 Darauf gingen sie von dannen.  
 Hätte Ysengrin nicht den Schwanz verloren  
 und die Platte geschoren gehabt,  
 die Mannen Gottes hätten ihn aufgehängt.  
 Herr Walther von Horburg  
 1025 sagte bei jeder Gelegenheit,  
 egal, was jemand zu Leide geschah,  
 mit tapferem Mute immer Folgendes:  
 „Es kommt mir leichtlich zu Gute,  
 wenn's mir kein Ungemach zufügt!“  
 1030 Isengrim geschah's grad so.  
 Als ihm die Mönche davongegangen waren,  
 da kam er einhergeschlichen,  
 hin zum Wald.  
 Da begann er alsbald zu heulen.  
 1035 Sowie Madame Hersant das vernahm,  
 kam sie eilends dorthin  
 und auch seine beiden Söhne.  
 Da klagte er ihnen vom Leiden:  
 „Liebe Söhne und Weib“,  
 1040 sprach er, „ich habe mein Leib und Leben  
 durch Reinharts Rat und Hilfe verloren.  
 Um Gottes willen! Richtet dafür Euren Zorn auf ihn!  
 Daß ich ohne Schwanz einhergehe,  
 das hat mir Reinhart angetan!  
 1045 Wahrlich, ohne jeden Grund!

Er betrog mich bis in den Tod!  
 Auf Grund seiner großen Treulosigkeit  
 empfang ich manchen Schlag und Stoß.“  
 Ihre Freundschaft konnte nicht länger dauern,  
 1050 Reinhart wurde von seinem Paten verfolgt.  
 Ihr aller Weinen ward großmächtig,  
 Herr Isengrin darüber bekümmert.  
 Er sprach: „Madame Hersant, liebes Weib,  
 was ruiniert Ihr Euer Leib und Leben?  
 1055 Euer Weinen tut mir weh!  
 So helf Euch Gott, tut das nicht länger!“  
 „Oh weh! Ich kann nicht damit aufhören.  
 Es macht mich leiden, daß mein Mann  
 ohne Schwanz sein muß.  
 1060 Wie soll ich Arme das überleben?“  
 Damit war der Krieg erklärt.  
 Ysengrin trabte los,  
 um Reinhart einen Hinterhalt zu legen.  
 Er begab sich auf einen Beobachtungsposten.  
 1065 Denn wer ohne rechte Ausrüstung  
 einen Krieg anhebt,  
 der soll mit gutem Plan  
 sein Leib und Leben schützen!  
 So war es also zum Ende einer Freundschaft gekommen.  
 1070 Ein Luchs vernahm das bald;  
 ihn bekümmerte der allgemeine Zorn.  
 Er stammte von beiden ab,  
 vom Wolf und vom Fuchs –  
 davon kam dem Luchs  
 1075 seine Sorge.  
 Da sprach er zu Isengrim:  
 „Mein vertrauter Verwandter, Herr Ysengrin,  
 wessen zeiht Ihr meinen Neffen?  
 Ihr gehört beide zu meinem Geschlecht  
 1080 Gerne möchte ich schlichten helfen,  
 wenn Ihr mir Eure Klage offenbart:  
 Dann kommt Ihr zu einem Gerichtstag.  
 Was immer Euch Reinhart angetan hat,  
 dafür muß er Euch einstehen!“  
 1085 Da antwortete ihm Herr Isengrin.

Er sprach: „Vernimm, mein trauter Vetter –  
 es dauerte lang, alles zu sagen –  
 ich habe viel anzuklagen,  
 was mir Reinhart angetan hat.  
 1090 Daß ich heute ohne Schwanz dahergehe,  
 das hat er höchstpersönlich verursacht.  
 Außerdem hat er mein Weib umworben.  
 Wenn er in der Hinsicht unschuldig wäre,  
 ließe ich ihn wegen dem andern ungeschoren.  
 1095 Absagen will ich Dir aber nicht:  
 Ich will Dir auf den Gerichtstag kommen.“  
 Der Gerichtstag ward abgesprochen  
 über drei Wochen.  
 Dorthin kam Herr Ysengrin  
 1100 und brachte viele seiner Verwandten mit.  
 Einen Teil von ihnen werde ich nennen,  
 die werdet Ihr gleich erkennen:  
 Das war der Elefant und der Wisent,  
 die Reinhart wie Riesen dünkten;  
 1105 die Hinde und der Hirsch Randolt,  
 die waren Isengrin wohlgesonnen;  
 Brun, der Bär, und Wildeschwein,  
 die wollten auf Ysengrins Seite stehen.  
 Zwingt mich nicht, alle zu nennen:  
 1110 Jedes Tier mit mächtig großem Leib,  
 das war da auf Ysengrins Seite –  
 Sie wären besser woanders gewesen!  
 Reinhart nahm Krimel mit,  
 einen Dachs, der ihm nützlich war;  
 1115 der wich nie von ihm, in keiner Not,  
 und das währte, bis zu ihrer beider Tod.  
 Der Hase und das Kaninchen  
 und so manch andres Tierlein,  
 die ich nicht aufzählen will,  
 1120 von denen kamen ganze Massen!  
 Isengrin hatte sich wohl bedacht:  
 Herrn Reitze hatte er mitgebracht,  
 einen mörderischen Rüden.  
 Auf dessen Überredung sollte  
 1125 Reinhart sich von seiner Schuld losgesagt haben.

Den Rat hatte Herr Brun gegeben.  
Sie hießen Reitze sich tot stellen;  
da war noch überlistet worden  
Reinhart, der so viele Tricks beherrschte.  
1130 Krimel sah, wo Reitze lag.  
Er sprach: „Reinhart, vernimm mich!  
Wahrlich, ich sage Dir –  
Du brauchst es mir nicht übelnehmen –  
Reitze will Dich beißen,  
1135 kommt Dir Dein Fuß vor seinen Mund,  
Du wirst wirst nimmermehr gesund!“  
Der Luchs, der sie hinbrachte,  
sprach zu Reinhart: „Nun sieh zu,  
wie Du vor unserm Angesicht  
1140 Dich vor Isengrin rechtfertigst,  
Daß Du sein Weib nicht umworben hast.“  
„Das tu ich“, sprach er, „bei meinem Leib und Leben,  
so daß er selber sich gut verteidigen muß!“  
Er sprach: „Wär nur die Welt verschont  
1145 vor Treulosigkeit, wie’s bei mir immer war!“  
Darauf ging Reinhart, sich zu besprechen,  
seine Verwandten bat er, hinauszugehen.  
„Wißt Ihr, was ich gesehen habe?“,  
sprach er, „Reitze lebt! Ich will weg hier!  
1150 Gott möge Euch wohl behüten!“  
Er machte sich davon ins Feld.  
Da sprach so manches von den Tieren:  
„Seht, nun flieht Reinhart!“  
Isengrin ward ungeheuer zornig,  
1155 er setzte sich auf seine Spur.  
Madame Hersant lief ihm weit voraus.  
Das war ein großer Fehler.  
Ihren Liebhaber wollte sie totgebissen haben,  
um ihre Unschuld zu beweisen  
1160 und Isengrins Huld zu behalten.  
Reinhart kannte sich aus in Heimtücke.  
Seiner amie fuhr er durch den Mund  
mit seinem Schwanz, da kannte er sich aus.  
Er ritt stracks zu seiner Burg,  
1165 das war ein schönes Dachsloch,

dorthin flieht sein ganzes Geschlecht heut noch.  
 Da rettete Reinhart sein Leib und Leben.  
 Madame Hersant ihm nach,  
 voll hinein, aber nur bis über den Bug.  
 1170 Da wurde sie gleich zur Genüge geschändet.  
 Sie konnte nicht hin und her.  
 Reinhart bemerkte die gute Gelegenheit,  
 zu einem andern Loch sprang er hinaus  
 und schwang sich auf seine Gevatterin.  
 1175 Isengrin brach das Herz –  
 der begattet sie, und er mußte es ansehen!  
 Reinhart sprach: „Allerliebste Freundin,  
 Ihr solltet von jetzt an immer mit mir zusammensein!  
 Es weiß niemand, wenn's Gott recht ist;  
 1180 um Eurer Ehre willen bin ich bereit, es zu verheimlichen.“  
 Madame Hersants Schande war nicht gering.  
 Sie biß vor Zorn in die Steine,  
 aber ihre Anstrengung vermochte ihr nichts zu nützen.  
 Nun sah Reinhart  
 1185 Isengrin voll Zorn ankommen.  
 „Es ist mir wohl besser, wenn ich entweiche“,  
 sprach Reinhart und machte sich wieder hinein.  
 Mit Ysengrin kamen seine Söhne.  
 Und manch furchterregendes Tier  
 1190 kam auch noch mit Ysengrin.  
 Von denen konnte er später bezeugen lassen,  
 daß sein liebes Weib geminnt worden war.  
 Isengrin begann zu weinen.  
 Bei den hinteren Beinen  
 1195 ward Madame Hersant herausgezogen.  
 „Mich hat wahrlich oft betrogen  
 dieser Reinhart,“ sprach Ysengrin,  
 „das wollte ich ja alles dahingehen lassen!  
 Aber nicht dieses Leid, das ich hier ansehen muß.  
 1200 Das ist lang und breit!“  
 Reinhart ging und stellte sich an die Tür.  
 Er sprach: „Ich habe Euch nichts getan.  
 Meine Gevatterin wollte herein,  
 da hieß man sie willkommen.  
 1205 Und daß ich Euch nichts getan habe,

das will ich meinen Paten bezeugen lassen.“  
 „Mitnichten“, sprach der Pate,  
 ich kann hier nicht länger aussöhnen.  
 Ich habe allen Grund, Dein Feind zu sein.  
 1210 In meiner Hand liegt Dein Tod.“  
 „Nicht doch, Pate“, sprach Reinhart,  
 „da gingst Du einen üblen Weg.  
 Es würde Dir nimmermehr vergeben,  
 solange Du am Leben bist.  
 1215 Und Du wärest für alle Zeiten  
 in Eisen geschlagen.“  
 Isengrin sprach: „Wahrlich,  
 Madame Hersant, es ist nun sieben Jahre her,  
 daß ich Euch zur Ehefrau nahm.  
 1220 Damals war manch reizendes Tier dabei  
 aus unsrer Verwandtschaft.  
 Seitdem hatten wir viel Wonne zusammen.  
 Nun hat uns Reinhart verhöhnt!  
 Oh weh, daß er je unser Gevatter ward!  
 1225 Ich kann darüber nimmer froh werden.“  
 Madame Hersant weinte jetzt,  
 und Ysengrin heulte,  
 dasselbe taten auch seine Söhne  
 Diese schwere Last mußten sie aushalten.  
 1230 Da machten sie sich auf und trabten von dannen.  
 Ihr aller Gemüt war voller Zorn.  
 Reinhart sprach: „Guter Gevatter!  
 Mein vertrauter Herr Isengrin!  
 Ihr sollt für immer hier bleiben.  
 1235 Wollt Ihr aber wirklich von hinnen,  
 so sollt Ihr mir meine Gevatterin hier lassen!  
 Die wird von Rechts wegen dann die Hausfrau sein!“  
 Darauf antwortete ihm Herr Isengrin nicht.  
 Dies alles geschah während eines Landfriedens.  
 1240 Den hatte geboten, bei Strafe des Erhängens,  
 ein Löwe, der war Vrevel genannt,  
 er hatte die Macht in diesem Land.  
 Keinem Tier konnte seine Kraft etwas nützen –  
 es mußte zum Gericht vor ihn kommen.  
 1245 Sie folgten alle seinem Gebot;

er war ihr Herr, nur Gott war mächtiger.  
 Den Frieden hatte er aus Not geboten,  
 er wähnte, den grimmigen Tod  
 ganz gewiß in sich zu tragen.

1250 Wie das kam, das will ich Euch sagen.  
 Zu einem Ameisenhaufen hatte er gehen wollen;  
 und nun hatte er allen befohlen, stille zu stehen,  
 und sagte ihnen die unerhörte Neuigkeit,  
 daß er ihr Herr wäre.

1255 Das wollten sie nicht mitmachen;  
 darüber war er schwer erzürnt.  
 Vor Zorn sprang er auf die [Ameisen]burg,  
 kämpfte auf der Stelle mit den kleinen Tieren –  
 ihn dünkte, das ihm das Not täte.

1260 Mehr als tausend von ihnen lagen tot da  
 und sehr viele gefährlich verwundet;  
 genügend viele blieben allerdings unversehrt.  
 Seinen Zorn ließ er heftig an ihnen aus,  
 die Burg brach er bis auf die Grundmauern nieder.

1265 Er hatte ihnen maßlosen Schaden zugefügt.  
 Da machte er sich auf und zog seines Wegs.  
 Die Ameisen begannen zu klagen  
 und sagten von ihrem großen Schaden,  
 den ihr ganzes Geschlecht erlitten hatte.

1270 Alle ihre Wonne war dahin,  
 das war ein jammervoller Tag für sie.  
 Der Herr über die Burg,  
 das war ein mörderischer Ameis.  
 Als der aus dem Wald kam,

1275 da vernahm er leidvolle Nachrichten:  
 Daß seine Bürger  
 solchen großen Schaden hatten hinnehmen müssen.  
 Er sprach: „Wer hat Euch dies angetan?“  
 Die da nicht tot waren,

1280 die klagten heftig ihre Not:  
 „Auf Grund unsrer Lehnstreue sind wir dazu gekommen.  
 Hatten wir doch von Vrevel vernommen,  
 daß wir ihm untertan sein sollten.  
 Da wollten wir aber keinen andern haben

1285 als Euch. Davon müssen wir diesen Schaden ertragen.

Er hat uns viele unsrer Verwandten erschlagen  
 und diese Burg niedergebrochen.  
 Wenn das ungerächt bleibt,  
 so haben wir unsere Ehre auf immer verloren.“  
 1290 „Eher wollte ich den Tod wählen“,  
 sprach ihr Herr und machte sich sofort auf  
 zu dem Löwen, bis daß er ihn fand,  
 unter einer Linde, wo er schlief.  
 Der Ameise lief zu ihm  
 1295 grimmigen Gemüts.  
 Er dachte bei sich: „Herr und guter Gott!  
 Wie soll ich meine Kinder rächen?  
 Beiß ich ihn tot, dann trage ich ihn anschließend  
 nicht davon!“ Er überlegte hin und her.  
 1300 Mit Kraft sprang er ihm in das Ohr,  
 das geschah dem König zum Schaden.  
 Da sah ihm aber Reinhart zu,  
 der war in der Nähe verborgen.  
 Sie behaupten, daß der nicht weise sei,  
 1305 der seinen Gegner unterschätzt.  
 Der Löwe hatte davon noch viel Kummer.  
 Geradewegs ins Hirn fuhr er hinauf –  
 der König schreckte auch auf davon  
 und sprach: „Gnädiger Herrgott,  
 1310 was kann das für ein Übel sein?  
 Oh weh, daß ich versäumt habe,  
 Gericht zu halten, dafür muß ich traurig einstehen.  
 Das wird mir nimmermehr passieren.“  
 Der Löwe dort schrie laut auf.  
 1315 So manches Tier vernahm das,  
 das eilends dorthin kam,  
 und sie sprachen: „Was ist Euch geschehen?“  
 Er sprach: „Mir ist ganz weh, das muß ich sagen.  
 Ich weiß wohl, es ist Gottes Schlag,  
 1320 weil ich nicht Gericht gehalten habe.“  
 Auf der Stelle ordnete er einen Hoftag an.  
 Die Boten wurden gesandt  
 weit ins Reich hinaus.  
 Er wurde auf eine bestimmte  
 1325 Wiese befohlen,

über sechs Wochen –  
 Widerspruch gab es nicht.  
 Erhabene Sitze zimmerte man,  
 die waren gut und stark  
 1330 und kosteten mehr als tausend Mark.  
 Ich zähle Euch auf, wer dorthin kam:  
 Zu allererst, wie ich gehört habe,  
 Der Panther und der Elefant,  
 der Strauß und der weitbekannte Wisent.  
 1335 Der Hoftag ward gewaltig groß.  
 Der Zobel kam dorthin und der Marder.  
 Und der schnelle Leopard,  
 der trug eine Mütze;  
 dann der Hirsch wie der Bär,  
 1340 und die Maus und der Maulwurf.  
 Der Luchs kam dorthin und das Reh,  
 das Kaninchen wie auch die Fähe.  
 Die Geiß kam dorthin und der Widder,  
 der Steinbock begab sich herunter  
 1345 vom Gebirge, unverzüglich.  
 Auch kam aus dem Wald  
 der Hase und das Wildschwein,  
 der Otter und das Murmeltier.  
 Das Kamel kam auch dorthin,  
 1350 der Biber und eine Schar Igel.  
 Das Hermelin und das Eichhorn  
 hätte den Hoftag nicht freiwillig verpassen wollen.  
 Der Ur und der Kunin,  
 der Schälhengst und Baldewin,  
 1355 Reitze und das Meerrind,  
 Krimel und manch anderen Tieres Kind,  
 das ich nicht benennen kann,  
 weil ich über sie nie Kenntnis erhielt.  
 Madame Hersant und Ysengrin  
 1360 kamen dorthin und seine Söhne.  
 Der König schritt sogleich zu Gericht.  
 Reinhart war nicht am Hof anwesend.  
 Seine Feinde brachte er dennoch in Not.  
 Der König gebot,  
 1365 daß sie ihr Lärmen unterlassen sollten.

Darauf suchte Herr Ysengrin Recht.  
 Er beehrte einen Fürsprech,  
 der König gewährte ihm einen.  
 Das mußte Brun, der Bär, machen.  
 1370 Er sprach: „Herr! Es beehrt Ysengrin  
 nach Recht und mit Eurer Güte,  
 daß, falls ich ihn nicht angemessen vertrete,  
 er mich austauschen darf.“  
 Der König sprach: „Das sei gewährt!“  
 1375 „Gewaltiger König und Herr!  
 Große Last und schwere Verletzung  
 klagt er, Herr Ysengrin.  
 Daß er heute bar seines Schwanzes  
 hier vor Euch steht,  
 1380 das war Reinharts Werk.  
 Dadurch ist er in seiner Person zutiefst beschämt.  
 Madame Hersant, sein edles Weib,  
 hat er geschändet, während des Landfriedens,  
 den Ihr bei Strafe des Erhängens geboten habt.  
 1385 Das geschah ohne eine Zustimmung ihrerseits.“  
 Krimel sprang da hervor.  
 Er sprach: „Mächtiger König, vernehmt mich!  
 Diese Rede ist unglaublich  
 und es ist sehr wohl möglich, daß sie gelogen ist.  
 1390 Wie vermochte mein Vetter sie denn zu notzüchtigen?  
 Madame Hersant, die ist doch größer als er!  
 Hat er ihr aber beigelegen  
 aus Minne, so ist das nichts Aufregendes,  
 denn solcherlei geschieht oft.  
 1395 Nun hat aber hier bisher kaum jemand etwas davon gewußt.  
 Madame Hersant, nun sagt, wie kommt es,  
 daß Euch Euer Mann so ins Gerede bringt?  
 Das muß Euch doch belasten.  
 Außerdem bringt er seine Kinder in Schmach,  
 1400 die schon erwachsene Jünglinge sind.  
 Ich höre hier eine überflüssige Klage vorbringen,  
 das will ich Euch fürwahr sagen.  
 Herr König, hört an dieser Stelle,  
 welchen Schaden man aufrechnen will, den er angeblich hat.  
 1405 Und ist Herrn Ysengrins Weib

durch Reinhart in ihrer Person angetastet worden  
auch nur so viel wie um eine Linse,  
dann werde ich für meinen Vetter bürgen.“

Isengrin erhob seine Klage erneut.

1410 Er sprach: „Ihr Herren, ich will Euch sagen,  
der Schaden belastet mir das Gemüt  
nicht halb so viel wie die Schmach.“

Der König verlangte, bei seinem Eid,  
vom Hirsch, daß er entscheiden sollte,  
1415 was hier für Recht gelten möge.

Randolt sprach: „Herr Ysengrin  
hat viel Schmach ertragen müssen.  
Das kann Euch niemand ausreden.  
Sogar maßlos viel!

1420 Das hätte ihm wohl ersparen können  
Reinhart, mit seiner Heimtücke.  
Herr, das muß Euch eine Beleidigung sein!  
Sollte er ein edles Weib geschändet haben,  
pfui, was sollte ihm dann noch Leib und Leben?  
1425 Ich verurteile ihn, bei meinem Eid,  
und ohne irgend selbst beleidigt worden zu sein,  
nur auf Grund von bestem Wissen und Gewissen:  
Ihr sollt ihn festsetzen,  
und wenn Ihr ihn zu fangen vermögt,  
1430 so ordnet unverzüglich an,  
daß er gehenkt werde.  
So habt Ihr Eurer Ehre Genüge getan.“

Der König war selber erzürnt.

Er sprach: „Ihr Herren, wollt Ihr dem folgen?“

1435 Sie sprachen: „Ja!“ alle nacheinander;  
es drängte sie nach Reinharts Bestrafung.  
Es widersprach niemand,  
außer ein Kamel aus Thuschalan,  
das war rechtschaffen und weise  
1440 und außerdem grau vom Alter.  
Es legte die Füße vor sich  
und sprach: „Herr König, vernehmt mich!  
Ich höre manchen guten Rittersmann

Urteile fällen, die mich Unrecht dünken.  
 1445 Sie verstehen sich vielleicht nicht besser darauf.  
 Bei meinem Eid will ich Euch als Recht erklären:  
 Wenn man hier am Hof jemand anklagt,  
 und er ist nicht hier, daß man ihn informieren  
 und ihn dreimal vorladen soll.  
 1450 Kommt er nicht, so ist das sein Schade,  
 und es soll ihm ans Leben gehn.  
 Bei meinem Eide fälle ich dieses Urteil.“  
 Darüber war Herr Ysengrin nicht sehr froh.  
 Allsogleich aber folgten sie nunmehr  
 1455 alle miteinander dem Kamel,  
 die großen Tiere und die kleinen.  
 So ging also diese Diskussion.  
 Darauf kam Schantecler  
 und wahrhaftig auch Madame Pinte.  
 1460 Sie trugen auf einer Bahre  
 ihre tote Tochter. Das war ihre Anklage.  
 Die hatte an eben diesem Tag  
 der rote Reinhart totgebissen.  
 Die Bahre ward vor den König  
 1465 gesetzt, der darüber vor Scham erblich.  
 Für Ysengrin aber war das eine Wohltat.  
 Schantecler erhob eine große Klage.  
 Er sprach: „König, vernimm, was ich Dir sage!  
 Du sollst wirklich und wahrhaftig wissen:  
 1470 Reinhart schändet Dir Dein Reich!  
 Das ist's, worum er sich bemüht!  
 Oh weh, er hat mir totgebissen  
 meine gute, gute Tochter.“  
 Zornigen Gemütes  
 1475 ward da der erhabne König,  
 die Klage bereitete ihm eignen Schmerz  
 und er sprach: „Bei meinem Barte!  
 Es muß der Fuchs Reinhart  
 unerbittlich dies Land verlassen,  
 1480 oder der Tod ist ihm gewiß.“

Der Hase sah des Königs Zorn –  
 da glaubte der Zaghafte, er sei verloren

(das ist bis heute die Gewohnheit der Hasen),  
aus lauter Furcht fiel ihn das Fieber an!  
1485 Der König befahl, daß er eine Messe singe,  
Herr Brun, sein Kaplan,  
und seine Schüler.  
Der Leichnam wurde schnell begraben.  
Der Hase legte sich dann auf das Grab  
1490 und schlief ein; darüber wurde er sehr froh,  
wie ich Euch sagen muß:  
Er ward gleich vom Fieber geheilt.  
Der Hase schreckte auf,  
ging stracks vor den König  
1495 und brachte ihm die sonderbare Nachricht,  
daß das Huhn wäre  
heilig vor Gottes Angesicht.  
Da gab man ihm ein rechtes Geläut,  
alle fingen an zu behaupten,  
1500 da wäre ein Zeichen geschehen,  
und hoben einen feierlichen Gesang an.  
Niemand wußte Reinhart Dank dafür.  
Sie baten alle gleicher Maßen,  
daß der mächtige König  
1505 diese Untat aufs Strengste richte.  
Sie sprachen: „Vor unserm Angesicht  
hat Gott ein Zeichen getan.  
Reinhart hätte es unterlassen sollen,  
daß er – ohne jede Missetat –  
1510 diesen Heiligen gemartert hat.“

Der König befahl seinem Kaplan,  
Herrn Brun, zu Reinhart zu gehen;  
das wollte er, wegen der Gefahr, verweigern,  
tat aber doch, was der König geboten hatte.  
1515 Er machte sich auf zu ihm in den Wald.  
Reinharts Tricks waren vielfältig,  
das ganze Land mußte sie entgelten.  
Er fand ihn dann vor seinem Loch.  
Das Loch war in einem Stein,  
1520 worin er sich vor seinen Feinden rettete.  
Von der Burg spricht man immer noch,

wenn man sie nennt, als dem Übelloch.  
Reinhart wußte fein zu empfangen  
des mächtigen Königs Kaplan.  
1525 „Willkommen, edler Schreiber“,  
sprach er, „nun gebt mir Nachricht,  
wie es dort am Hofe steht!  
Ich weiß wohl, Ihr seid des Königs Rat.“  
„Du bist dort schmerzlich angeklagt!  
1530 So lieb Dir Deine Ehre ist –  
komm hin und verantworte Dich!  
Man hat mich nach Dir gesandt.“

Reinhart sprach: „Herr Kaplan,  
dann sollten wir einen Imbiß nehmen;  
1535 so reisen wir um so besser zum Hof.“  
Reinharts Zuverlässigkeit war gering.  
„Ich kenne einen Baum sehr gut,  
der ist voll von gutem Honig.“  
„Nun, dann hin“, sprach er, „das begehrte ich schon immer.“  
1540 Herr Brun ging mit Reinhart.  
Er wies ihn dahin, wo ein Bauer  
einen Keil angesetzt hat  
in einen Block und hat ihn tief hineingeschlagen.  
Der Teufel hat ihn dann dorthin getragen;  
1545 er sprach: „Mein lieber Freund,  
das soll uns alles gemeinsam sein!  
Und stellt's mit Verstand an,  
hier sind viele Bienen drinnen.“  
Trotz den Bienen ließ er's nicht:  
1550 Das Haupt stieß er in den Block.  
Reinhart riß den Keil heraus –  
das Haupt drückte er ihm zusammen,  
der Kaplan war gefangen;  
nun mochte ihm die Zeit zum Essen lang werden.  
1555 Herr Brun schrie „ach!“ und „oh!“  
Reinhart sprach: „Warum tut Ihr das?  
Ich hatte Euch doch vorher gewarnt.  
Die Bienen werden Euch weiter nichts tun.  
Nun eßt mal fröhlich!  
1560 Der König ist so mächtig und reich,

daß er mir's wohl vergelten kann.“  
Darauf machte er sich eilig von dannen.

Der Kaplan fing an zu klagen.  
Da hörte er einen Wagen kommen.  
1565 Darüber ward seine Angst großmächtig.  
Heftigst strebte er nach rückwärts.  
Als ihn der Wagenlenker erblickte,  
sprach er kein Wort mehr,  
bis er im Dorf ankam.  
1570 Zur Kirche lief er und nahm  
den Glockenstrick in die Hand  
und läutete die Glocke, die er erwischt hatte,  
in heftigem Sturm, daß der Schall  
ihnen übers ganze Dorf kam,  
1575 daß alle Bauern  
zu dem Schall herauskamen.  
Der Bauer brachte die Nachricht,  
daß ein Bär gefangen wäre,  
ohne die Jagdkunst eines Jägermeisters.  
1580 „Das hat Gottes Kraft vollbracht!  
Ich kann Euch genau dorthin weisen.“  
Da machten sich Weib und Mann auf –  
das war eine beängstigende Sache.  
Da gelangte ein überschlauser Geck  
1585 dorthin, wo er Herrn Brun fand,  
eine Stange trug er in der Hand.  
Der Kaplan hatte wohl das Getöse gehört,  
seine Angst war groß und mächtig:  
Die Füße setzte er dort an den Block  
1590 und zog sich heraus. Doch ließ er im gleichen Augenblick  
dort beide Ohren und den Hut zurück.  
Der Honig dünkte ihn nicht allzu gut.  
Der Königsbote machte sich von dannen.  
Nun vernehmt einen unerhörten Spott!  
1595 Reinhart saß vor seiner Burg,  
vergaß nicht seine Niedertracht.  
Hört nur recht, wie er sprach,  
als er Herrn Brun so entblößt erblickte!  
Er sprach: „Guter Herr, Herr Kaplan,

1600 wo habt Ihr Euren Hut hingebraucht?  
 Habt Ihr ihn um Wein versetzt?  
 Oh weh, das wäre mir eine Schmach,  
 wenn Ihr dem Hof die Nachricht brächtet,  
 daß ich ein schlechter Gastgeber wäre!“

1605 Herr Brun sprach nichts vor Zorn,  
 er sah ihn nur feindselig an.  
 Herr Brun kam entblößt zum Hof,  
 seine Klage ward groß und mächtig.  
 Da kamen die Tiere herbeigedrängt,  
 1610 die Alten wie die Jungen,  
 und beschauten die breite Platte.  
 Da klagte abgrundtiefes Leid  
 dem König sein Kaplan.  
 Er sprach: „Dies hat mir Reinhart angetan.  
 1615 Ich gebot ihm, König, vor Dich zu kommen.  
 Trauter Herr, nun sieh,  
 wie er mich in solche Bedrängnis gebracht hat!  
 Der Tod wäre mir lieber.“  
 Der König war zornig geladen  
 1620 wegen seinem Kaplan,  
 sein Gemüt ward ihm schwer.  
 Was denn hierin nun Recht wäre,  
 fragte er auf der Stelle den Biber.  
 „Herr, so weit ich darin Kenntnis habe,  
 1625 so sage ich bei dem Eide,  
 niemandem zulieb noch zuleid,  
 und bei meiner Treu,  
 daß hiergegen kein Einspruch sein soll:  
 Ich verurteile ihn zu Verlust von Leib, Leben und Gut,  
 1630 und wer ihm irgend Beistand leistet,  
 daß man den in die Acht tun soll!  
 Dem mögen diese Herren gütigst folgen.“  
 Randolt sprach: „Das ist Recht!  
 Dem wird so mancher gute Rittersmann folgen.“  
 1635 Der Elefant sprach erzürnt:  
 „Ich will dem nicht folgen!  
 Hier ist ein Urteil verkündet worden,  
 das Ihr damals alle vernommen habt.

Das vermag niemand zurückzunehmen.  
1640 Man soll nach ihm senden  
Boten – [nicht] mehr als dreimal.  
Der Teufel soll dem in den Mund fahren,  
der da lügt bei seinem Eid  
jemandem zuliebe oder zuleide!“  
1645 Dem folgten sie, denn es war Recht.  
Davon kam Herr Dieprecht in Not.

Der König hieß ihn vor sich treten  
und zu Reinhart zu gehen.  
Da sprach Dieprecht, ohne zu zögern:  
1650 „Ich bin des Landrechts nicht kundig.  
Herr, er ist mit mir verwandt.“  
„Dies kann Dir durch nichts in der Welt  
erlassen werden“, sprach Randolt,  
„Ihr seid einander doch nicht grün.“  
1655 Der König gebot es ihm bei Leib und Leben.  
Dieprecht sprach: „Das wird mir eine Not werden!“  
Er machte sich unverzüglich und tapfer auf.  
Da fand er in dem Wald  
seinen Vetter, der da Reinhart hieß,  
1660 der trug manch übles Erbe in sich.  
Nun vernehmt, wie Reinhart sprach,  
als er seines Veters ansichtig wurde.

Er sprach: „Willkommen, Du mein Sippenblut!  
Mir tut ja das Herz so weh,  
1665 daß Du mir damals aus dem Weg gegangen bist.  
Nie ward ich über einen Gast so froh!“  
Dieprecht sprach: „Nun habe Dank!  
Es dünkt mich auch überaus lange.  
Der König hat mich zu Dir gesandt  
1670 und schwört, daß Du von ihm  
verbannt würdest, kämst Du nicht vor ihn.  
Alles Volk klagt Dich an.  
Du hast sehr übel daran getan,  
daß Du seinen Kaplan  
1675 so ohne Hut zurückgeschickt hast!“  
Reinhart sprach: „Guter Vetter!

Ich habe Herrn Brun wahrhaftig  
 in diesem Jahr noch nicht gesehen,  
 außer, als mich Herr Ysengrin jagte.  
 1680 Unglaubliches sagst Du mir, Vetter mein!  
 Wolltest Du mit mir gehen,  
 es wär mein Wunsch, dir zu geben, was ich habe.  
 Ich habe hier ein festes Haus,  
 darinnen habe ich manche Maus  
 1685 aufbewahrt für meine Gäste.  
 Da nimmst Du Dir die besten!“  
 Die Nacht sollte besonders hell werden,  
 seinen Vetter sollte Reinhart jetzt verraten.

Zu dem Hause führte er ihn dann.

1690 Dieprecht freute sich auf die Speise.  
 Da wohnte und lauerte ein Pfaffe drinnen,  
 dem große Unminne  
 von Reinhart geschehen war –  
 das mußte nun Dieprecht ausbaden!  
 1695 Einen Strick hatte er vor ein Loch nach drinnen gerichtet –  
 das tun auch heute noch viele.  
 Reinhart hatte sich jetzt in den Hinterhalt gelegt.  
 Sein Vetter blieb dann mit Müh und Not am Leben.  
 Dieprecht sauste in den Strick –  
 1700 nun war er fest gefangen.  
 Das hörte die Frau des Pfaffen.  
 Sie sprach: „Auf! bei meinem Leib und Leben!  
 Wir haben den Fuchs gefangen,  
 der uns den Schaden zugefügt hat!“  
 1705 Der heilige Gesetzeshüter  
 eilte Hals über Kopf;  
 ein Haumesser nahm er in die Hand  
 und begab sich dahin, wo er Dieprecht fand.  
 Er glaubte, es wäre Reinhart.  
 1710 Dieprecht reute die Reise.  
 Heftig würgend schrie er auf.  
 Der Pfaffe schlug die Schnur entzwei –  
 Das kam von der Finsternis.  
 Dieprecht hatte ohnehin von dannen gewollt,  
 1715 und dem entsprechend tat er auch im Handumdrehn.

Wie der Blitz kam er herausgerannt.  
Die Frau des Pfaffen drin  
brach eine neue Unminne los.  
Auf die Ohren schlug sie ihn im Handumdrehn,  
1720 ehe er sich's versah, fand sie ein Scheit,  
damit zerbläute sie ihm den Leib;  
und wäre nicht Werenburc, seine Kammerfrau,  
gewesen, so hätte er sein Leben verloren.  
Sie sprach: „Gott hat mir gegeben  
1725 den Reinhart, und Ihr habt ihn mir genommen!“  
„Madame, es ist mir übel bekommen!“  
sprach der geprügelte Kaplan,  
„nun laßt mich Eure Huld wieder haben!“

Dieprecht ließ die Mäuse dort,  
1730 sogleich machte er sich von dannen.  
Da lief er die ganze Nacht hindurch  
zurück zum Hof, mit großer Anstrengung.  
Er fand den König des Morgens früh;  
mit seinem Strick ging er auf ihn zu.  
1735 Er beklagte sich maßlos  
vor dem König über Reinhart.  
Er sprach: „König, ich war in Not!  
Reinhart wollte mir zum Tod  
verhelfen in Eurem Botendienst.  
1740 Da beschirmte mich die Kraft Gottes!  
Herr, ich und Euer Kaplan  
werden nicht wieder zu Reinhart gehen.“  
Den König bedrückte die Klage,  
auch bereitete ihm seine Krankheit Schmerzen.  
1745 Gewaltiger Zorn kam ihn an.  
Er lud den Eber vor, um ihn zu befragen,  
daß er ihm Auskunft gäbe,  
wie es um sein Recht hinsichtlich dessen bestellt wäre,  
daß seine Boten, Herr Brun und Dieprecht,  
1750 solchermaßen rechtlos behandelt worden waren.  
Der Eber war voll zornigen Unmuts.  
Er sprach: „Ich verurteile ihn zum Verlust von Ehre und Gut;  
und sein Leib und Leben werde geächtet  
und seine Frau zur Witwe

1755 und seine Kinder zu Waisen!“  
 „Dem folge ich“, sprach Ysengrin.  
 Der König fragte alle rundum,  
 die Weisen und die Dummen,  
 ob alles Volk dem folgen wolle.

1760 Da hielt Crimel sich nicht auf.  
 Er sprach: „König, edel und gut!  
 Falls Herr Brun seinen Hut  
 durch die Schuld meines Veters verloren hat,  
 so macht er daraus ganz überflüssiges Zorngewese.

1765 Nun ist auch Herr Diebrecht,  
 Herr, leichtlich im Unrecht.  
 Er ist Reinhart spinnefeind.  
 Darum soll auch niemand ein  
 Urteil fällen – und das muß das Prinzip bleiben –,

1770 auf Grund dessen Eure Ehre zuschanden werden  
 und Euer Hof in Verruf geraten könnte;  
 eines, worüber man anderwärts etwa lachte,  
 oder gar eines auf Grund von irgendwelcher Bestechung.  
 Vielmehr soll man ihn noch einmal auffordern,

1775 hier zu erscheinen, meinen Vetter.“  
 „Der Bote“, sprach der König, „das mußt Du selber sein!  
 Und ich befehl's Dir bei Deinem Leben!  
 Wenn Gott will, dann soll Dir  
 Dein Vetter das Botenbrot geben!“

1780 Da mußten alle miteinander lachen.  
 Krimel ließ wenig Angst aufkommen;  
 schnell kam er in den Wald  
 und suchte seinen Verwandten.  
 Nun vernehmt seltsame Dinge

1785 und unerhörte Geschichten,  
 von denen der Gleisner  
 Euch Kunde gibt – denn sie sind von Gewährsleuten.  
 Denn Heinrich heißt er,  
 der die Bücher zusammengetragen hat

1790 von Ysengrins Drangsal.  
 Wer will, daß es gelogen sei,  
 der braucht ihm keinen Obulus zu geben!

Nun werden wir dort wieder einsetzen,  
wo wir die Erzählung verlassen haben.  
1795 Zu Reinharts Burgtor [S: Burg hoch oben]  
reiste Krimel. Darüber ward sehr froh  
der Hausherr, als er ihn erblickte.  
Lachend sprach er zu ihm:  
„Willkommen, Vetter, du wirst mir sagen,  
1800 was sie bei Hof über mich klagen.“  
„Dir droht mörderisch“,  
sprach er, „der mächtige König.  
Er hört große Klage über Dich.  
Wenn Du heut an diesem Tag  
1805 nicht vor Gericht kommst, dann verlasse dies Land,  
oder der Tod ist Dir gewiß.  
Kommst Du aber vor Gericht  
im Angesichte Ysengrins,  
so verurteilt Dich alles Volk.“  
1810 Er sprach: „Deshalb unterlasse ich es nicht!  
Niemand wird mir mehr etwas verweisen.“  
Sie saßen nieder und nahmen einen Imbiß.

Da die Tafel aufgehoben ward,  
machte sich Reinhart sogleich  
1815 mit erstaunlicher Geschwindigkeit  
in seine Kemenate  
und nahm ein Gewand, zur Verkleidung  
das allerbeste, das er drinnen fand:  
einen leinenen Wallfahrermantel,  
1820 in den schlüpfte er sofort hinein.  
Er nahm eine Arzttasche –  
niemand vermag Euch aufzuzählen,  
was Reinhart an Tricks kannte.  
Er ging wie einer mit Medizinbüchsen,  
1825 mit Nelken wie auch mit Cynamon –  
einen Arzt wollte er darstellen.  
Er trug manche unbekannte Wurz bei sich.  
Einen Stab nahm er in die Hand,  
zum Hof machte er sich alsbald,  
1830 zusammen mit seinem Vetter, aus dem Wald.  
Er schlug ein Kreuz vor der Brust.

Er sprach: „Gott bewahr mich nun  
vor bösen Lügnern,  
daß sie mir nichts anlasten.“

- 1835 Da Reinhart zum Hof kam,  
sprach manch furchterregendes Tier  
so bei sich:  
„Nun könnt Ihr Erstaunliches sehen:  
Wie Reinhart so dahergeht,  
1840 der manches Tier geschändet hat!  
Er ist Madame Hersants ami.  
Wer sie doch beide an einem Ast aufhinge!  
Das sollte niemand beklagen.  
Was sollte ihr auch der Bösewicht?“
- 1845 Die erzürnten Rittersleut  
beschrieen ihn mit Recht.  
So klagte voll Schmerz Herr Ysengrin,  
daß ihm seine Frau  
geschändet worden wäre. Darauf sprach der Kaplan:  
1850 „Er hat auch mir Leid angetan!“  
Dieprecht sprach: „Herr König, seht, wie er dasteht,  
der Euch viel Schmach geboten hat.  
Nun laßt ihn Euch nicht entkommen.  
Ihr sollt ihn hängen lassen,  
1855 denn er ist wahrhaftig  
ein Verräter!“  
Schantecler klagte um seine Kinder.  
Er sprach: „König, wir wissen wohl, daß Ihr seid  
unser rechter Richter.  
1860 Darum ist es uns eine große Last,  
daß Ihr diesen Mörder da stehen laßt.  
Man sollte ihn längst aufgehängt haben.“  
Drauf sprach der Rabe Dizelin:  
„Herr, hängt meinen Vetter auf!“
- 1865 Reinharts Künste waren unerschöpflich.  
Er sprach: „Was soll, König, dieses Getöse?  
Ich bin schon an manchen Hof gekommen,  
aber selten habe ich vernommen  
solche Ungezogenheit.

1870 Wahrlich, das tut mir leid für Euch!“  
 Der König sprach: „Tja, so ist es!“  
 Das Durcheinandergeschrei wurde jetzt verboten.  
 Reinhart sprach: „Euch entbietet seinen Dienst,  
 mächtiger König, Magister Penden,  
 1875 ein Arzt aus Salerno!  
 Der sähe gerne Euch in Ehren –  
 so wie ja auch alle, die hier sind,  
 die Alten wie die Jungen.  
 Und wenn Euch an Leib und Leben etwas geschieht,  
 1880 das werden sie nicht verwinden können.  
 Herr, ich war in Salerno  
 darum, weil ich Euch gerne  
 von dieser Eurer Krankheit helfen möchte.  
 Ich weiß genau, daß all Eure Beschwerde  
 1885 im Haupte liegt, was immer es sein mag.  
 Magister Benden läßt Euch sagen,  
 daß Ihr in Eurem Interesse nicht darauf vergessen sollt,  
 jeden Tag etwas einzunehmen  
 von diesem Kräutersaft, den er Euch gesandt hat.“  
 1890 „Das werde ich tun“, sprach der König sogleich  
 und ließ seinen Zorn schwinden.  
 Reinhart sprach: „So gar mancher Dorn  
 hat mich in den Fuß gestochen  
 in diesen sieben Wochen –  
 1895 Das tut mir, König, verdammt weh!  
 Der Arzt läßt Euch noch mehr sagen.  
 Wenn’s Euch möglich wäre, einen alten Wolf zu finden,  
 den sollt Ihr schinden lassen.  
 Auch müßt Ihr die Haut eines Bären haben.“  
 1900 Der König sprach: „Das sei der Kaplan!“  
 „Damit werdet Ihr genesen, guter Herr.  
 Einen Hut aus einer Katze  
 müßt Ihr zu aller Not haben –  
 oder es wäre, weiß Gott, Euer Tod!“  
  
 1905 Der König ließ jetzt vortreten  
 Ysengrin und seinen Kaplan.  
 Er sprach: „Ihr werdet mir Eure Häute geben!  
 Dafür bin ich in Schuld, solange ich am Leben

bin, Eurem ganzen Geschlecht, in jedem Augenblick.

1910 Magister Reinhart hat mich aufgeklärt  
über meine Krankheit, die mir ununterbrochen  
zu meinem Leidwesen im Haupte sitzt.“  
„Gnade, Herr“, sprach der Kaplan,  
„was für Tollheit wollt Ihr hier begehen?  
1915 Den Ihr für einen Arzt haltet,  
der hat so manchen getötet.  
weiß Gott, anstatt geheilt.  
Und er ist vor Eurem Gericht verurteilt worden!“  
Drauf gab es ihm auch Herr Ysengrin:

1920 „Soll mir auf diese Weise Recht werden  
für mein Weib, so ist das willkürliche Gewalt!“  
Seinen Schwanzstummel bot er dar:  
„Seht, wie mich euer Arzt  
am Hinterteil ums Ansehen gebracht hat.  
1925 Euch mag es gut und gern ebenso ergehen!“  
Da wären am liebsten woanders gewesen  
Herr Brun und Herr Ysengrin,  
aber das war nicht möglich.  
Sie konnten nicht entweichen.

1930 Der König ließ sie ergreifen  
von so manchem seiner starken Knechte.  
Sie wurden geschunden, und auch Dieprecht ward  
ebenso rücksichtslos geschunden.  
Das alles kam von Reinhart.

1935 Der sprach: „So ist es recht!  
Ein gesottenes Huhn müssen wir haben,  
mit gutem Eberspeck.“  
Der König sprach: „Das soll Madame Pinte sein!“  
Der König hieß vorkommen

1940 den Schantecler. Er sprach: „Ich muß  
Deine Frau als Arznei haben.“  
„Nicht, Herr, sie ist mir wie mein eigener Leib!  
Eißt mich und laßt sie am Leben!“  
Reinhart sprach: „Das ist nicht möglich!“

1945 Der König hieß Pinte fangen.  
Schantecler sprang eilig davon.  
Und wie es angeordnet worden war:  
Aus seinem Schinken schnitt man jetzt

dem Eber ein gewaltig großes Stück.  
1950 Diese Arznei verdroß ihn mächtig.  
„Einen hirschledernen Riemen müssen wir haben!“  
Der König ließ vortreten  
den Hirsch und sprach: „Randolt,  
Einen Gürtel wirst Du mir geben!  
1955 Dafür stehe ich immer in Deiner Schuld.“  
„Herr, erlaßt mir das“,  
sprach der Hirsch, „um Gottes Willen,  
es wird doch aller Welt spotten,  
daß Ihr hier dem Folge leistet,  
1960 auf den noch nie Verlaß gewesen ist.  
Der Teufel hat ihn gelehrt,  
daß er ein Arzt sein soll.“

Der König sprach: „Randolt,  
ich war Dir immer über die Maßen gewogen.  
1965 Sterbe ich nun durch Deine Schuld,  
könnte Dir das ewig leid tun.“  
Er wagte nicht, es dem König abzuschlagen:  
Einen Riemen mußte er ihm überlassen,  
von der Nase bis zum Schwanz.  
1970 Reinhart kam wie ein Hagelwetter über sie alle.  
Reinhart, der die tollsten Dinge versteht, sprach:  
„König, wärst Du ein armer Mensch,  
so wüßte ich Dir nicht zu helfen.  
Aber durch Gottes Gnade haben wir alles,  
1975 wodurch es möglich ist, daß Du überlebst –  
wenn Du mir weiter gehorchen willst.“  
„Ja“, sprach der König, „verehrter Magister,  
wie Du mir befehlst, so will ich sein!“  
Reinhart wußte so manches Lied:  
1980 „Es will keinen Lohn von Dir  
mein Magister Bendin,  
nur eine Biberhaut.“ „Das soll sein“,  
sprach der mächtige und reiche König,  
„die werde ich ihm wahrlich senden.“  
1985 Er hieß den Biber vortreten,  
drauf mußte er die Haut dalassen.  
So manches Tier sah das alles;

eines sprach zum andern:  
„Was wird für uns hieraus werden?  
1990 Wir sollten uns von hier fortmachen,  
bevor wir unser Fell verlieren!“  
Da machte sich manches wackere Tier davon,  
der Hof brach in sich zusammen.  
Krimel blieb dort  
1995 und das Kamel aus Tuschelan –  
sie hieß der Arzt hierbleiben,  
ebenso den Elefanten,  
der das gute Urteil gefällt hatte.

Der so ungeheuer reiche und mächtige König,  
2000 der blieb da fast allein.  
Sie fuhren alle davon wie der Wind,  
da blieb sein Gefolge.  
Reinhard bat den König,  
daß er sich ein Bad herbeitragen ließe.  
2005 Der König gebot's sogleich,  
der Leopard ließ es sich höchst angelegen sein.  
Es ist wahr, was ich Euch sage,  
das Bad ward schnell herzugetragen.  
Es ward auf die rechte Temperatur gebracht,  
2010 das schafften brave Knappen,  
so wie's der Magister Reinhart geboten hatte.  
Sie hätten beim Tod ihres Herrn gelitten.  
In das Bad legte er ausreichend Gewürze;  
drauf setzte er ihm den Katzenhut auf,  
2015 dem König, mit Umsicht.  
Dann hieß er ihn, sich ins Bad setzen.  
Magister Reinhart, der Arzt,  
fühlte nach einer Ader, die zum Herzen führt.  
Er sprach: „König, Ihr seid genesen  
2020 und dürft Euch darüber freuen.  
Euch war grad der Tod sehr nahe,  
nun hilft Euch meine Kunst aus der Not.  
Steigt heraus“, sprach der Arzt,  
„Ihr habt gebadet, gerade so lange wie nötig.  
2025 Allzu langes Bad macht den Kranken schwach –  
Ihr seid ein wenig bleich geworden.“

Der König sprach – er war immer noch krank –  
 wie ein Mensch, der gerne gesund werden will:  
 „Dein Gebot werde ich gerne erfüllen!“  
 2030 Drauf hat er ihn sorgfältig  
 auf die Haut seines Kaplans gebettet,  
 der ihm davor so vertraut gewesen war.  
 Er deckte den König schön warm –  
 daß es Gott erbarme! –  
 2035 mit einer Haut, die Ysengrin getragen hatte;  
 die hatte er ohne ein Verschulden verloren.  
 Reinhart nutzte seine Tricks:  
 um's Haupt machte er ihm heiß.  
 Das gewahrte der Ameis:  
 2040 aus dem Haupt fuhr er hervor;  
 drauf kroch er richtig, das ist wahr,  
 direkt in das Katzenhaar.  
 Der Magister nahm darauf den Hut,  
 ging mit ihm an die Sonne,  
 2045 die ließ er hineinscheinen.  
 Der Erfolg zeigte sich sogleich:  
 er erblickte den Ameis;  
 zornig sprach er zu ihm:  
 „Ameise, Du bist tot!  
 2050 Du hast in große Not gebracht  
 meinen Herrn! Dein Leben  
 wirst Du dafür geben!“  
 Der Ameise sprach zu Reinhart:  
 „Das war unvermeidlich für mich, denn er hat mir  
 2055 eine gute Burg niedergebrochen, der König, der erhabne.  
 Da wurde ich zutiefst verletzt,  
 so daß ich's nimmer genug anklagen kann.  
 Von meinen Verwandten lagen viele erschlagen da.  
 Dafür habe ich dies getan.  
 2060 Wolltest Du mich am Leben lassen,  
 so gebe ich in diesem meinem Wald  
 tausend Burgen in Deine Gewalt.“  
 Reinhart fand das ein gutes Angebot;  
 er ließ den Gefangenen sofort frei.  
 2065 Darüber ward der Ameis mächtig froh,  
 er machte sich gleich davon in den Wald.

Hätte er nicht die richtige Summe gegeben,  
so hätte er das Leben dran geben müssen.

Solcherlei geschieht ja auch alle Tage:

- 2070 Wenn einer nur die richtige Summe geben kann,  
daß er damit mehr erreicht,  
als einer, der sich darum bemüht,  
das Gebot seines Herren zu erfüllen  
mit seinem Dienst – das erbarme Gott!
- 2075 Reinhart ging dann wieder dahin zurück,  
wo er seinen Kranken gelassen hatte.  
Er griff dem König an die Stirn.  
Er sprach: „Wie fühlt sich das Hirn nun an?“  
„Gut, Magister, Gott soll’s Euch lohnen!
- 2080 Ihr habt mich gut verarztet.“  
Er sprach: „Wir werden es noch besser machen.  
Weiß noch jemand, ob das Huhn  
mit Petersilie gesotten worden ist?“  
Ein Truchseß stand dabei,
- 2085 der sprach: „Aber ja, das kann ich Euch bestätigen.“  
„Nun, dann heißt es mir auftragen!“  
Das geschah auf der Stelle.  
Dann hieß er ihn zum Essen gehn,  
Reinhart, seinen Herrn,
- 2090 und er hieß ihn, die Brühe schlürfen.  
Der Arzt vergaß freilich nicht,  
Madame Pinte dann selber zu essen,  
Reinhart, der ungetreue Schlecker;  
Krimel gab er dann den Eberspeck.
- 2095 Den König hieß er aufstehn  
und eine Weile sich ergehen.  
Reinhart, der so wenig Treue in sich hat,  
bat den König dann angelegentlich  
für seinen Freund, den Elefanten,
- 2100 daß er ihm ein Land zu Lehen gebe.

Der König sprach: „Das sei gewährt,  
er soll Böhmen haben.“  
Darüber war der Elefant hocherfreut.

Der König hieß ihn dann,  
 2105 das Lehen in Empfang zu nehmen, wie es Recht war.  
 Drauf erhob sich der gute Rittersmann –  
 Er war als ein Bettelmann dahergekommen,  
 Fürstenamt hatte er hier gewonnen.  
 Der Elefant ritt in sein Land,  
 2110 wohin der König ihn geschickt hat,  
 und verkündete die unerhörte Neuigkeit,  
 daß er der Herr wäre.  
 Gewaltig zerbläut ward er –  
 und mußte sich wohl oder übel zur Rückreise bequemen.  
 2115 Hätten sie ihn wirklich zu verwunden vermocht,  
 er wäre davon nimmermehr gesundet.  
 Als Reinhart den Elefanten  
 so über sein Land eingesetzt hatte,  
 dünkte ihn der Schurkerei noch immer nicht genug.  
 2120 Er ließ es sich angelegen sein, den König zu bitten  
 für das Kamel, das ihm ein Urteil gesprochen hatte.  
 Er sprach: „Sie soll den Nutznieß von mir haben!  
 Laßt sie beim Erstein Äbtissin sein,  
 so werdet Ihr das Seelenheil erwerben –  
 2125 dort ist viel geistlich Beten.“  
 Der König tat nichts lieber als das;  
 er verlieh es ihr mit der rechten Hand;  
 da hatte sie große Gnade gefunden.  
 Sie währte sich sicher,  
 2130 eine reiche und mächtige Äbtissin zu sein.  
 Drauf nahm sie Abschied,  
 machte sich sogleich davon.  
 Fröhlich sprang sie über den Hof;  
 sie wußte Reinhart Dank  
 2135 für die übergroße reiche Macht.  
 Davon kam sie aber bald in Bedrängnis.  
 Sowie sie in das Kloster kam,  
 wer immer da die Neuigkeit vernahm,  
 der kam eilends herbei.  
 2140 Sie betrachteten sie höchst angelegentlich  
 und fragten, wer sie wäre.  
 Sie sprach: „Ich werde Euch eine Neuigkeit  
 kund tun, wirklich und wahrhaftig.

Mir hat der reiche und mächtige König  
2145 diese Gewalt verliehen, sie ist jetzt mein.  
Ich werde hier Äbtissin sein!“  
Die Nonnen wurden darüber zornig –  
Das Kamel war deswegen beinahe verloren:  
Da ging ein Aufschrei durch die Klosterfrauen  
2150 und der Äbtissin ward dafür der Leib  
zerblät, bis sie fast tot war;  
mit Griffeln drangen sie gewaltig auf sie ein,  
das konnte man auf ihrer Haut lesen.  
Die Nonnen jagten sie in den Rhein.  
2155 So also lohnte ihr Reinhart,  
daß sie sein Fürsprech geworden war.

Es ist ja heut noch so bestellt:  
Wenn einer einem ungetreuen Menschen hilft,  
daß der seine Not überwindet,  
2160 dann findet er an ihm halt doch nur  
Falsch. Das haben wir genugsam gesehen.  
Und es muß ja wohl noch oft so kommen!  
So also hat geholfen  
denen, die ihm ein Urteil sprachen, Reinhart.  
2165 Voll Falschheit war er da als Arzt;  
den König verriet er auch sogleich.  
Er wußte noch manch üblen Winkelzug.  
Er sprach: „Herr, ich will Euch einen Trank geben,  
so seid Ihr auf der Stelle genesen.“  
2170 Der König sprach: „So wird es sein!“  
Dann braute er des Königs Tod.  
Reinhart war übel und rot,  
das ließ er jetzt gut sehen –  
er vergiftete seinen Herrn!  
2175 Darüber soll keiner mächtig klagen!  
Was glaubt er an Reinhart zu haben?  
Der Schaden ist doch, bei unserm Herrn Christus,  
daß manch loser Kerl würdiger ist  
bei Hofe, als ein Mensch,  
2180 der nie irgend Falsch sann.  
Wessen Herr dem ohne Not anhängt –  
und wenn sie ihm den Tod gäben:

das wären gute Nachrichten!  
Böse Lügner  
2185 die dringen leider ganz nach vorn!  
Die Getreuen bleiben vor der Tür.

Da dem König der Trank verabreicht worden war,  
machte sich Reinhart davon  
und behauptete, er wollte nach einer Wurz gehen.  
2190 Er hatte aber dort nichts anderes getan,  
als was er auch anderwärts beging.  
Er nahm Krimelin bei der Hand,  
der war sein vertrauter Verwandter.  
Er sprach: „Ich will Dir etwas sagen:  
2195 Der König hat keine Möglichkeit zu überleben.  
Wir werden nicht länger hier bleiben.“  
Da machten sie sich alsbald davon,  
miteinander, aus dem Wald.  
Reinhart sah ohne Haut dort gehn  
2200 Herrn Brun, den Kaplan.

Nun vernehmt, wie er sprach,  
als er seiner ansichtig wurde:  
„Sagt, edler Schreiber,  
war die Haut zu schwer,  
2205 daß ich sie Euch nicht tragen sehe?  
Ich will Euch wahrlich sagen,  
mich dünkt, wenn ich's recht überlege,  
solltet Ihr im Winter jemand's Fürsprech sein,  
der muß Euch einen Pelz leihen;  
2210 das darf er Euch nicht abschlagen,  
denn das braucht Ihr bitternötig!  
Oh weh, wer hat Euch Euern Hut genommen?“  
Herr Brun sprach vor Zorn kein Wort.  
Ungern sah er Reinhart,  
2215 sein Unmut war gewaltig,  
voll Ingrimms fletschte er die Zähne über sich.  
Reinhart ließ Herrn Brun daselbst  
und machte sich stracks auf zu seiner Burg.

Dem König wurde gewaltig schlecht.  
2220 Er sprach: „Wo ist Magister Reinhart?  
Heißt ihn schleunigst herkommen!  
Mich fällt ich weiß nicht was für ein Übel an.  
Es ist mir auf's Herz geschlagen!  
Er kann es sicher verjagen  
2225 mit einer guten Wurz, die er hat.  
Er ist ein vorzüglicher Arzt!“  
Drauf suchte man den Magister.  
Der König ward darüber immer weniger froh.  
Man brachte ihm die leidige Nachricht,  
2230 daß er auf und davon wäre.

Der König sprach weinend:  
Daß er Reinhart je gesehen hatte,  
„dafür habe ich jetzt mein Leben verloren.  
Oh weh, er hat mir Gift gegeben,  
2235 ich bin ohne Schuld, ich hatte ihm nichts getan!  
Meinen edlen Kaplan  
hieß ich schinden auf seinen Rat und für seine Hilfe.  
Wer sich mit einem Ungetreuen einläßt,  
dem wird's zum Leiden, das muß ich nun sagen;  
2240 grad so ist's auch mir jetzt geschehen.“  
Er kehrte sich zur Wand,  
dann nahm der König sein Ende –  
sein Haupt spaltete sich in drei Teile,  
sein Zunge fältelte sich in neune.  
2245 Alle weinten in tiefer Not  
um des edlen Königs Tod.  
Alle drohten sie gewaltig  
dem guten Reinhart.  
Das sei gelogen oder wahr –  
2250 Gott geb uns wonnigliche Jahr!

Hier endet diese Geschichte.  
Die hat über den Gleißner  
Herr Heinrich gedichtet –  
und ließ die Reime ungerichtet.  
2255 Die richtete dann ein andrer Mann,  
der auch ein bißchen dichten kann;

und hat das auch ganz so gemacht,  
daß die Geschichte blieb in Acht,  
ganz richtig, wie sie war vorher.  
2260 Nur manche Verse sprach er mehr  
als vorher waren drin gesprochen.  
Zuweilen hat er abgebrochen,  
da wo der Worte war zu viel.  
Wer ihm nun dieses lohnen will,  
2265 der bitte Gott, er mög ihm geben,  
so lang er leb, ein fröhlich Leben.  
Und daß er ihm die Seele sende,  
da Freude währet ohne Ende!

Dietrich von der Glesse  
**Dieses Büchel heißt der Bort – Gott gebe uns des Himmels Hort**  
(übersetzt 2014)<sup>1</sup>

Ich bin „der Leibgurt“ genannt.  
Höfischen Leuten soll ich bekannt sein,  
den Arg-schlimmen soll ich fremd sein –  
sie sollen für immer Pein leiden,  
5 weil sich ihnen alles zum Schlechten wendet,  
bis an ihr bittres Ende.  
Man soll mich höfischen Leuten vorlesen,  
die sollen mit mir fröhlich sein,  
wegen ihrer mannigfaltigen Tugend –  
10 denn niemand mußte seine Tugend entgelten.

Es war einmal ein hochzulobender Ritter,  
zusammen mit Höfischkeit reich an Tugend,  
der war Conrat genannt,  
wohlbekannt in alten Zeiten  
15 bei Rittern und bei Edeldamen.  
Man konnte ihn oftmals sehen  
bei Hofe mit den Besten.  
Dem Gesinde und den Gästen dort  
tat er oftmals viel, was ihnen angenehm war.  
20 Darum will ich von ihm schreiben.  
Er hatte eine stolze Angewohnheit –  
sein hochlöbliches Ansehen erhielt er damit:  
Er übte oftmals seinen Leib,  
des Ruhmes wegen und wegen der schönen Frauen.  
25 Man konnte ihn oftmals sehen:  
stechen und hauen,  
auf dem Turnierplatz schallieren,  
bitterlich turnieren,

<sup>1</sup> Übersetzt nach: DIETRICH VON DER GLEZZE, Der Gürtel, Text nach OTTO RICHARD MEYER, Heidelberg 1915, Hs. P = cpg 341 (Nordwestböhmen/Oberfranken/südliches Vogtland, 1. Viertel 14. Jahrhundert); Editionstext (= übersetzter Text), wo möglich, geändert nach dem Variantenapparat und dem Digitalisat:

<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg341/0468?sid=b581fofa48f97432232e63e53d77642f>

wegen der Gier nach Ehren –  
30 er war ein frisch-fromm-fröhlicher Ritter.

Er hatte eine Frau zur Ehe genommen,  
die war mit ganzen Tugenden gekommen  
von edlem Geschlechte.  
Wer sie richtig kannte,  
35 der hatte nie eine schönere Frau gesehen.  
Ach, wie stolz war ihre Gestalt,  
ihr Haupt, goldgelbes Haar darauf,  
stolz ihr Wänglein, rosenfarbig,  
und lilienweiß darunter.  
40 Ich kann nicht genug staunen,  
daß ihre Augen so klar sind –  
sie sieht recht wie ein Adler.  
Ihr wohlbeschaffnes Nasenbein,  
war weder zu groß noch zu klein,  
45 ihr Mund darunter rosenrot –  
wie selig, dem sie ihr Küssen bot –  
ihr Kinn weiß, rund,  
ihr Kehle war eine lauter-reine Haut,  
da durch sah man den Schwung des Weins,  
50 wenn die schöne Dame trank.  
Ihr Zähne wie ein Elfenbein,  
ihre Zunge wie ein goldner Pfeilstab,  
ihre Schultern blitzsauber geformt,  
ihre Hände, ihre Arme ritterlich,  
55 standen ihr wohl, wie man nur wünschen kann.  
Ihr Herz, das war von Tugend voll.  
Wer ihr an die Augen sah,  
dem tat ihre Minne Ungemach.  
Ihr Leib, der war gerundet  
60 nach Wunsch wohl geformt, voll.  
Unter ihrem Gürtel stand ein Stein,  
der war klar und rein.  
Das waren erstaunliche Dinge!  
Herz, sage und singe  
65 von dem Dinge, dem heimlichen!  
Es ist ein Ding zum Staunen!  
Ihre Bein', ihre Füße, höfisch,

ihre Schuhe, die standen ihr ritterlich.  
Das Haus, in dem sie lag,  
70 das leuchtete des Nachts wie der Tag.  
Noch etwas will ich nicht verschweigen:  
ich will nämlich davon sagen, was an ihr gut war.  
Ihr Gutsein war so süß –  
und wären ihr die Füße  
75 in des Meeres Flut gekommen,  
das Meer, das wäre gut geworden  
von ihren Füßen, den reinen,  
und von ihren weißen Beinen.  
Wir sollten von den Füßen schweigen  
80 Vor ihrem Gutsein sollte sich verneigen  
sowohl Vogel wie sonstiges Tier,  
Berg, Wald soll sich vor ihr verneigen!  
Wem sie ihren Gruß gibt,  
dem ist für drei Tag abgebüßt  
85 jede Art von Traurigkeit –  
ihr Gutsein macht ihn frisch-fromm-fröhlich.  
Der Ritter, der eine solche Frau hätt,  
der wäre ein glückseliges Geschöpf.  
Sie war an Tugenden auserkoren,  
90 nie ward eine keuschere Frau geboren.  
Niemals geriet sie in Zorn  
mit ihrem ehelichen Mann.

Im Mai, dem wonniglichen,  
als die Vögel frohgemut  
95 sangen mit der Nachtigal,  
da lag die Dame in einem Raume  
bei dem Ritter, dem hochlöblichen,  
den sie da ehelich hatte,  
dem Tag entgegen, nach ihrer Minnelust.  
100 Er nahm sie beim Kinn  
und küßte sie an ihren Mund.  
Er sprach: „Mein Herz tut mir kund,  
daß du mir getreu bist.  
Ich hab mit ritterlichem Handwerk  
105 in fremden Landen Ruhm erjagt.  
Ich bin noch immer kein Feigling,

so daß ich für dein Lachen  
ganz schnell ein Turnier machen will,  
und für deine reine Tugend,  
110 die du von Jugend her an dir geführt hast.  
Auch bin ich froh und munter  
durch manches Reich gereist,  
daß ich Lob und Preis erjagt habe.  
Niemand sagt in diesem Lande,  
115 daß ich übermütig sei,  
man hat mich hier ganz vergessen.  
Darum will ich sehr bald  
ein Turnier hier in der Nähe haben,  
in der Nähe, nur zwei Meilen,  
120 und so will ich mich eilen.

Die Dame sprach: „Ja, mein Herr,  
darin will ich gerne sein  
dir zu Diensten verbunden,  
jetzt und zu jeder Zeit.“  
125 Die Zusage ward enttäuscht.  
Das Turnier ward abgesprochen  
über vierzehn Tage danach.  
Als die vergangen waren, wie ich sage,  
bereitete er sich, der Ritter,  
130 zu dem Turnier, ganz höfisch.  
Die Dame gab ihm ihren Segen,  
hinweg so ritt der Degen.

Als des Tages Festigkeit  
am Glanz der Sonne war  
135 halber vergangen,  
war die Dame gegangen  
in einen Garten, der Annehmlichkeit wegen.  
Durch den Zaun sah sie  
einen Ritter, der davor ritt,  
140 der war stolz und frisch-fromm-fröhlich,  
sein Roß, das war nicht langsam,  
auf seiner Hand saß ein Habicht.  
Auch führte er an der Hand,  
festgemacht an zwei Windhundgebänden,

145 zwei auserwählte Windspiele,  
einen Leibgurt um sich,  
der war aus klaren Edelsteinen.  
Was ich euch sage, das ist wahr!  
Als er die Dame besser sah,  
150 da erhob sich stark sein Ungemach:  
er entbrannt an ihrer Minne,  
daß er beinahe die Sinne  
nach ihr verloren hätte.  
In sein Roß schlug er die Sporen.  
155 Er eilte auf des Gartens Tür zu.  
Als er dann davor angekommen war,  
da sprang er zur Erde,  
das Roß zwang er mit dem Zaum  
an eine Baumbefestigung.  
160 Daneben, an zwei Äste,  
band er die Windhundleinen.  
Er ging zu einem Reck  
in den Garten, ungerührt und mutig,  
darauf warf er den Habicht, den guten.  
165 Die Dame ging ihm entgegen,  
in aller Förmlichkeit empfing sie ihn.  
Sie sprach: „Dies Wetter ist gar heiß!  
Drum seid ihr, weißgott,  
der Hitze entronnen.  
170 Ihr solltet niedersitzen,  
bis der klare Sonnenschein  
einen Teil der Hitze seinläßt.“  
Sie hieß ein Jungfräulein  
Wein in einem Becher bringen.  
175 Den Becher bot sie dem Ritter.  
Der war von Minne beinahe tot!  
Er trank höchst wohlerzogen  
und bot seinerseits höfisch  
den Becher mit dem Wein  
180 dem wonniglichen Schein und Glanz,  
nämlich der stolzen Hausherrin.  
Er war durch ihre Minne  
sehr verletzt und wund geworden,  
bis in den Grund seines Herzens.

185 Als sie sich dann hinsetzten,  
 daß die Hitze zu mäßigen  
 begann ihren warmen Schein,  
 da sprach die schöne Hausherrin:  
 „Herr, ich muß fragen,  
 190 wie ihr euch das wagen traut,  
 daß ihr so lange hier innen bleibt.  
 Was, wenn der Hausherr hereinpoltert,  
 damit reizt ihr ihm sein Mütchen.  
 Er bekommt Zweifel, was ihr hier drinnen tut.  
 195 Seid ihr aber von seinem Sippenblut,  
 dann dünkt es mich sehr gut,  
 daß ihr stille sitzenbleibt –  
 ich weiß, es ist sein Wille,  
 daß ihr hier drin alle Annehmlichkeit habt.“  
 200 Der Ritter sprach zu der Dame:  
 „Madame, beste, welche Last der Ehren,  
 ich bin ein gänzlich fremder Gast,  
 der Hausherr ist mir unbekannt.“  
 Da sprach die Dame prompt und auf der Stelle:  
 205 „So solltet ihr von hinnen reiten,  
 ihr solltet nicht länger verweilen.“  
 Darauf sprach der Ritter, ungerührt und mutig:  
 „Ah, Zobelpez der Minne! Madame, beste,  
 ich kann von hinnen nicht kommen!  
 210 Mich halten – eure Minne –  
 so schmerzhaft gebunden.“  
 Sie sprach: „Und ist das Ehre,  
 daß ihr darüber nachdenkt,  
 wie ihr mir meine Ehre kränkt?  
 215 Es ist ganz und gar mein Wille,  
 daß ihr stilleschweigt!“  
 Der Ritter saß immer noch still da.  
 Er sprach: „Oh weh, ihr Glücksgefäß,  
 Madame, beste, laßt mich leben!  
 220 Ich will euch einen Habicht geben,  
 fünfhundert Mark in Gulden.  
 Seid mir armem Mann nicht böse,  
 Madame, gerettet, errettet mich damit,  
 und tut, worum ich euch da bitte!

225 Was fliegt oder fliegen soll,  
das fängt der Habicht, und alles sehr gut.“  
Die Dame sprach: „Kein Federspiel!  
Nie will ich je gewinnen  
meinen Herrn auf diese Weise.“  
230 „Darum bin ich unfroh,“  
sprach drauf der Ritter, der gute,  
„Tut meinen Willen –  
ich habe zwei Windhunde,  
daß niemand zu finden vermöchte  
235 irgendein Tier auf diesem Erdkreis,  
wenn er sie hetzte, gottweiß,  
das Schnelligkeit oder deren Stärke übertreffen  
könnte und sich vor ihnen retten.  
Die Windhunde geb ich euch auf der Stelle –  
240 löst mir ab der Minne Gebände!“

Die Dame sprach im Moment:  
„Ich will wegen keiner Hunde  
meine Ehre aufprellen  
und mich in Schande fällen.  
245 Nimmermehr soll kund werden  
daß mir ein Hund meine Ehre nähm.  
Eure Rede, die ihr tut,  
die macht mir das Gemüt bitter.“  
Der Ritter sprach: „Madame, mein  
250 Herzbrech, Sonnenschein,  
edle Frucht von reinen Sitten,  
erhaltet eure Zucht an mir:  
Ich will euch mein gutes Roß geben,  
das weiß sich wohl am Zaum zu bewegen,  
255 ganz nach dem Gelüsten der Ritterschaft;  
ein Stein liegt ihm in der Brust,  
davon ist es stark und schnell,  
es ist rund, ganz nach Wunsch.  
Und wer da eben dies Roß reitet,  
260 der wird nimmer sieglos bleiben.  
Das soll euer eigen sein.  
Madame, tut den Willen mein!“  
Die Dame sprach, mit Sinn und Verstand:

„Es ist unmöglich, daß ihr gewinnt,  
265 was ihr an mir begehrt:  
es wird euch das nicht gewährt.  
Für das Roß oder dafür, wie es läuft,  
sollte ich meine Ehre nicht verkaufen.  
Kein Roß ist mir ziemlich,  
270 das mir meine Ehre nimmt.“

Darauf sprach wiederum der Ritter, der gute:  
„Meine Dame, des Maien Blüte,  
Anblick ganzer Freuden,  
du bist der süßen Minne Strick,  
275 du bist eine Sommertocke –  
locke du mich weg von Sorgen,  
mich Armen, den du verwundet hast:  
Gnade, rosenroter Mund!  
Ich habe einen Leibgurt,  
280 der ist an beiden Enden  
mit edlen Steinen geziert,  
mit goldnen Stäbchen  
ist er sorgfältig besetzt.  
Von den Steinen kann man sagen:  
285 davon sind fünfzig und mehr,  
zum Teil kamen sie übers Meer,  
zum Teil wurden sie aus Marokko hergebracht –  
das ist wahr und nicht bloß ausgedacht:  
Die Mohren dort von Indien  
290 und das Volk von Cythia,  
die brachten über die Fluten des Meers  
zwölf Chrysopraxe, gute,  
und vier Onyxen  
und drei Chrysolithen:  
295 Die stehen in dem Leibgurt  
an beiden seinen Enden.  
Ein Stein, der kam von Griechenland,  
der ist bekannt durch seine Farbe:  
er ist halber wolkenfarben,  
300 wer ihn führt, der wird gewahr,  
daß er in der Ritterschaft  
von Wert ist, aufgrund der Kraft des Steins.

Auf der andern Seite dunkelrot  
ist der Stein, vor mancher Kampfnut  
305 ist er gut für die Leute,  
wie ich euch bedeuten will –  
wer den Leibgurt um hat,  
auf dem der Stein steht,  
der wird nimmer ohne alle Ehren bleiben,  
310 vielmehr fällt ihm das Glückslos zu:  
er wird nimmermehr erschlagen,  
er kann niemals feige sein,  
er wird jederzeit Sieger,  
wenn er in den Krieg reitet.  
315 Für Feuer, Wasser ist er gut.  
Wenn ihr meinen Willen tut,  
Madame, so soll euer sein  
der Leibgurt, und mein Habicht,  
das Roß mitsamt den Hunden.  
320 Nun heilt meine Wunden.“

Als der Ritter das gesprochen hatte,  
sah die Dame vor sich nieder.  
Wegen der Gabe, die er geboten hatte,  
da ward sie bleich und rot.  
325 Sie rief ihr Mädchen herbei,  
sie sprach: „Liebe, nun kümmere dich darum,  
daß hier niemand hereinstolpert,  
dafür will ich dir danken.  
Den Habicht und die Hunde  
330 häng an für die nächste Zeit.  
Laß ihm sein Heil werden  
und führe das Roß dahin, wo es aufgehoben ist.  
Sie sprach: „Herr Wohlgemut,  
gebt mir den Leibgurt, diesen guten.  
335 Habicht, Roß und Hunde,  
die sind jetzt angebunden  
in meinen Privatgemächern.“  
Da ward der Ritter frisch-fromm-fröhlich!  
Die Dame sprach darauf ganz still:  
340 „Nun muß euer Wille  
so richtig unaufhaltsam

als heimliche Minne vor sich gehen!“  
Ich sag euch nichts als die Wahrheit:  
Der Ritter gab den Leibgurt hin,  
345 die Bäume begannen zu krachen,  
die Rosen schmerzlich zu lachen,  
die Vögel über diese Sachen  
begannen Lieder zu machen,  
als die Dame niedersank  
350 und der Ritter hernach sich über sie neigte.  
Von einem richtigen Minnegruß  
ward dem Ritter sein Sorgen gebüßt.  
Manche Rose stieg aus dem Grase,  
als Leib mit Armen Leib empfing.  
355 Als dann das Spiel ergangen war,  
da lachten Blumen und Gras.

Als der Ritter Abschied nahm,  
da sprach die Dame, die anmutige:  
„Nun ist euer Wille vollkommen,  
360 doch habt ihr kleinen Nutzen davon;  
ihr möchtet ihn lieber entbehrt haben!  
Den Leibgurt habt ihr verloren  
und Habicht und die Windspiele  
und das geschwinde Roß.  
365 Ihr seid nicht froh und munter,  
daß ihr so töricht euer Gut  
in ein Verlustspiel geworfen habt,  
für eine geringe Wollust.“  
Der Ritter, der sprach: „Meine Dame,  
370 laßt solche Rede sein!  
Was ihr für einen Schaden erachtet,  
das will ich auf den Glückshaufen laden:  
Nie ist mir Liebe so begegnet  
wie, Madame, hier bei dir.  
375 Nun tu mir, Madame, Minne kund  
und küsse mich an meinen Mund!“  
Die Dame küßt' ihn minniglich,  
da schied er von dannen, traurig.  
Ein Knecht, der hatte gesehen,  
380 was im Garten geschehen war.

Darauf ritt er dem Hausherrn entgegen.  
Er sagt ihm sein Herzensleid,  
er sprach: „Herr, ich will euch sagen  
und will es Gott klagen immerdar,  
385 daß meine Herrin dich betrügt.  
Sie macht heimlich Liebe!  
Als ich gerade aufwarten wollte,  
da sah ich im Garten  
einen Ritter, froh und munter,  
390 der tat ihr, was ihn gut dünkte.  
Sie tat ihm allen seinen Willen. „  
Der Hausherr sprach: „Ohgott!,  
wie ist mir meine Freude nun verloren!  
Ich hatt ein keusches Weib erwählt,  
395 der ist ihre Keuschheit entwichen,  
sie hat mich hintergangen!  
Daß sie mich so geschändet hat,  
dafür will ich dieses Land  
räumen für alle Zukunft –  
400 ich habe meine Ehre verloren!“  
Er zwang das Roß mit den Sporen,  
er machte eine Kehrtwende  
und eilte nach Brabant.  
Die Nachricht, die kam alsbald zu  
405 der Dame, die ward voll Leids.  
Sie sprach: „Mein Herr, der kann wohl  
mir seine Huld versagen,  
das muß und will ich beklagen.  
Ist er jetzt zornig auf mich –  
410 er bedenkt sich danach!“  
Der die Dame da verraten hatte,  
der schied mit Schanden von dannen.

Die Dame, die war zwei Jahre  
ohne ihren Herrn, und das ist wahr,  
415 daß sie nie etwas vernommen hat,  
wo er hingekommen war.  
Was ihr gut zwei Jahre galt,  
das hatt sie ganz in der Gewalt.  
Ihre Gedanken waren mannigfalt,

420 sie war bald stolz und tapfer bald,  
und kaum an zwanzig Jahre alt;  
niemand ihr Verhalten schalt.  
Als der Maie mit Gewalt  
vertrieb den Aprilen kalt  
425 und als belaubt war die Gestalt  
und grün die Farb vom schönen Wald,  
die Dame ward an Freuden stark,  
ihr Sorgen gänzlich sie verbarg.  
Sie nahm fünfhundert Mark,  
430 sie sprach: „Mein Herre ist stark  
gewesen, lange, mir gegenüber,  
so muß ich auf die Reise,  
ihn suchen, den lieben Mann,  
denn lieber ist mir kein andrer Leib geworden.“  
435 Als da zu eben solcher Reise  
die Dame ganz bereit geworden war,  
nahm sie den Habicht auf die Hand,  
die Windspiele an zwei Windhundgebände,  
den Leibgurt um sich herum.  
440 Ihr Roß trug sie fröhlich.  
Mit zehn Knechten ritt sie da  
von zuhause weg, sie war wohl frisch-fromm-fröhlich.  
Als sie dann weit weg kam  
in eine Stadt, die war anmutig,  
445 zu einem Wirt, froh und munter,  
kehrte die Dame, die gute, da ein.  
Der Wirt ging ihr entgegen,  
höflich empfing er sie,  
da dankte sie dem Wirt,  
450 schwang sich vom Rosse,  
mit Züchten ging sie hinein.  
Der Wirt, der hieß ihr Wein bringen,  
sie tranken ganz fröhlich.  
Die Dame, ganz heimlich,  
455 sprach zu ihren Knechten:  
„Nun merkt mir genau auf:  
Ihr sollt, um meiner Ehre willen,  
heimkehren, nachhause,  
und kümmert euch daheim um meine Habe,

460 und seid getreu, stolze Knappen!“  
Die Knechte sprachen: „Gute Herrin,  
alles, was ihr von uns tut,  
darüber sollen wir alle froh sein.“  
Und dann kehrten sie heim.

465 Was ich euch aber weiter sagen will:  
Danach, am vierten Tag,  
ging die Dame zu dem Wirte,  
sie nahm ihn bei der Hand,  
sie sprach: „Herr Wirt, ihr werdet schweigen –

470 ich will euch mein Geheimnis sagen:  
ich bin ein Ritter und nicht eine Frau.  
Auch wenn mein Körper schwach scheint,  
habe ich doch sehr viel Kraft,  
jedenfalls, wenn ich sie ausüben will.

475 Ich hatte eine starke Feindschaft,  
die mir großmächtig über die Kräfte ging.  
Deshalb ~~fürcht~~ führt ich dies Gewand  
weit her durch fremde Lande.  
Nehmt hier vier hundert Mark,

480 seid unbesorgt, was mein Vermögen angeht.  
Verschafft mir mit der Kraft des Vermögens  
zwölf kriegsgewohnte Knechte  
und jedem Mann ein Roß, ein gutes,  
Harnisch, Kleidung, so ist mir das Gemüt

485 ganz geschwind erfreut  
mit solchen Begleitern.  
Und mir verschafft Ritters Kleidung,  
Harnisch, Glanz und Zier.“  
Der Wirt schaffte das alles herbei

490 und auch noch einen Spielmann.

Und wie ich aufzuschreiben weiß:  
Als die Dame, die wohlgebaute,  
bereit war und ihr Haar abgesäbelt hatte,  
da nahm sie mit den Knechten Abschied

495 von dem Wirte, im Gewand eines Mannes –  
weh! wie gut ihr das steht!  
Sie ritt in Richtung Brabant.  
Als sie dann in das Land kam,

vor eine Burg, eine herrschaftliche,  
500 da befahl sie ganz froh und munter  
einen Trommelschall zu schlagen,  
daß es überall tönte.  
Der Herzog hörte das,  
er sprach zu den Knechten: „Seid nicht faul,  
505 ich höre fremde Gäste,  
die wollen zu der Veste her.  
Nun, das ist auch mein Wille:  
Schaut nach, wer sie sein mögen!“  
Zu dem Herzog sprach  
510 ein Ritter, der die Dame sah:  
„Es ist ein Ritter, frisch-fromm-fröhlich,  
sein Begleitzug ist gut vorbereitet.“  
Der Hausherr, der sprach: „Laßt ein!  
Er soll willkommen sein  
515 in der Herberge mein  
mit allen Knappen sein.“

Die Burg ward aufgeschlossen,  
sie kamen hereingetost.  
Die Dame in Rittergewandung  
520 führte einen Scharlach  
mit goldenen Borten  
besetzt an allen Enden.  
Die Feder, die war Hermelin,  
den Glanz aber bestimmte der Leibgurt,  
525 den sie führte, um sich herum.  
Ein Kranz, hochlöblich,  
zierte wohl ihr blankes Haar.  
Sie vermochte in der Ritterschar  
zu glänzen wie die besten.  
530 Da empfing man den Gästen  
die Rosse, man führte sie in den Stall.  
Die Dame, die ging in den Saal,  
wo der Herzog saß.  
Da saß auch ihr Mann und aß.  
535 Man hieß sie willkommen sein.  
Sie kam in Ritters Glanz und Schein.  
Sie ward zu ihrem Mann gesetzt.

Sie erkannt ihn, er sah sie an,  
er sprach: „Herr, sagt mir,  
540 von welchem Land kommt ihr?“  
Sie sprach: „Herr, ich komm von Schwabenland.“  
Herr Conrat sprach: „Macht mir bekannt,  
wie ihr mit Namen genannt seid.“  
Drauf sprach die Dame prompt und auf der Stelle:  
545 „Herr, ich heiße Heinrich.“  
Drauf sprach Herr Conrat: „Ihr und ich  
sind hier als Fremde und Gäste –  
wir sollten festmachen  
unser beider Freundschaft.  
550 Das hilft uns, was Ritterschaft angeht.“  
Herr Heinrich sprach: „Das soll sein,  
lieber Herr im selben Saal mit mir.“  
Seither machten sie neu  
ihre uralte Treue.  
555 Als die Tafel aufgehoben wurde,  
rief man die Jägerburschen.  
Sie fuhren allesamt auf die Jagd,  
wie uns dies Buch fürwahr sagt,  
sie begannen, einen Bären zu jagen.  
560 Die Schärfe der Hunde begann zu  
verzagen vor dem wilden Tier.  
Herr Heinrich ließ zwei Windspiele,  
eine Zierde von Hunden!, von den Gebäuden.  
Der Bär ward gestellt  
565 von der Bissigkeit der Windhunde.  
Der Bär widersetzte sich nicht lange,  
er ward von ihnen totgebissen.  
Die Haut rissen sie ihm herunter.  
Als der Herzog das sehen mußte,  
570 daß solches Wunder da geschah,  
dünkten ihn die Windspiele stark;  
er bot fünf hundert Mark  
für diese Windhunde.  
Sie waren dermaßen scharf und schnell,  
575 daß vor ihnen nichts am Leben bleiben konnte,  
das ihnen zur Attacke freigegeben ward.  
Herr Heinrich sprach: „Mein Herr,

die Windspiele sind mir nicht feil!“  
Als das Tier gefällt war,  
580 ritten sie zu dem Revier,  
wo sie mit ihrem Federspiel beizten.  
Falken, Habichte waren da viele.  
Herr Heinrich ließ seinen Habicht los,  
vierzig Vögel der erstieß.  
585 Was an Vögeln auf der Beiz war –  
vor ihm blieb deren keiner am Leben.  
Der Herzog staunte wie über ein Wunder.  
Da bot er eigens  
für den Habicht ein gutes Vermögen.  
590 Herr Heinrich sprach: „Ich will und werde  
diesen meinen Habicht nimmer weggeben,  
so lange ich das Leben behalten kann.“  
Sie ritten heim mit Schalle,  
sie begannen alle miteinander  
595 die Rosse auf dem Plan zu tummeln.  
Ich will euch sagen, und das ist gewiß:  
Herr Heinrich auf dem Roß hoch oben  
ritt ihnen allen weit voraus.  
Der Herzog bot für das Roß  
600 Land und rotes Gold.  
Drauf sprach Herr Heinrich: „Mein Herr,  
Das Roß soll mir nicht feil sein!“  
Der Herzog nahm an einem Turnier teil,  
wo mancher Ritter hinkam.  
605 Dahin kam ein Brite, froh und munter,  
dessen Waffenrock war wie eine einzige Glut,  
rot war auch sein Lankenier,  
sein Roß sprang wie ein Panther.  
Der überbot sie alle im Stechen.  
610 Da wagte niemand, seinen Speer  
zu brechen an dem Ritter, dem guten.  
Auf sprang Herr Conrat, froh und munter,  
er legt seine Rüstung an,  
trat in den Stegreif,  
615 seinen Speer nahm er in die Hand,  
er barg sich hinter dem Rand des Schildes,  
den Briten ritt er an.

Das wurde ihm bald zum Herzeleid.  
Der Brite stach ihn nieder,  
620 Herrn Conrat war nie solches Leid geschehen.

Die Nachricht kam am Hof an.  
Als Herr Heinrich das vernahm,  
sprach er: „Ich will und werde, ganz sicher,  
den Briten heute bestehen.“  
625 Schnellstens ward er vorbereitet.  
Der Herzog ritt ihm entgegen,  
er sprach: „Mein Herr Heinrich,  
ich will euch flehendlich bitten:  
ihr überlaßt dem Briten den Vorrang als Ritter –  
630 er ist euch überlegen!  
Den besten, der bei Hofe war,  
den hat er nieder aufs Gras gestochen.  
Er ist stark und ihr nicht,  
ihr seid ein Nichts gegen ihn.“  
635 Herr Heinrich sprach: „Mein Herr,  
hegt keinen Zorn darüber,  
wie es mir heute ergehen wird.  
Den Briten, den will und werde ich bestehn.“  
Sein Harnisch glänzte wie ein Glas!  
640 In Hosen war er gesteckt,  
die waren aus feinsten Ringen,  
überaus gut seine Beinschienen, die Hurtelinge,  
die machte das Blut der Drachen rot.  
Seine Schiviere waren gut,  
645 mit Gold übergossen.  
Auf der Hüfte, wie ein Wasserfall,  
lag ein seidenes Hüffenier als Polster.  
Ein Spaldenier über der Schulter  
ziert ihm den Leib sehr schön wegen seiner Blankheit.  
650 Seine Brustplatte war voll Edelsteine,  
seine Arme hatten Spozzeniere  
bedeckt, und Muzzeniere.  
Sein Helm, darauf ein gutes Zimier,  
floriert mit der Maienblüte.  
655 Er führte ein auserwähltes Schwert;  
dessen Fessel, die war staunenswert,

sie war mit Gold besetzt.  
Von dem Leibgurt will ich sagen,  
der auch sein Gürtel sein sollte,  
660 der schirmte ihn vor aller Pein.  
Sein Waffenrock war grünfarbig,  
strahlend von goldnen Rosen.  
Er führte einen Speer in der Hand,  
golden war der Rand des Schildes,  
665 in seiner Mitte eine Lilie, weiß.  
Des sehr, sehr guten Meisters Fleiß  
hatte das Lankenier sehr schön verziert.  
Von Gold war das Testier am Kopf des Rosses,  
das Lankenier, die Satteldecke, war grünfarben,  
670 darauf von Gold *strahlende* Rosen.

Von des Geschmeides Ringen  
ging das Roß mit Klingen,  
zu streben und zu ringen  
begann es und zu springen.  
675 Es wieherte, als es den Schall vernahm.  
Herr Heinrich kam auf den Plan.  
Sie begannen zu tjestieren.  
Man hörte jetzt Trumbieren.  
Herr Heinrich, der kam ritterlich,  
680 und der Brite säumte sich nicht.  
Herr Heinrich zerbrach seinen Speer,  
der Brite stach auch entzwei –  
da schrie dieser und der:  
„Bringt schleunigst andre Speere!“  
685 Als die Speere gekommen waren,  
da nahmen die Helden  
die Rosse mit den Sporen,  
sie suchten sich mit Zorn.  
Da ward der Brite sieglos,  
690 Herr Heinrich stach ihn hinters Roß.

Danach, sogleich, wurde das Turnier  
hart vom Schlagen und vom Ringen.  
Wo Herr Heinrich hintoste,  
da ward das Feld nackt und bloß vom Zurückweichen.

695 Die stolzen Massenien  
 begannen schmerzlich zu schreien:  
 „Zu! Zu! und halt!“  
 Da fuhr Herr Heinrich mit Gewalt daher,  
 die gegnerische Schar  
 700 wurde da restlos einschumpfiert.  
 Mit dem Glück, das da heißt „sors“,  
 gewann Herr Heinrich dreißig Rosse.  
 Mit großem Schalle  
 lobten sie ihn alle.  
 705 Danach, nicht lange, geschah es,  
 daß der Herzog eine Heerfahrt  
 fuhr gegen eine Stadt.  
 Herr Heinrich und Herr Conrat,  
 ritten auf einen Ausguck.  
 710 Herr Conrat begann Herrn Heinrich  
 um die Windhunde zu bitten.  
 Er sprach: „Und nicht finde ich,  
 mein Saalgenosse, das an dir:  
 daß du mir die Windspiele geben tätst,  
 715 oder Habicht oder Roß –  
 so wäre der Liebe Fluß  
 geflossen, wohl her zu mir!  
 Gewähr es mir, ich danke dir.“  
 Herr Heinrich sprach: „Mein Saalgenosse,  
 720 deine Bitte ist verloren!  
 Niemand will ich geben  
 Windhund, Roß oder Federspiel.  
 Um eure Bitte steht’s vergebens,  
 ihr bittet gänzlich ungeschickt.“  
 725 Herr Conrat sprach: „Mein Saalgenosse,  
 nun macht mir ganze Treue offenbar,  
 ich will euer eigen sein,  
 und der Schrein meines Herzens  
 soll euch in ganzer Liebe ~~sagen~~ tragen:  
 730 Ihr sollt’s mir nicht so versagen.“  
 Da sprach Herr Heinrich gleich und auf der Stelle:  
 „Mit meiner Sache hat es folgende Bewandtnis:  
 Wollt ihr tun, was ich will,  
 so geb ich euch das Federspiel.“

735 Herr Conrat sprach: „Mein Saalgenosse,  
 Was ihr wollt, das soll sein!“  
 Herr Heinrich sprach: „Worum ich ringe,  
 ist eine einfache Sache:  
 Ich minne gern die Männer –  
 740 noch nie habe ich eine Frau gewonnen.  
 Tut ihr das und was ich will,  
 Windhund und Federspiel  
 geb ich euch mit Willen.  
 Das muß in aller Stille geschehen.“  
 745 Herr Conrat sprach: „Mein Saalgenosse,  
 es muß allzeit mein Klage sein,  
 daß euer stolzer Leib  
 die Männer minnt und nicht die Fraun.“  
 Herr Heinrich sprach: „Du lieber Mann,  
 750 merk auf, was ich dir sagen kann:  
 Willst du tun, was ich will –  
 gebe ich dir das Federspiel.“  
 Herr Conrat sprach: „Was wäre das?“  
 Herr Heinrich sprach: „Paßt nun genauer auf!  
 755 Du mußt dich nieder zu mir legen,  
 so will ich mit dir machen  
 all die Minne,  
 die ich von meinem Sinn und Verstand  
 ausdenken und ertrachten kann.  
 760 Dazu, was ein jeglicher Mann  
 mit seiner Dame macht,  
 wenn er nachts bei ihr liegt.“  
 Im selben Moment sprach Herr Conrat  
 jetzt an Ort und Stelle:  
 765 „Ich will es alles leiden  
 und nichts, aber auch nichts meiden  
 von dem, was du von mir begehrt hast,  
 das will und muß ich  
 dulden wegen Windhunden und Federspiel.“  
 770 Der Rede war genug und viel.  
 Herr Heinrich sprach zu Herrn Conrat:  
 „So sei's! Hier an Ort und Stelle!“  
 Herr Heince überredet Herrn Conrat,  
 daß er sich auf den Rücken legt.

775 Da sprach Herr Heinrich: „Weißgott!  
Ihr seid mir zum Spott geworden!  
Wollt ihr nun ein Ketzer sein?  
Wegen Windhunden und meinem Habicht?  
So ein untugendhafter Leib!

780 Ich bin eure Ehefrau!  
Für Habicht und für Windspiele  
und für das Roß, das geschwinde,  
und für meinen Leibgurt, den guten,  
der mir hohen Mut gibt

785 zum Streite und zur Tjoste,  
habe ich einen Ritter geküßt  
und ließ ihn bei mir schlafen,  
daß ihr mit der Waffe  
wäret – mit der Kraft des Leibgurts –

790 desto mehr wert in der Ritterschaft.  
Nun wollt ihr ein Ketzer sein!  
und recht gern! für meinen Habicht!  
und verlaßt vor mir das Land!  
Ihr habt euch selbst geschändet!

795 Was ich tat, das war menschlich,  
ihr aber wollt unchristlich  
ganz freiwillig gehandelt haben!  
Ihr seid ein unreiner Mann,  
daß ihr für die zwei kleinsten Gaben

800 auf die Weise wolltet eure Ehre  
haben verloren.  
Seht, das macht mich zornig!“

Der Conrat sprach: „Madame!  
Ich will euer eigen sein.

805 Vergebt mir die Unzucht,  
Madame, liebe reine Frucht.“  
Sie sprach: „Das tu ich gern.  
Auch will ich, Herr, lernen  
allen deinen Willen –

810 den Zorn sollten wir stillen!  
Herr, du weißt wohl selber:  
Die allermeiste Schuld war deine!  
Nun nimm den Habicht und das Roß –

nimmer wirst du sieglos bleiben –  
815 den Leibgurt und die Hunde.“  
Ab dem Moment  
führen sie ganz froh und munter  
hin, heim ins Schwabenreich.  
Sie kümmerten sich um Zucht und Ehre,  
820 liebevoll für alle Zeit.  
Sie lebten ohne alle Sorgen  
den Abend und den Morgen,  
bis an ihr beider Ende,  
ohne jede Wende zum Schlechten –  
825 noch weitere gut hundert Jahre.  
Das ist sicher und wahr!

Von der Glesse Dietrich  
hat mich mit seinen Sinnen  
für höfische Leute gedichtet,  
830 ertrachtet und berichtet,  
aufs beste, so wie ers wußte.  
Jetzt und zu aller Zeit  
sei keiner nachtragend und gehässig –  
denn besser wußte ers nicht –  
835 gegen ihn wegen dem Gedichte.  
Im Dienst für Damen stand immer sein Sinn.  
Zu allen Zeiten war er bereit,  
von der Reinigkeit zu sprechen,  
die schöne Frauen an sich haben,  
840 was jetzt leider selten gepflegt wird.  
Die Welt hat sich verkehrt:  
Ihr Gemüt steht nur nach Hab und Gut,  
sie achten nicht auf die Minne,  
nur nach dem Pfennig  
845 steht aller Leute Denken und Trachten.  
Davon ist die Minne schwach,  
die man zu den Damen haben soll.  
Das will mir nicht wohl gefallen.  
Denn wo ein Mann verwundet wird  
850 in seines Herzens Grunde,  
von der süßen Minne nämlich,  
den kann kein Gold noch Gemme

jemals machen gesund.  
Aber ein rosenroter Mund,  
855 und tut ihm der ein Küssen kund,  
das ist ein so süßer Fund,  
davon wird jede Beschwernis gebüßt.  
Ein Kuß von einem roten Mund,  
dem kann sich nichts vergleichen  
860 in allen Landen, all den reichen.  
Wohl dem, der das zu verdienen weiß!  
Der ist in dieser Welt ein seliger Mann.  
Ich nehm's lieber als Silber und als Gold,  
daß mir die Damen hold wären.  
865 Niemand kann umfassend schreiben  
von den reinen Frauen,  
was sie an hoher Freude geben  
denen, die in ihrem Dienst leben.  
Ihr Männer, ich will euch lehren:  
870 Damen sollt ihr ehren  
und sollt ihnen untertänig sein,  
denn ihre roten Mündelein  
und ihre weißen Wängelein,  
die bringen euch von großer Pein!  
875 Alle reinen Frauelein,  
die müssen immer glücklich sein,  
das wünschet ihnen das Herze mein,  
jetzt und stets und ohne Pein.

Wilhelm, der Damenknecht,  
880 stets eifrig an der Tugend recht,  
der schuf, daß ich gedichtet ward.  
Kein Tugend ward nie von ihm gespart.  
Sein Vater saß zu Widena,  
als Vogt und Walter war er da.  
885 „Der Leibgurt“ hat ein Ende,  
dem Punzinger, dem sende,  
liebe Dame, deinen Trost,  
so wirt er von Sorgen erlost.

## Mittelhochdeutsche Fachbegriffe:

borte swm. 1 *Borte, verzierter Gurt um den Leib, mit dem die Oberkleidung zusammengehalten wird*

enschumphirt (enschumpfieren) swv.700 *besiegen*

lankenir stn. 607 *Decke über die lanken (Seiten, Hüften, Flanken) des Rosses*

laz (la<sub>3</sub>=la<sub>3</sub>es, Genitiv) adj. 576 *lässig, hier: frei (geben)*

massenie swf. 695 *Gefolgschaft, Dienerschaft, Gesellschaft*

muzzenir stn. 652 *(Rüstungsteil, Oberteil ?, Etymologie unklar)*

plan stm. 27, 595 *Ebene, Turnierplatz*

ricke stm. 162 *Reck, Gestell (für Greif-, Jagdvögel)*

schalliren swv.27 *schallen, mit romanischer Fremdwortendung*

schivire stn. Pl. 640 *Teile der Rüstung, Schutz (Etymologie unklar)*

schuhen swv. 640 *Fuß- oder Beinbekleidung anlegen*

spaldenir stn. m. 648 *Unterkleidung zur Rüstung*

spozzenir (spo<sub>3</sub>zenir) stn. 651 *(Rüstungsteil, Etymologie unklar)*

stiez stv. 584 (sto<sub>3</sub>zen stie<sub>3</sub>) *(erstozen ?) der Jagdvogel stieß nieder, erlegte*

tjoste stf. 785 *Ritterzweikampf mit Lanze*

trumbiren swv. 678 *Trompete, Posaune blasen (Trommelschlagen ?)*

zimir stn. f. 653 *Helmschmuck*

**Hier hebt an „Die Heidin“**  
**Gott geb uns die wahre Minn<sup>1</sup>**  
(übersetzt 2014)

Ein Heide hatte seinen Sitz –  
von ganz unermeßlichen Tugenden  
an Leib und Hab und Gut,  
Ehren und Gemüt,  
5 war er von königlicher Abkunft,  
so Edles ward nie geboren.  
Allerwärts zu seinen Zeiten  
gab man ihm den besten Ruf,  
wie ihn nie ein Herr gewann.  
10 Er war ein so kühner Mann –  
mit der Kühnheit seines Leibes  
war er denen allen bereit,  
wie mans auch von ihm begehrte.  
Wie gut gewährte er ihnen das,  
15 mit Speer oder mit Schild!  
Auch war er in Wald und Feld  
ein so vollkommener Mann,  
wie ich euch das wohl zu sagen weiß:

<sup>1</sup> Die Übersetzung folgt der Heidelberger Hs. H, cpg 341, fol. 111<sup>rb</sup> – 123<sup>ra</sup> [Schreibsprache und Lokalisierung: Nordwestböhmen/ Oberfranken/ südliches Vogtland, 1. Viertel 14. Jh.] Verglichen habe ich den Druck (Transcription und Edition, mit beigefügtem kritischem Apparat) in: Die Heidin. Unter Mitwirkung von RICHARD KIENAST, herausgegeben von ERICH HENSCHEL und ULRICH PRETZEL, Leipzig (S. Hirzel) 1957, wie auch die Ausgabe: Novellistik des Mittelalters, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von KLAUS GRUBMÜLLER, Berlin (Deutscher Klassiker Verlag) 2011, S. 364 – 469 und S. 1153 – 1171]; ich folge möglichst nicht den Eingriffen der genannten Editionen. Verszählung wie dort und Absätze wie in der Handschrift H (Digitalisat: <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg341/0225?sid=59398774306c378906026b873f4do543>; Adresse ohne Trennstrich). Bedeutungsrelevante Eingriffe bei erkennbaren Fehlern im Hs.-Text oder möglichen Mißverständnissen in der Übersetzung sind als Fußnoten zur Stelle vermerkt; das Wort „Editionen“ bezieht sich auf die hier genannten. Verglichen habe ich stets die übersetzende Nachdichtung: Die Heidin, in: Deutsche Erzählungen des Mittelalters, ins Neuhochdeutsche übertragen von ULRICH PRETZEL, München ( C. H. Beck) 1971, S. 135–163, die fürs Nachdenken, was der Text heißen könnte, hilfreich war, ebenso wie die Übersetzung von KLAUS GRUBMÜLLER. Meine Übersetzung wurde vorgelesen und diskutiert im mediävistischen Oberseminar am 8.7.2014.

Er brachte das Wilde und das Zahme zu Fall,  
20 der ehrenwerte und hochlöbliche König,  
er war so behende,  
ohne jeden Fehl.  
Wo immer er sich zeigte –  
wie schnell verneigte man sich vor ihm  
25 und ward ihm auch untertan,  
dem edlen Könige, dem wohlgestalten.  
Der König hatte eine Gemahlin, eine gute,  
zu der stand all sein Gemüt.  
Sie war ihm ein wohlgeschaffnes Eheweib,  
30 ihren Leib hielt sie in Züchten,  
die Wahrheit habe ich vernommen  
und zu Recht: sie war dahin gelangt,  
daß man ihr Lobpreis sagen mußte.  
Ich vergleiche sie dem Golde.  
35 Und darüberhinaus spreche ich:  
sie war weder zu eifrig, noch zu lässig –  
an Trank und an Speise  
hatte sie kein Übermaß.  
Spötteln, doch in guter Sittsamkeit;  
40 mit Geige und mit Rotte,  
dazu mancherlei sonstiges Spiel,  
vieles davon machte man vor ihr,  
wie halt der König es wollte,  
voll Freude, wie es ihr zukam,  
45 zeigte sie Kenntnis und gutes Verständnis.  
Dem Herren war sie untertan,  
was er sie auch bat oder hieß,  
in aller Zucht unterließ sie nichts,  
sie bot sich minniglich dar  
50 und kümmerte sich allenthalben um ihn,  
in so gänzlicher Stetigkeit  
war sie zu aller Zeit für ihn bereit,  
es war ihr wohl angeboren!  
Zur Gemahlin hatte er sie erwählt,  
55 weil, aus königlicher Abkunft  
ward nie ein schöneres Weib geboren.  
Es gab auch nie einen Grund,  
daß sie aus des Königs Huld kam,

und wäre er geringer als ein Haar.  
 60 Der edle Herr nahm das alles wahr.  
 Er bedachte in seinem Gemüte:  
 „Wo dir doch Gott, der gute,  
 ein reines Weib gegeben hat,  
 kannst du wohl mit Freuden leben  
 65 auf diesem Erdreich.  
 Weiß ich doch keine, die ihr gleicht,  
 meinem reinen Weibe.  
 Von ihrem schönen Leib  
 kann ich nur als wahr gestehen:  
 70 Ich habe nie ein schöner Weib gesehen,  
 sie ist mir Entgelt für alle Sorgen;  
 ich will versprechen und muß  
 ihr dienen wie meinem Herzen!  
 Sie auserwählte junge Edelfrau!  
 75 Ich sah den Klee, den grünen Wald,  
 ich sah den Schnee, den Winter kalt,  
 da ich sie beide hab in Gewalt,  
 dünk ich mich kühn allsobald  
 und lobpreise meine Dame mehr  
 80 als die Blumen und den Klee!  
 Sie ist eine Krone der Tugend  
 und eine Schönheit der Jugend,  
 dazu ein erwähltes Gefäß –  
 wer entgilt mir den Kummer besser  
 85 als die Minnigliche  
 mich macht freudenreich,  
 daß mir leid wäre,  
 wüßt jemand diesen Sachverhalt,<sup>2</sup>  
 daß sie so ganz vollkommen ist –  
 90 sie weiß davon nicht die Haaresbreite,  
 daß ich sie mit allen Sinnen  
 so maßlos minne!  
 Nun gebiete ich meinem Herzen,

<sup>2</sup> Hs.: *Wolt iemant dise m<sup>s</sup>e* (fol. 111<sup>vb</sup>) (Editionen: *weste ieman disiu maere*). Regionale Form, Verschreiber oder unbewußter (?) Verweis auf den befürchteten Andern? Kein Kommentar zur Stelle bei Grubmüller.

daß [es] ihr, der hehren Königin<sup>3</sup>  
 95 noch der Edeldame, etwas davon kundtue;  
 auch verbiete ich meinem Mund,  
 daß er etwas davon meiner Gemahlin sage,  
 noch jemand anderm von ihrem lichten Schein,  
 denn könnte irgendjemand etwas von ihr auflesen,  
 100 das müßt mir allzeit Leid bereiten.  
 Was an Ehren an der Schönen liegt  
 und was an Freuden sie mir gibt,  
 ja!, ich werds nicht öffentlich aussprechen!  
 Sie hat keine Haaresbreite von Makel!“  
 105 Nun wißt, daß sie sich nie verborgen hat,  
 die Minne, wenn sie heftig von einem Herzen  
 geht, heimlich, so hör ich feststellen,  
 daß die Leute nicht sehen mußten,  
 wie verholen sie sich gerade gibt!  
 110 Man würde<sup>4</sup> ihrer binnen kürzestem  
 in aller Heimlichkeit gewahr.  
 Wie ich auch danach trachte,  
 solche Rede zu unterdrücken<sup>5</sup>:  
 Es ist der bestimmte Ort, der den Dieb stehlen lehrt;  
 115 wenn er das Gut findet,  
 unbewahrt und unbehütet.  
 Genauso ist es damit,  
 wofür ich die Damen preise.  
 Mit Recht hat sie den dann genommen,  
 120 da mochte nun gestorben sein!  
 In eben dieser Zeit  
 hört man es in der weiten Welt,  
 von Männern und von Frauen:  
 Ihr Lob begann man aufzuschreiben,  
 125 ganz viel und in der Welt verbreitet;  
 sie hat das beste Lobergebnis  
 mit Recht da zu fassen gekriegt,  
 so daß Ritter und Knappen

<sup>3</sup> *Daz ir der heren kvnegin* (fol. 111<sup>vb</sup>), Editionen: *daz ez*.

<sup>4</sup> Hs.: *wurde* (fol. 111<sup>vb</sup>), Editionen: *wirt*. Das *u*-Umlaut-Diakritikum wird häufig nicht geschrieben.

<sup>5</sup> Hs.: *Alfo ich mich v<sup>s</sup>finne / Die rede verheltn* (fol. 111<sup>vb</sup>f.), Editionen: *die rede mac ich niht verheltn*.

und die Besten alle gleichermaßen  
 130 nichts als die Wahrheit sprachen:  
 Sie hat ganze Tugend,  
 so schön zusammen mit ihrer Jugend.  
 Er [dagegen] hatte das Lob,  
 daß man darüber redete,  
 135 wie stolz sein Herz wäre,  
 mit Rossen zum Speerkampf,  
 kühn und großzügig,  
 tüchtig unter dem Schild.  
 Er ist nicht bloß ein Beispiel!  
 140 Er war zu allen Dingen schnell und tapfer.  
 Und beide waren guten Gemüts:  
 Sie war rein und gut,  
 wer je aus diesem Lande kam,  
 der lobt die Dame, die hochlöbliche.  
 145 Solchermaßen hatte das reine Weib  
 in ihrer guten und ehrenwerten Leibhaftigkeit  
 dem Könige sein Lob ganz und gar abgenommen;  
 sie war mit Recht dahin gelangt,  
 wie ich euch vorhin sagte:  
 150 An nichts verzagte sie,  
 das nur irgend nach Ehren gehen sollte.  
 Diese auserwählte Königin  
 wollte ich euch bekannt machen,  
 diese Rede mit meinem eignen Mund  
 155 möge das in guter Ehrenhaftigkeit belegen.  
 Ich bitte euch also so frisch-fromm-fröhlich:  
 Wer es weiterhören will,  
 der soll es<sup>6</sup> ohne Abwehr zulassen,  
 es sei Edeldame oder Mann.  
 160 Die es nicht verstehen wollen,  
 die bitte ich, sich woanders hinzusetzen.  
 Nun hebt die Aventure an.

Ein Graf saß überm Rhein,  
 hatte dort seinen Sitz und sein Land.  
 165 Zu dem kamen diese Nachrichten:

<sup>6</sup> *Der sol lazzen* (fol. 112<sup>rb</sup>), Editionen: *der sol ez*.

Wie da eine schöne Edelfrau wäre,  
 mit Züchten und Würde,  
 mit jederlei Stetigkeit,  
 eine Frau heidnischen Glaubens.  
 170 Er sprach: „Ich will mein Leib und Leben  
 wagen auf ein Abenteuer.  
 Gott gebe als Beisteuer mit,  
 was seiner Gnade gemäß sein will.<sup>7</sup>  
 Ich kann länger nicht am Leben bleiben,  
 175 ich will an den Ort reisen,  
 von dem man mir gesagt hat.“  
 Er dachte hin und her,  
 sein Gemüt war schwer an Gedanken,  
 vor Liebe und auch vor Leid –  
 180 diese Gedanken hatte er beide:  
 vor Liebe war sein Herz froh,  
 vor Leid dachte er so bei sich:  
 „Sollst du nun auf die Reise gehen,  
 wer soll dein Haus hier daheim bewahren,  
 185 und deine Burg und dein Land?  
 Lernst du aber die Edeldame nicht kennen,  
 so ist es möglich, daß du das Leben verlierst.  
 Auch sollst du dich nicht freiwillig aufgeben,  
 und mußt doch den Tod erleiden.  
 190 Besser wär es, zu verlassen  
 beide, Burg wie Land,  
 wenn das dazu führt,  
 daß du das Leben behalten kannst.  
 Nun, laß Gott darüber walten!  
 195 Hilf dir aber selber aus der Not,  
 für den Fall, daß der grimme Tod  
 gern bei dir sein wollte –  
 du könntest gern auch am Leben bleiben!  
 Gott weiß es, der allmächtige,  
 200 daß auf diesem Erdenreich  
 niemand diesen Schmerz weiß,

<sup>7</sup> Nicht klar ist mir die Konstruktion des Texts: *Was sin genade wollen wesen* (fol. 112<sup>rb</sup>). Ist das Plural-*n* an *wollen* schreiberischer Irrtum? Oder fehlt ein Plural-*n* an *genade*? Gehts um einen Pluralis majestatis?

den ich an meinem Herzen  
trage, und nicht verborgen.  
Mit so mancherlei Sorgen  
205 für alle Zeit ganz allein,  
und wüßten sie jetzt allgemein,  
die Leute, was ich an Sorgen trage –  
sehr, sehr groß ist die Klage meines Herzens –  
sie würden leichtlich über mich spotten.  
210 So will ich also sicher sein,  
daß das aus meinem eignen Mund  
nimmer kundgetan wird,  
weder Mann noch Frau.  
Das verbiete ich mir bei meinem Leben –  
215 bis ich sie gar erwerbe  
oder aber dahinsterbe  
und mir das Leben genommen werde.  
Es gehe nun zu Schaden oder zu Frommen,  
ich will jetzt bereit sein!  
220 Lieber Mut: Sei nun frisch-fromm-fröhlich,  
gib meinem Herzen Mannes Kraft  
und meinem Leibe alles, was ein Ritter ist,  
nach Treue und nach Recht.“  
Zu Ritter und zu Knappen  
225 sprach er: „Hier wird nicht gezögert!  
Wir werden zu einer Heerfahrt  
jetzt und auf der Stelle auf Fahrt gehen!  
Gott möge uns höchstselbst bewahren!  
Wir werden großen Lobpreis erjagen.  
230 Werde ich aber totgeschlagen dabei,  
so reist ihr, Helden, alsbald  
zurück nach der Heimat, in mein Land,  
und waltet über alles, das ich habe.  
Außerdem: Einen Hauptmann  
235 wählt aus euch allen.  
Mög euch das allen wohlgefällig sein!“

Als die Herren das vernommen hatten,  
kamen sie alle zusammen  
und gingen da zu Rate,  
240 in einem Kaminzimmer.

Das allgemeine Beraten  
 übertrugen sie auf einen.  
 Wegen seiner Erfahrung kam er dazu,  
 daß man spät und früh  
 245 stets diesen Rat annahm.  
 Da sprach der erfahrene Ratgeber:  
 „Als erster, der meinem Herren Rat gibt,  
 das wißt, werde immer ich gefragt.  
 Ich rate euch, auf meine Treue,  
 250 daß ihr seinem Willen Folge leistet,  
 und falls euch das irgend reuen sollte,  
 daß ihr gegen meine Treue  
 sprecht mit scharfen Worten,  
 oder euch sonst an mir rächt.  
 255 Ihr kühnen Dienstleute:  
 Seid eurem Herren heut ein Trost,  
 was immer euch zu Schaden getan wird!“  
 Sie sprachen: „Das genügt uns!“  
 Genau so sagten sie's dem Herrn.  
 260 Vor so großer Liebe ward er froh  
 und ihnen von Herzen hold.  
 Sowohl Silber wie auch Gold  
 gab er Rittern und Knappen<sup>8</sup>.  
 Sie gelobten ihm den Rechtseid,  
 265 die ihm untertan waren,  
 alle seine Dienstmannen  
 wurden sogleich bereitgemacht,  
 die Sättel auf die Rosse gelegt  
 wurden alle auf einmal,  
 270 mit fröhlichem Schall.  
 Nichts vergaßen sie,  
 auf die Rosse saßen sie dann auf.  
 Sie ritten eine Tagesweide weit.  
 Auf eine grüne Heide  
 275 kamen sie zur Abendzeit,  
 die war breit und weit,  
 müde waren sie alle,  
 weiter konnten sie nicht

<sup>8</sup> Hs.: *knehte* (Dativ-n fehlt) (fol. 112<sup>vb</sup>).

reiten zu dieser Zeit –  
280 sie blieben auf dem weiten Anger  
die Nacht bis an den Morgen.  
Vorsorglich sprach ihr Herr:  
„Ich will eine Wahlmöglichkeit austeilen:  
Wer mir mit Treuen folgen will,  
285 der soll mir einen Eid schwören.  
Entsprechend will ich bereit sein,  
euch zu dienen und das zu schwören,  
daß ich euch besseres tun will,  
als ich je getan habe.“  
290 Sogleich schwor der höchste Dienstmann  
dem Herrn den Eid,  
daß er ihm solchermaßen zur Verfügung  
stehen wollte in allen Bedrängnissen,  
auch wenn man ihn töten sollte.  
295 Die Herren, alle gleichermaßen,  
schwuren wirklich und wahrhaftig,  
dem Grafen untertan zu sein  
und ihm in den Bedrängnissen beizustehen.

Der Graf sprach: „Nun seid bereit!  
300 Wohl auf, Helden, so frisch-fromm-fröhlich!  
Wir werden nicht länger warten.  
Nach Aventiure reiten  
werden wir, in so manches Land,  
daß wir da bekannt werden  
305 und daß wir da beschauen  
schöne Edeldamen und edle Jungfrauen.  
Gerne werden wir bei denen sein,  
mit Züchten und frei von Falsch.  
Gott, Herr, stark und weise,  
310 hilf, daß wir den Preis erhalten,  
und an nichts verzagen!“  
Da kam ein Bote und begann, dem  
Grafen etwas Neues zu sagen,  
nämlich daß ein Turnier wäre  
315 ganz nahe, zwanzig Meilen.  
Da begann er hin zu eilen  
und kam an, wie ich euch sage,

an einem Sonntag in der Früh.  
 Von bester Erziehung war ihr Umgang:  
 320 Schön empfangen sie die Helden.  
 Jungfrauen und Edeldamen  
 begannen sie feste zu beschauen  
 und nach den Gästen und Fremden zu fragen.  
 Die Herren kamen von den  
 325 Festungen dahin geritten,  
 jeglicher lobte ihren Auftritt.  
 Gar mancher „Was lobt ihr da?“  
 sprach: „Ich sag euch, glaubt mir das,  
 sie sind gut zur Wehr, nämlich soviel wie ein Ei!“  
 330 Da hob das Turnier an,  
 sogleich, und es ward  
 auch nicht länger gezögert.  
 Da gingen sie zu den Rossen,  
 dort packten sie die Sättel  
 335 im selben Augenblick,  
 sie banden die Helme auf,  
 sie teilten sich in zwei gleiche Teile.  
 Da hob das Turnier an.  
 Man sah dann ein großes Fechten,  
 340 sowohl Ritter wie Knappen  
 und manchen tapferen Dienstmann,  
 das Turnier miteinander schlagen,  
 mit angstmachenden Dingen  
 sah man sie heftig ringen,  
 345 die Schwerter hörte man klingen,  
 durch die Rotten den Weg erzwingen,  
 man sah heftig fechten.  
 Und Gott half dem Gast aus der Fremde,  
 daß er saß wie ein Stein.  
 350 Manchem brach er die Knochen  
 und schlug her und hin –  
 man nahm ihn allenthalben wahr.  
 Sämtliche Leute,  
 die Großen wie die Kleinen,  
 355 sprachen wahrhaftig:  
 „Ei, Gott, der allmächtige!

Was wird man Wundertaten von ihm sagen!<sup>9</sup>  
 Wer ihn für einen Feigling hält,  
 der muß selber ein Tor sein!  
 360 Wo er über den Rhein gekommen ist,  
 so gewaltig, in dieses Land,  
 und hat uns alle zuschanden gemacht!“  
 An Turnier ward genug geleistet,  
 sie mußten jetzt aufhören,  
 365 auch waren ihnen die Rosse zusammengebrochen,  
 die ließ man dann angelegentlich pflegen.  
 Gar mancher hatte aus großer Bedrängnis  
 den Tod wählen müssen.  
 Ihr Leid war viel und groß.  
 370 Sie hätten lieber alle ohne Rüstung,  
 bloß in ihren Hemden reiten sollen,  
 dann hätten sie den Tod vermieden.  
 Man legte ihnen ihre Toten ins Grab,  
 den Preis gab man dem Grafen.  
 375 Mit voller Absicht und mit Recht  
 lobt man auch seine Knappen.  
 Sie waren übern Rhein gekommen –  
 und konnten kühner nicht sein –  
 alle zusammen dorthin mit dem Grafen;  
 380 wegen einer Edeldame, die nur so strahlte  
 (was ich euch sage, das ist wahr!).  
 Solchermaßen trieben sie's wohl elf Jahre  
 und lebten ohne Schande,  
 als sie ins Land gekommen waren,  
 385 wo sie diese Dame wußten.  
 Der Graf sprach selbstbewußt  
 und mit ganzer Männlichkeit:  
 „Ihr werten Helden, seid frisch-fromm-fröhlich!  
 Wir sind in ein Land gekommen,

<sup>9</sup> Zur Frage, ob hier ein mittelhochdeutsches Präsens aus *werden*+Infinitiv (verkürztes Partizip Präsens) gemeint sei, oder schon ein (früh)neuhochdeutsches Futur mit *werden*, sieh: HERMANN PAUL, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 25. Auflage, neu bearbeitet von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA, mit einer Syntax von INGEBORG SCHRÖBLER, neubearbeitet und erweitert von HEINZ-PETER PRELL, Tübingen (Max Niemeyer) 2007, § S 13,5 und § S 28 A. 3.

390 das ist uns allen unbekannt.  
Es ist kein Kinderspiel,  
das will ich euch sagen.  
Wie, wenn das heidnische Heer  
mit Kraft und Wehrhaftigkeit  
395 hierher über uns geritten kommt?  
Bewacht Schilde und Speere  
und setzt Wachleute ein  
an diesem Tag heute.“  
Sie taten, was man ihnen gebot.  
400 Gott half ihnen aus allen Nöten.  
Als sie so nahe kamen, daß sie die Burg vor Augen hatten,  
wo die Dame saß,  
von der man sagte und las,  
405 wie freudenreich sie wäre –  
nun glaubt mir folgende Geschichte:  
Der Christ sah die Burg vor sich,  
dann sprach er in seinem Herzen:  
„Welch liebe Stunde ward mir da,  
410 daß mir diese Burg kundgeworden ist!  
Daß meine Augen die gesehen haben!  
Soll das Glück mein Schicksal sein,  
daß meine Dame mir gewährt,  
was mein Herz von ihr begehrt,  
415 so gewinne ich den höchsten Preis,  
daß Hector nicht, noch Paris  
je so großen Preis gewann.  
Und wär ein freudenreicher Mann.“  
Sie ritten an ein weites Feld  
420 und schlugen ihre Zelte auf.  
Man hatte einen wunderschönen Blick dorthin  
von der Burg, der hochlöblichen.  
Sie taten nicht wie Feiglinge,  
sie ritten und hoben an und sagten  
425 dem Heiden neuste Nachricht,  
nämlich was an Fremden gekommen wäre,  
gewaltig gerüstet, in dies Land.  
Er sprach: „Nun reitet auf der Stelle hin  
und fragt, wer der Herr sei,  
430 ob er Graf sei oder Freiherr,

oder was er suche in meinem Land,  
 daß mir das bekannt werde,  
 ob er Freund oder Feind sei.  
 Darauf sprach die Königin, die edelfreie:  
 435 „Wenn mich mein Eindruck nicht täuscht,  
 dünkt mich, es seien gute Freunde.“  
 Ein Bote war bereit,  
 auf ein Roß setzte er sich da,  
 der Bote ritt dann hinunter.  
 440 Da war der Graf frisch und fromm und fröhlich  
 und empfing den Boten liebezend  
 und entließ ihn von sich hochlöblich.  
 Er gab ihm Silber und Gold,  
 wofür ihm der Bote hold war,  
 445 dazu ein herrliches Gewand.  
 Er sprach sogleich zu ihm:  
 „Sag deinem edeln Herren,  
 wenn dir seine Ehre irgend lieb ist,  
 es sei ein rechter Christenmensch,  
 450 und will jemand gegen mich antreten  
 mit Speer oder mit Schild,  
 der möge auf das Gefild kommen,  
 hierher, gegen mich angeritten,  
 wenn er das in gutem Anstand will,  
 455 so will ich hier auf ihn warten  
 und mich dafür bereitmachen.“  
 Als der Bote heimkam  
 und der König die Nachricht vernahm,  
 machte ihm das Müh und viel Schmerz.  
 460 Er sprach: „Bei meinem Leben und meiner Ehre!  
 So wird ihm gewährt, und zwar von mir,  
 alles, was sein Herz begehrt!“  
 Dem Heiden und dem Christenmann  
 legte man beiden einen Harnisch an,  
 465 sie wurden beide wohlgerüstet  
 nach Rittergewohnheit,  
 und kamen an eine weite Ebene.  
 Da sprach die Dame, die wohlgestalte:  
 „Es geh zu Schaden oder zu Frommen,  
 470 ich will zu den Christen hin

und will den Christen kennenlernen –  
 er wollte sich ja nie mit Namen nennen!“  
 Man blies ein kräftiges Heerhorn.  
 Dem Heiden kam ein maßloser Kamp fzorn,  
 475 daß ein Christenmann  
 so kühn war, und sich traute, gegen ihn zu bestehen.  
 Darüber war er froh und frisch-fromm-fröhlich.  
 Die Helme an die Häupter angelegt  
 wurden ohne Verzug  
 480 und ganz fest gebunden.  
 Zu den Rossen gingen sie dann,  
 die Speere legten sie ein,  
 und die Rosse, im Kamp fzorn,  
 hieben sie mit den Sporen.  
 485 Jener kam herangeritten,  
 der Christ neigte ebenfalls seinen Speer,  
 gegen die Brust des Heiden.  
 Der Heide stach in dieser Tjoste  
 gar greulich auf den Christen.  
 490 Da blieb er, höchst lobenswert, sitzen,  
 beide brachen sie die Speere,  
 daß alle Leute sprachen:  
 „Der eine ist kühn, der andre ein Held!  
 Sie sind auserwählte Recken,  
 495 einer wie der andre.“  
 Dem<sup>10</sup> Heiden war ganz und gar leid,  
 daß der Christ sitzengeblieben war.  
 Er fing an, maßlos zu werden,  
 er wollte den Tod erleiden,  
 500 eh daß er davonkommen lassen  
 wollte den Christenmann.  
 „Liebster schöner Herr“,  
 sprach die Dame, „folge mir,  
 ich rat es dir auf meine Treue:  
 505 du sollst gegen ihn nicht länger bestehen wollen,  
 er ist ein voll kühner Mann.  
 Bis jetzt ist das Heil mit dir gewesen.

<sup>10</sup> Hs.: *Den* (fol. 114<sup>rb</sup>), Editionen: *Dem*. Man sieht, daß öfter der Akkusativ statt dem Dativ steht (zuweilen auch umgekehrt).

Wenn du *weiter*<sup>11</sup> am Leben bleiben willst,  
 dann hilf dir selbst aus der Not.  
 510 Sonst gibt er dir den Tod.  
 Mach mir meine Pein sanfter damit,  
 mein allermünniglichster Herr!“

Der König sprach darauf mit Zorn:  
 „Soll ich nun so schwach sein  
 515 und dabei so vollständig verzagen?  
 Eher will ich den Ehrenwerten erschlagen,  
 als daß ich ihm den Preis gebe!“  
 Vor Zorn konnte er grau werden.  
 Solchermaßen sprach der heidnische Mann:  
 520 „Ich will und werde in diesem Augenblick antreten  
 und sollte ich den Tod erleiden!“  
 Seiner Gemahlin gebot er,  
 daß sie von ihm wegreiten sollte –  
 wohingegen er gegen ihn antreten wollte.  
 525 Die Dame tat wie ein reines Weib,  
 die ihr Leib und Leben mit Züchten  
 bis zu diesen Tagen hingebraht hatte.  
 Ganz schnell bedachte sie sich<sup>12</sup>,  
 sie verneigte sich vor ihrem Herrn  
 530 und machte kehrt,  
 dem Christenmann entgegen,  
 und sah ihn züchtiglich an  
 und hieß ihn willkommen sein.  
 Als *er*<sup>13</sup> ihre hellerlichte Pein sah  
 535 und ihren Mund, der war rot,  
 wandte er sich ihr mit ganzer Absicht zu  
 und dankte ihr höflich.  
 Darauf sprach die Münnigliche:  
 „Guter Herr, darf ich euch bitten,  
 540 um eurer Zucht und guten Sitten willen,

<sup>11</sup> Hs.: *Wilt tv niht fyrba3 genesen*. Editionen: *iht* (fol. 114<sup>rb</sup>). Zwar paßt der Anschluß 510 nicht, aber 508f. können als hsl. Fehlleistung heißen: Wenn du nicht am Leben bleiben willst, hilf dir [ruhig] selbst aus der Not.

<sup>12</sup> Hs.: *Vil drate fie bedaht* (fol. 114<sup>va</sup>), Editionen: *sie sich*.

<sup>13</sup> *er* nicht hsl. (fol. 114<sup>va</sup>).

so erbitt ich, was mein Herz begehrt:  
 Gewährt es mir um eurer Dame willen!  
 Laßt diese Tjoste bleiben –  
 und mein guter Segen wird euch nachfolgen –  
 545 die Tjoste mit meinem lieben Herren!  
 So lieb euch sämtliche Damen sind!“  
 Drauf sprach der Graf ohne zu zögern<sup>14</sup>:  
 „Und sollte ich hinkünftig zu keinem einzigen Mal  
 je wieder gegen einen Mann antreten,  
 550 es soll nach eurem Willen geschehen,  
 wenn es denn so sein muß!  
 Auserwählteste Königin!  
 Gebietet mir und bittet nicht!  
 Soll ich für immer ein Nichts sein –  
 555 ich will es um euretwillen lassen  
 und will hinkünftig nicht gegen ihn antreten.  
 Auch will ich ihm den Preis geben,  
 auf daß ihr mit Freuden leben mögt.  
 Das wünscht euch mein Herz und Sinn.“  
 560 Mit Züchten verneigte sich die Königin vor ihm  
 und ward froh über das, was er ihr gewährt hatte.  
 Worauf die Königin alsbald  
 zu ihrem lieben Herrn ritt.  
 Sie sprach: „Gott möge dem Fremden Ehre erweisen,  
 565 den ich jetzt mit Ehrfurcht gebeten habe.  
 Er hat mir auf der Stelle  
 mit Züchten gewährt,  
 was ich von ihm begehrte.  
 Ich bat ihn, dir den Preis zu geben.  
 570 Das gewährte er mir, darüber freut sich mein Leben.“  
 Als das der König zu Ohren bekam,  
 zerstörte sich seine Freude  
 und er wurde zornig auf die Dame.  
 Ein Eid ward von ihm geschworen,  
 575 sie müßte<sup>15</sup> den Tod erleiden  
 oder sonst riesengroße Not,  
 die überaus grimmig wäre!

<sup>14</sup> Hs.: *qval* (fol. 114<sup>va</sup>), Editionen: *twâl*.

<sup>15</sup> Hs.: *mvste* (fol. 114<sup>vb</sup>).

Nun glaubt mir die Geschichte!  
 Er war noch nie so zornig gewesen:  
 580 Die Gemahlin und Herrin hatte dem Fremden gedankt!  
 Der Heide rief seinen Herren zu:  
 „Ihr Helden, zeigt mir eure Hilfe!  
 Und wird er nicht heruntergestochen,  
 so seien wir alle Nichtse!  
 585 Wir müßten zu Recht Feiglinge sein,  
 sollte er hier den Preis erjagen!“  
 Da kam ein Recke, gar ein Held,  
 der war zur Kühnheit auserwählt.  
 Der sprach: „Er muß sein Leben  
 590 mir geben, auf diesem Anger!“<sup>16</sup>  
 Ringelot<sup>17</sup> war er genannt.  
 Große Kühnheit kannte er.  
 Außerdem waren noch drei Helden,  
 die standen Ringelot bei.  
 595 Der erste hieß Wolfart,  
 der war nichts als Kampf und Streit,  
 der zweite Tituban genannt,  
 den kannte man als unter den Besten,  
 an allen Dingen war er hochzuloben,  
 600 der dritte aber hieß Kunrich,  
 der war ein Held der Männlichkeit,  
 er ward zu den Besten gezählt.  
 Darüberhinaus waren genug Helden,  
 die ihr Wille dahin trug,  
 605 daß sie gegen ihn antreten wollten.  
 Er jedoch gewann den Sieg gegen sie.  
 Ringelot, der erste,  
 dünkte sich der erhabenste,  
 er fuhr brummend wie ein Bär daher.  
 610 Er nahm Schild und Speer  
 und rannte den Christen an –  
 der Graf stach mit entsprechender Technik  
 Ringelot gegen den Kragen<sup>18</sup>,

<sup>16</sup> Hs.: *Mir vf difem anger l geben* (fol. 114<sup>vb</sup>).

<sup>17</sup> Hs.: *Ringelolt* (fol. 114<sup>vb</sup>). Vers 594 *Ringeloten* (Dativ).

<sup>18</sup> Hs.: *an den p kragen* (fol. 115<sup>ra</sup>).

daß er an Ort und Stelle verzagen mußte,  
 615 daß ihm das Blut aus dem Mund herausschoß.  
 Der nächste ward dann sein Genosse,  
 er eilte auf den Grafen herzu:  
 Der stach den Speer durch ihn hindurch,  
 daß er vor Tod niederfiel.  
 620 Gegen den vierten ritt er an,  
 der erlitt mächtig große Pein.  
 Dem<sup>19</sup> andern goß man Wasser ein.  
 Dem sechsten gab er die selbe Not,  
 den siebten stach er auch zu Tod,  
 625 der achte auch sein Ende nahm,  
 der neunte auf ihn gedrungen kam,  
 der war ein Held so hochbewährt,  
 doch fiel er nieder unters Pferd,  
 daß die Seele ihm ausging.  
 630 Der König die Gemahlin umfing,  
 als er diese Männlichkeit an ihm sah,  
 daß er alle diese herunterstach.  
 Er sprach: „Meine allerliebste Gemahlin!  
 Mein Leib und Leben soll dein eigen sein.  
 635 Ich will mich in deine Gnade geben,  
 du hast mir das Leben erhalten,  
 dafür will ich dir immer danken<sup>20</sup>.  
 Nun tu wohl und folge mir:  
 Reite zu dem Christen  
 640 und überrede ihn mit aller Kunst,  
 daß er vier Tage oder drei  
 bei uns ausruhe,  
 daß wir seinem Leib und Leben Ehre erweisen.“  
 Die ehrenwerte Frau ritt hin  
 645 und sprach zu dem Grafen:  
 „Ich soll kein mickriger Bote sein.  
 Ich bitt euch, Herr von überm Rhein,  
 daß wir mit euern Leuten zusammenseien:

<sup>19</sup> Hs.: *Den* (fol. 115<sup>ra</sup>).

<sup>20</sup> Dem hsl. *danken* ist ein hochgestelltes *c* mit einem Verweishaken (= „vor das k“) nachgetragen, also: *dank<sup>c</sup>en*, kein *h*, vgl. aber *vienc<sup>h</sup>* (Reim auf *giench*, Vers 630, fol. 115<sup>ra</sup>) – der Schreiber schreibt ab und zu *ck* für mhd. *k* im Inlaut oder auslautendes mhd. *c*.

Wollet unser Gast sein,  
650 wenn's euch keine zu große Last ist,  
zwei Tage oder drei,  
wie lieb euch eure Dame sein möge.“

Der Graf sprach: „Nun sei euch gewährt,  
alles was ihr von mir begehrt.“  
655 Und dafür dünkte er sich frisch-fromm-fröhlich.  
Mit Züchten ritt die Dame zurück,  
ihrem Herrn sagte sie,  
er wollte gerne hier bleiben.  
Über diese Ehren war der König froh.  
660 Drauf gebot er seinen Dienern,  
daß sie es nach Ehr und Anstand richteten.  
Selber machte er sich auf und wandte  
sich nach dem Grafen, dem hochlößlichen,  
wie es sich ihm zu Ehren gehörte.  
665 Ritter und Spielleute,  
wie's noch heute der Brauch ist,  
ritten allesamt dorthin.  
Als der Graf das wahrnahm,  
wurde es ihm ganz minniglich.  
670 Der Hausherr empfing den Gast  
minniglich, wie auch seine Begleitung.  
Er sprach überaus liebevoll:  
„Ihr sollt mir willkommen sein,  
und wißt, bei meiner Treue,  
675 daß euch mein Leib und Leben und Hab und Gut  
aus ganzem Gemüt zur Verfügung steht.  
Wie ihr selbst gebietet  
und wonach euch ist –  
bewegt euch, wo ihr wollt!“  
680 Mit Züchten verneigte sich der Held vor ihm,  
und war über die Maßen froh.  
In Freuden ritten sie dann  
auf die Veste des Königs.  
Da war kein Mangel  
685 an Ehrerbietung und Aufwand von Gütern.  
Sie waren in ihrem Gemüt  
ihnen allen und überall hold.

Es erhob sich Musik, daß es eine Wonne war,  
bis man essen sollte.  
690 Nichts ward da vergessen,  
gleich ward alles vorbereitet:  
Die Tücher wurden aufgelegt  
und man nahm das Wasser,  
recht wie es den Helden gebührte.  
695 Der Hausherr forderte sie auf hinzusitzen,  
mit vielen guten Überlegungen,  
jeden einzelnen Mann,  
und er selber schließlich  
plazierte sich neben den Grafen.  
700 Auch der Truchseß hat sein Amt nicht vergessen,  
denn er kam zur rechten Zeit.  
Von Wild und von Zahm  
ward und war genug vorbereitet.  
Mit schönster Absicht legte er das vor.  
705 Man gab ihnen den besten Wein,  
den es im Lande nur geben mochte,  
sie tranken und aßen,  
saßen in Freuden da,  
und sahen mancherlei Spiel,  
710 wovon man reichlich vor ihnen veranstaltete.  
Auf die Rosse sollte ich nicht vergessen,  
die versorgte man über jedes Maß gut.

Als das ein Ende nahm,  
gabs für manchen Kurzweil, wie sich's gehörte  
715 und was ehrbar war,  
dort auf dem Palas,  
und wie ers halten mochte  
und wie's zu seinen Ehren taugte.  
Mit großem Adelsbrimborium  
720 war man um den Herrn frisch-fromm-fröhlich.  
Der König selber aber ritt auf die Jagd.  
Wie man mir vorerzählt hat.  
Der Graf ging zu den Damen,  
die konnte er immer wieder anschauen.  
725 Sie baten ihn niederzusitzen,  
das war dem Helden nicht zuwider,

er tat gern, worum man ihn bat.  
 Die Hausherrin sprach auf der Stelle:  
 „Für welche tugendhafte Frau  
 730 quält ihr, Herr, euren Leib?  
 Das sollt ihr mir sagen.  
 Wenn nötig, will ich euch beklagen,  
 falls davon euer Leid  
 entweichen mag und eine Sanftheit kommen  
 735 für euer sehndendes Herz,  
 wovon es seinen Schmerz  
 hier und jetzt fahren ließe.  
 Das soll mir euer Mund sagen,  
 nämlich wie ihr selbst genannt seid,  
 740 daß mir der Name bekannt werde,  
 für den Fall, daß ich euch nennen höre,  
 auf daß ich euch erkennen möge.  
 Dann habt ihr sehr viel Gutes gemacht.“  
 Darauf sprach der Christenmann:  
 745 „Ich bin Alpharius genannt  
 und habe auch Burgen und Ländereien  
 auf der andern Seite, übern Rhein.  
 Nun sollt ihr, Madame, meine liebe,  
 mir auch aufrichtig sagen  
 750 und um eurer Zucht willen, wie ihr heißt.“  
 Sie sprach: „Wenn euch damit irgend besser ist,  
 das habe ich euch schnell berichtet:  
 Man hat mich Demut genannt.“  
 „Wohl der, die nach ihrem Namen tut,  
 755 Madame! Die sollte sein,  
 und zwar mit Recht, das Leuchten der Engel,  
 weil sie sich vor Falsch gehütet hat.  
 Sie ist züchtig und gut,  
 Gott gebe ihr Glückseligkeit und Ehre –  
 760 das wünsch ich dir ganz sehr!“  
 Die Dame sprach darauf mit Züchten:  
 „Ach ja, gerne wollte ich froh sein  
 darüber, daß mir die Dame bekannt würde,  
 um deretwillen ihr in die Lande fahrt.  
 765 Sie mag wohl der Schrein der Glückseligkeit sein  
 und sollte Madame Glückseligkeit genannt sein.“

Er sprach: „Nach einer bestimmten Dame  
 fahre ich. Könnte ich die ansehen!  
 Und ich habe sie gesehen:  
 770 Sonst trau ich mich ja gar nicht zu reden.  
 Denn sie ist wohl ganz vollkommen,  
 wie keine Edeldame, das ist wahr.“  
 Darauf sprach die reine Königin:  
 „Mein überaus hochgelobter Herr!  
 775 Wie ist die Dame genannt?  
 Und wenn sie mir bekannt wird,  
 so will ich euch meine Treue geben,  
 und wenn mir Gott so lange das Leben gibt,  
 will ich euch außerdem gut sein,  
 780 daß ihr den Schrein der Glückseligkeit erwerbt.“  
 Darauf sprach der Graf, der wohlgestalte,  
 weil er sehr wohl im Sinne hatte,  
 daß die Dame alle Kunst beherrschte.  
 Das Gemüt bedeckt, sprach er folgendes:  
 785 „Würde mir ein Gelübde getan,  
 so könnte ich mich besser fühlen!“  
 Sie sprach: „Dafür sei mein Eid  
 für euch bereit in steten Treuen.  
 Ich bemühe mich aufs beste, wie ich kann.  
 790 Daran sollt ihr nicht zweifeln!“  
 „Ja“, sprach der Graf seinerseits raffiniert  
 gegenüber der Dame, der edlen und reichen und mächtigen,  
 „Erlaubnis begehrt nun mein Mund,  
 falls er, Madame, in diesem Moment  
 795 überhaupt etwas mit Züchten reden kann,  
 daß ihr mir keine böse Vorstellung,  
 seid so gnädig, zusprecht,  
 und euch damit ehrt.“  
 Sie sprach: „Sprecht, was ihr wollt!“  
 800 Darüber freute sich der Held.  
 Die Dame sah ihn ganz liebevoll an,  
 da sprach er aus freiem Mut:  
 „Eya, auserwähltes Spiegel~~la~~-Gefäß,  
 nun laß die Rede zu, ohne Feindseligkeit:  
 805 Nach dir leide ich große Pein  
 mit übergroßer Qual,

weil du mit dem Minnepfeil  
mich hast in das Herz getroffen.  
Die Wunde steht noch offen,  
810 mehr als eine Spanne weit,  
seit niemand mir die Salbe gibt,  
die das Siechtum abwehren könnte  
und mich Siechenden erretten sollte.  
So grauslich geht es mir,  
815 weil niemand die Salbe hat,  
als ihr, Madame, als einzige.  
Wißt ihr, was ich meine?  
Die Salbe, die heißt Minne,  
820 und macht mich wie sinnlos.  
Außerdem zwingt sie mich so schmerzhaft,  
daß ich, erhabne Herrin,  
mich gänzlich dir ergeben habe,  
und dir, Madame, untertan bin  
825 und nach deinem Willen leben will.  
Möge Gott mir die Gnade geben,  
daß du mir gnädig werdest.  
Auf Gnade habe ich dir  
meinen Willen hier ausgeliefert.  
830 Nun laß mich, Madame, an dir sehen,  
wie Tag und Nacht sanft werden.  
Durch die Macht aller deiner Tugend  
laß mich jetzt nicht in dieser Not.  
Das will ich bis an meinen Tod  
835 gern um dich verdienen.  
Reines Weib, tröste mich, jetzt!  
Mit deiner klaren Minne  
gewähre mir das, Kaiserin!“

Da erschrak die Königin sehr,  
840 daß ihre Zunge ganz abstarb  
und nicht zu reden vermochte,  
so richtig, wie es ihr zukam.  
Denn sie saß da in großer Not,  
sie ward dermaßen rot vor Scham,  
845 daß sie vor Leiden niedersank  
und lange Zeit schwieg –

danach, nach langem,  
 kam sie wieder zu Kräften,  
 als sie das an dem Christen sah  
 850 und doch mit Züchten sprach:  
 „Gott weiß es wohl, der gute,  
 daß ihr mir mein Gemüt  
 getrübt habt, so schmerzlich,  
 daß ich künftig mehr  
 855 nicht weiß, das ich reden soll,  
 das meinen Ehren wohl anstünde:  
 Nur, daß ich um Gottes willen bitte,  
 daß ihr mich nicht weiter nötigt  
 und euren Spott unterlaßt, den ihr machen wollt  
 860 aus mir. Ich bin euch sonst gern hold.  
 Daß ihr mich bleiben laßt  
 bei andern reinen Frauen,  
 daß ich meine Zucht behalten möge  
 und in Ehren altwerden,  
 865 falls mir Gott dieses Heil gönnt.“  
 Darauf sprach wiederum der Christenmann:  
 „Ich hörte irgendwann einmal sagen,  
 daß niemand verzagen soll,  
 wer gern Edeldamen dienen will,  
 870 mit Züchten. Und wenn er das viel tut  
 und sich dabei nicht berüht,  
 wie lieb ihm seine Dame sei,  
 damit er sie inne werden ließe,  
 daß er sie von Herzen minne  
 875 und außerdem untertan wäre –  
 sie könnte es nimmermehr ganz unterlassen,  
 sie müßte ihm gnädig sein.  
 Da ich, Madame, des Überlebens wegen  
 zu dir hierher die Fahrt gemacht habe,  
 880 willst du, so vermagst du mir den Lohn zu geben.  
 Oder soll ich Leib und Leben verlieren?“  
 Darauf wiederum sprach das reine Weib:  
 „Guter Herr, tut tugentlich,  
 um eurer Erziehung willen gewährt mir das nun,  
 885 und laßt diese Rede sein.  
 Ich will mich um meine Ehre kümmern,

die ist mir lieber als ihr.  
 Wenn ihr mir das glauben wollt,  
 so will ich euch das innewerden lassen,  
 890 daß ihr meiner Minne  
 nimmermehr teilhaftig werdet.  
 Eure Rede kann nie so große Kraft haben,  
 als daß sie nicht mit Raffinesse tröge.“  
 Darauf sprach wiederum der Christ:  
 895 „Madame, sieh an meine Pein,  
 die ich an meinem Herzen trage,  
 denn mir ist mehr weh  
 als Priamus und Tisbe<sup>21</sup> –  
 ein Schwert stach sie beide zu Tode,  
 900 da war ihr Ungemach vollendet.  
 Das ist mir leider nicht geschehen,  
 das muß ich mit Jammer feststellen.  
 Den Tod haben sie mit Liebe angenommen,  
 zu mir ist der leider noch nicht gekommen.  
 905 Darum könnte ich wohl verzagen!“  
 Die Dame sprach: „Ich will euch sagen,  
 mein Gemütszustand ist Zorn.  
 Und sollte ich dabei die Verlorene  
 sein bis an mein Ende –  
 910 ich sag es meinem Herrn,  
 wollt ihr mich nicht ungenötigt lassen.  
 Und macht die zur Spottfigur,  
 die ihr von Anfang an betrogen habt  
 und mit Falschheit und Lüge überzogen.  
 915 Vielleicht waren sie nicht so erfahren,  
 mich betrügt ihr nicht so still und leise,  
 wie ihr das manchen angetan habt!  
 Sagt ihr „Schach“, so sage ich „Matt“,  
 und das Spiel ist gewonnen. Meins.“  
 920 Der Graf sprach: „Das muß mir  
 umso mehr leid sein, so lange ich lebe!  
 Mein Begehren und Streben ist nach Gnade.  
 Gnade ist besser als Recht.  
 Ich bin, Madame, dein leibeignen Knecht.

<sup>21</sup> Hs.: *Den priamo vnd tilbe* (fol. 116<sup>vb</sup>), Editionen: *dan Piramo*.

925 Und willst du dich nicht erbarmen  
 über deinen armen Diener,  
 der mehr als halber tot ist?“  
 Drauf sprach die Dame: „Laßt mich und nötigt mich nicht,  
 ihr ungetreuer Christ.

930 Wollt ihr mit euren raffinierten Künsten  
 mich mit Falschheit überwinden –  
 ich hab vom Betrügen viel gehört.  
 Nun hört mir weiter zu:  
 Und wird euch mein Herr spinnefeind –

935 ich sag es ihm ungerne –  
 und wärt ihr der von Bern,  
 so kühn wie der Dietrich,  
 der ein hochlöblicher Held war,  
 ich nenne alle Recken,

940 Herrn Hagen und Herrn Ecke,  
 stärker als Herr Samson,  
 klüger als Herr Salomon –  
 vieles könntet ihr bedenken,  
 ich gebe euch Ende und Ziel dieser Rede:

945 Er nimmt euch das Leben.  
 Euer Begehr sei, mich aufzugeben.  
 Und laßt mich in Frieden!“  
 Der Graf sprach: „Ob ich wache,  
 ob ich schlafe oder esse,

950 dein vergesse ich nicht  
 und kann ich niemals vergessen,  
 bis an meinen letzten Tag.  
 Deshalb sollst du mich annehmen,  
 allerreinste Edelfrau, wohlgestalte!

955 Und tröste mich in der Zeit,  
 denn niemand gibt mir Freude,  
 außer dein wonniglicher Leib.“  
 Das sprach das minnigliche Weib:  
 „Guter Rede könnt ihr viel!

960 Ich tu doch, was ich tun will,  
 nach dem Gelüsten meines Herzens.  
 Mögt ihr euch die Brust freiräumen!  
 Und redet, was ihr wollt!“  
 Der Graf sprach: „Ich bin dir hold

965 und will gerne mein Leben  
 dem grimmen Tod geben, für euch.  
 Wenn du mich nicht tröstest, hochseliges Weib,  
 so verliere ich Leib und Leben.  
 Nun bricht mir das Herz entzwei –  
 970 Das achte ich nicht mehr als ein Ei,  
 das mögt ihr wohl glauben.“  
 Sie sprach: „Ihr seid ziemlich streitlustig!  
 Glaubt mir ruhig:  
 Wenn ihr wüßtet, was das ist,  
 975 das da „der Tod“ heißt,  
 ihr würdet mich nicht herausfordern  
 und manchen kühnen Helden,  
 die auch auserwählte Recken sind,  
 ebenso kühn wie ihr,  
 980 das sollt ihr mir glauben.  
 Ich will euch einen Rat geben,  
 der euren Ehren wohl ansteht:  
 Ihr stecht sie nicht alle zu Tode,  
 denn ihr könntet in größere Not kommen!  
 985 Vielmehr fahrt ihr sogleich  
 wieder zurück in euer Land,  
 das dünkt mich wohl gehandelt.“  
 Sogleich sprach der kühne Mann:  
 „Von Lebenderk<sup>22</sup> hab ich den Namen,  
 990 dessen will ich mich nicht schämen.  
 Das will ich noch sprechen dürfen, Madame, gute:  
 Damen haben kurzen Sinn und Verstand,  
 sagt man, und langes Haar!<sup>23</sup>  
 Woimmer ich in diesem Lande hinfahre,  
 995 so bist du doch meine Dame und Herrin.“  
 Sogleich sprach darauf die Königin:  
 „Gott möge euer Geleit sein und bleiben  
 und lasse mich auch dabei am Leben bleiben,

<sup>22</sup> Hs.: *lebenderk* (fol. 117<sup>rb</sup>), Editionen: *Lebenberg*.

<sup>23</sup> Zur Frage, ob hier der Dame abrupt wütend ein sexistisches Sprichwort hingeschmissen wird oder eine (ebenso sexistische) Überlegung des Grafen zum Ende ihrer Abwehrhaltung gemeint ist (Langmut – Kurzmüt), vgl. Grubmüllers Kommentar zur Stelle 992f. und den entsprechenden Verweis (s. Anm. 1).

mit Freuden, ohne Beschwernis.“

1000 Glaubt mir diese Geschichte!  
 Der Graf sah traurig  
 die Dame an und sprach:  
 „Gott gebe dir, Madame, was du willst.  
 Ich befehle dir meine Freude,  
 1005 die du mir hattest geben mögen.  
 Ich werde nun mein Leben trösten,  
 selber, und mir Trost geben.  
 Wenn Gott will, werde ich erlöst,  
 vielleicht über dreißig Jahre.“

1010 Die Dame sprach: „Ihr habt Recht,  
 auch wenn ihr jetzt so hingehet,  
 ihr nehmt einen guten Gewinn davon mit,  
 woran ihr euch versucht habt.  
 Hütet euch, daß ihr nicht stolpert:  
 1015 Leicht begegnet euch ein Recke wie ihr,  
 das solltet ihr mir glauben,  
 und so könntet ihr den Tod nehmen.“  
 Er sprach: „Ja, solcher Not  
 muß ich mich nun stellen.

1020 Da ich nun einmal meine Sinne verloren habe<sup>24</sup>,  
 so will ich sie auch einzig wiederhaben.  
 Sollte ich begraben werden,  
 macht das dein verehrenswerter Leib,  
 weil ich dich vor allen Frauen  
 1025 als meine Dame erkoren habe.  
 Ich bin zum Trösten für dich geboren,  
 das wißt, Madame, als gewiß und wahr.“  
 Sie sprach: „Das stell ich mir so vor  
 und weiß es wohl als Wahrheit.

1030 Euer Leib ist so streitlustig!  
 Nun nehmt mit euch hinfort,  
 was ihr mit euren Sinnen  
 an mir erworben habt.  
 Ich fürchte, es ist ganz und gar verdorben  
 1035 und sage nur: „Blast ein Horn,  
 euer Dienst ist verlorn!“

<sup>24</sup> Hs.: *ich . . . hant* (fol. 117<sup>va</sup>), Editionen: *hân*.

Euch sticht vielleicht ein Dorn in den Fuß,  
 dafür wollt ihr euch an mir Genugtuung schaffen  
 und wollt ihn mir hineinstechen!  
 1040 Das kann nicht sein!  
 Fahrt bald, wohin ihr wollt.  
 Werbt um einen bessern Sold,  
 als ihr hier erworben habt.  
 Ich will, daß die Unterredung jetzt zuende ist.“  
 1045 Abschied nahm der Christenmann  
 von der Dame, der wohlgestalten.  
 Er sprach: „Ihr seid eine harte Frau!“  
 Sie sprach: „Eh ich meinen Leib  
 euch bösem Christen geben wollte,  
 1050 nähm ich mir eher das Leben  
 und wollte den Tod wählen.“  
 Der Graf litt viel große Not,  
 daß er von ihr fahren mußte:  
 „Gott, Herr, du sollst mich bewahren  
 1055 mit all meiner Ritterschaft!“  
 Dann ritt er in die Heidenschaft,  
 weit hin, bis ans Meer,  
 und mit ihm fuhr all sein Gefolge.  
 Wohin er sich wandte,  
 1060 Gott ehrte ihn damit,  
 daß er immer den Sieg davontrug,  
 und dabei ein züchtiger Mann war,  
 so daß er sich um keine Dame bemühte,  
 auch wenn sich ihm hohe Minnegelegenheit bot,  
 1065 darauf achtete er nicht,  
 dünkte ihn auch ein Nichts gegen seine Dame,  
 der er mit ganzen Treuen sich zugeneigt hatte  
 und mit Dienst offenbarte,  
 an vielen Wettkämpfen und Kämpfen.  
 1070 Das ward weit und breit posaunt,  
 und auch die Heidenschaft vernahm’s.  
 Sie sprach: „Herr, hochzulobender!  
 Warum quält ihr euern Leib?“  
 Er sprach: „Um ein reines Weib,  
 1075 die hat mir das Herz beschnitten  
 mit ihren guten Sitten.“

„Herr, wie ist sie genannt?“  
 „Weiß Gott! Ihr werdet sie nicht kennenlernen –  
 dafür hab ich einen Eid geschworen –  
 1080 bis ich das Leben verloren hab  
 und drei Tage im Grabe liege,  
 grad so hab ich mirs vorgenommen,  
 dann nämlich bin ich wahrhaft tot  
 und meine Not ist zuende,  
 1085 die ich mit Worten und mit Klage voller Jammer  
 in meinem Herzen trage.  
 Dann will ich sie euch nennen,  
 damit ihr sie erkennen mögt.  
 Merkt euch denn genau, was ich sage!“  
 1090 Übergroß war seine Klage  
 um das heidnische Weib.  
 Leib und Leben hätte er gerne  
 dem grimmen Tod gegeben.  
 Nun war das Leben zuwider  
 1095 und wäre gerne<sup>25</sup> tot gewesen –  
 schaut nur, welch eine Not  
 der Graf nach ihrer Minne erduldet,  
 wenn er so ganz öffentlich kam  
 um Aventure, in fremde Lande,  
 1100 die ihm unbekannt waren.  
 Nun glaubt mir die Geschichte:  
 Wie hold er ihr gewesen sein soll,  
 und sie hinwider ihm gram,  
 dennoch: die Dame, die wonnesame,  
 1105 fragte die Fremden eifrig aus,  
 auf daß man ihr Nachricht sagte:  
 Sie hätte gerne gehört,  
 daß er umgebracht worden wäre  
 oder beim Stechen zu Tode gekommen.  
 1110 So würde<sup>26</sup> an ihm gerächt  
 ihres Herzens Ungemach.  
 Jeder einzelne Mensch sprach:

<sup>25</sup> *gerne* nicht in Vers 1095, sondern mit nachfolgendem punctum elevatum in Vers 1096: *Gerne · schowet* (fol. 118<sup>ra</sup>, in beiden Editionen nach 1095 verschoben).

<sup>26</sup> Hs.: *wurde* (fol. 118<sup>ra</sup>).

„Es fährt ein Held in diesem Land,  
 ohne jedwede Schande,  
 1115 er ist ein auserwählter Recke  
 und wird zu den<sup>27</sup> besten gezählt,  
 die irgend in dem Lande sind.  
 Und behauptet, er sei von<sup>28</sup> überm Rhein,  
 und sei auch ein Christenmann.  
 1120 Niemand wagt, gegen ihn anzutreten,  
 nicht mit Stechen, noch mit Hauen.  
 Er dient einer Dame.  
 Er ist in diese Lande gekommen,  
 wem sein Dienst gilt, das ist unbekannt,  
 1125 denn wir kennen die Dame nicht.  
 Auch will er sie nicht nennen.  
 Am liebsten möchte er tot sein,  
 bevor er nämlich so große Not  
 litte wegen der Frau eines Kaisers.  
 1130 Er wagt wie dumm Leib und Leben.  
 Auch spricht man das ganz öffentlich:  
 Daß er wohl zehn Jahre  
 ununterbrochen gestritten habe.  
 Wäre der Wundervollbringer Alexander am Leben,  
 1135 das vermöchte er nicht zu vollbringen.“  
 Die Dame setzte sich nieder.  
 Als sie recht zugehört hatte,  
 war sie der Besinnungslosigkeit sehr nahe gekommen.  
 Und stand da ganz alleine,  
 1140 die gute, die reine!  
 Tatsächlich war es noch nicht allzu spät:  
 in die Kemenate  
 ging sie und schlug die Türe zu.  
 Sie schob den Riegel fest vor,  
 1145 sie setzte sich auf ihr Bett.  
 Dann richtete sie ihren Sinn darauf,  
 was sie tun wollte,  
 oder was sie lassen sollte.  
 Hin und her dachte sie,

<sup>27</sup> Hs.: *dem* (fol. 118rb), Editionen: *den*.

<sup>28</sup> *von* nicht in der Hs. (fol. 118rb), aber in den Editionen.

1150 schwer von Gedanken war ihr Gemüt.  
 Als sie niemand um sich sah,  
 da sprach sie zu sich selber:  
 „Du warst ein ungetreues Weib,  
 aus jeder Form geraten war dein Leib und Leben,  
 1155 daß du dem Mann versagtest<sup>29</sup>  
 die Minne, um die er mit Züchten zu werben weiß.  
 Verliert der Held nun das Leben –  
 was willst du ihm zum Lohn geben  
 oder wie willst du ihm dafür danken?“  
 1160 Sie sprach: „Herre Gott, wüßte ich, was  
 ihn das gekostet hat an der Stelle,  
 wo er um deine Minne bat,  
 da du ihm nicht nach seiner lieben Hoffnung tatest,  
 was den ehrenwerten Mann erfreut hätte,  
 1165 oder ihm nach Züchten Gewährung geschenkt.  
 Du solltest ein Schwert nehmen  
 und dich zu Tode stechen.  
 Die Schuld solltest du (stech-, nein)<sup>30</sup> rächen,  
 die du an ihm begangen hast!“  
 1170 Von der Überlast des Jammers  
 begann sie zu weinen, sehr und schmerzlich,  
 sie sprach: „Jetzt hast du keinen  
 Mann mehr lieb gewonnen.  
 Wahrlich, er tut nicht wie ein Dieb,  
 1175 der heimlich zum Stehlen geht.  
 Er hat sich öffentlich zur Wehr gesetzt  
 und hat am Ende den Preis davongetragen,  
 mit Männlichkeit, vor vielen andern Recken.  
 Er ist ein wohlerzogner Mann,  
 1180 daher solltest du ihm entsprechen  
 und sollst dich über ihn erbarmen!  
 Laß ihn an deinen Armen  
 eine Nacht warmwerden.“  
 Sie sprach. „Du hast falsch gedacht  
 1185 in eben dem Moment.

<sup>29</sup> Hs.: *ver lagetez* (fol. 118<sup>va</sup>), Editionen: *versagetest*. Kein Einzelfall, daß der Schreiber das *t* der 2. Person Singular wegläßt (vgl. 1421, 1422).

<sup>30</sup> Hs.: *Die lvt foldestu ~~stech~~ rechen* (fol. 118<sup>va</sup>), Editionen: *schult*.

Mach dich jetzt mit anderer Rede vertraut!  
 Als er ganz nah bei dir war  
 und wartend bei dir saß,  
 auf deine Minne nämlich,  
 1190 die du ihm mit voller Absicht versagtest,  
 wolltest du dich eher zu Tode stechen  
 als deine Nöte zu besänftigen.  
 Und willst auch jetzt danebentreten.  
 Das kann dich in Schaden tunken.  
 1195 Auch deines Herzens Lieb hat  
 sich nicht wie ein Dieb aufgeführt,  
 und hält dich für eine ehrenwerte Frau.  
 Und hat einen ebenso reinen Leib  
 und ist ebenso schön wie er,  
 1200 und bricht seine Speere in kürzester Zeit,  
 und minnt dich vor allen Frauen.  
 Ich rate dir bei Leib und Leben:  
 Wenn dich einer bekäme  
 und sein Wille erginge,  
 1205 so würdest du ihm unangenehm  
 und dir selber zuwider.  
 Und er würde wahrscheinlich in sein Land zurückgehen.  
 So wärst du für alle Zeit geschändet  
 an Leib wie auch an Ehren.  
 1210 Du solltest in dich kehren  
 und deinen ehrenwerten Mann minnen.  
 Den Christenmann solltest du fahrenlassen  
 so gut er immer kann.  
 Ich will mich kümmern, worum ich mich bisher gekümmert habe.  
 1215 Von Sinnen gewesen bist du früher!“  
 Und sie begann noch einmal von vorne alles zusammensetzen  
 und an den kühnen Mann zu denken.  
 Sie sprach: „Mich dünkt, du würdest gut daran tun,  
 daß du den Recken und Helden,  
 1220 der zu den Besten gezählt wird,  
 vor Minne nicht<sup>31</sup> tot daliegen läßt.  
 Der hat um dich große Not  
 ausgehalten und viel böse Zeit.

<sup>31</sup> Hs.: *iht* (fol. 118<sup>vb</sup>), Editionen: *niht*.

Und gar manch harten Kampf  
 1225 hat er um dich gefochten,  
 übel und arg, sieh das mal  
 und mach ihm seine Pein sanfter.  
 Du solltest seinen Willen tun  
 und was er von dir begehrt,  
 1230 das wird dem Helden gewährt. –  
 Darüber sollst du stillschweigen,  
 er traut sich nie und nimmer, das zu sagen!“  
 Gleich darauf hinwieder machte sie sich dran,  
 den Degen nach dem Rat der Minne einzuladen.  
 1235 Sie sprach: „Du willst ihm nahe sein!  
 Er ist gefangen, mach ihn frei!  
 Er ist krank, er muß genesen!  
 Genauso muß es sein,  
 auf meine Treue, das meine ich.“  
 1240 Dann wieder sprach sie: „Nicht doch!  
 Ich war auf unrechten Wegen.  
 Gott möge mich segnen,  
 daß mir diese Rede nicht noch mehr entkommt,  
 ich war ganz von Sinn und Verstand gekommen.  
 1245 Ich widerrufe hier und jetzt,  
 daß ich mit eigenem Mund  
 diese Rede hier ausspreche,  
 daß ich irgend zerbreche meine Treue  
 an meinem lieben Herrn.  
 1250 Wahrlich, so soll es sein!  
 Und wahrhaftig, wird der Graf erschlagen,  
 so werden wir ihn dennoch beklagen  
 wie die andern Recken,  
 Herrn Dietrich und Herrn Ecke  
 1255 und außerdem Herrn Hagen –  
 die kamen auch nicht als die Feiglinge daher,  
 die waren genügend bekannt,  
 doch brachte ihnen das wenig,  
 denn sie wurden alle getötet und erschlagen.  
 1260 Wenn das dem geschieht! Welche Not!  
 Aber doch! Ich will mich immerdar um meine Ehre kümmern  
 und den Grafen bleibenlassen!“  
 Was Ehren und Leib und Leben betrifft,

sollen wir nun an dieser Frau  
 1265 einen schönen Widerstreit bemerken,  
 der lange Zeit gewährt hat:  
 Eine Weile sprach sie „ja“, eine Weile „nein“.  
 Sie war hart wie ein Stein,  
 als ihr Gemüt sich in so manche Richtung wälzte  
 1270 und ihr das Herz schmolz  
 wie das Wachs am Feuer.  
 „Könnt ich jetzt als Steuerruder  
 irgendeinen guten Trick finden,  
 der mir doch einige Frist<sup>32</sup> brächte,  
 1275 daß ich mich heraushalten könnte!  
 Dann könnte ich mit Freuden altwerden.“  
 Solcherart saß sie da und sah nichts  
 und hörte nichts. Bis sie dann sprach:  
 „Was soll mir nun Leib und Leben?  
 1280 Ich zwiefach unselig Weib!  
 Soll der Graf auf die Weise verloren sein,  
 so wäre ich besser nie geboren!“  
 Ein säuberlich klares Gemüt schuf sich die Gute,  
 das mußte nun seine Wirkung tun.  
 1285 Sie sprach: „Er muß wieder hierherkommen,  
 es gehe nach Schaden oder nach Frommen!“  
 Sie sandte ihm einen Boten.  
 Und dieser Bote rannte dahin,  
 wo er den Grafen wußte.  
 1290 Er sprach: „Du ehrenwerter Christ,  
 einen Lohn sollst du mir geben!  
 Meine Herrin wünscht um dein Leben,  
 du bist ihr Genesen und ihr Trost,  
 mit dir wird sie von Sorgen erlöst.  
 1295 Da du nun Botschaft vernommen hast,  
 sollst du mit mir zu ihr kommen.  
 Das sollst du nicht etwa sein lassen!“  
 Wer froher als der Christenmann!  
 Er war auf der Stelle bereit.  
 1300 Er ritt die Nacht bis zum Tage,  
 bis er zu der Dame kam,

<sup>32</sup> Hs.: *lift* (fol. 119<sup>rb</sup>), Editionen: *vrist*.

ihren Gruß vernahm er, lieblich.  
 Sie sprach: „Willkommen, mein Herr!  
 Ich bin die Dienerin dein!“  
 1305 Darüber erschrak er sehr und schmerzlich.  
 „Eya, Madame, erhabne,  
 du sollst nicht meine Dienerin sein!  
 Du bist die liebe Herrin mein!“  
 Sie sprach ganz unbefangen:  
 1310 „Du sollst mit mir essen!“  
 Darauf wurde alles mögliche bereitet, und genug davon.  
 Aller Ehren wert, wie man es auftrug!  
 Der Heide war derzeit ausgeritten.  
 Das erhob den Christen nicht wenig<sup>33</sup>.  
 1315 Sie hatten viel Kurzweil  
 und mancherlei Saitenspiel.  
 Das lassen wir alles wie es ist –  
 er wäre gerne zusammengelegen  
 mit der Dame auf der Lagerstätte.  
 1320 Und hört, wie er die Gute bat:  
 „Eya, reine Herrin mein!  
 Sieh, wie wund ich bin,  
 und ist auch spät jetzt.  
 In die Kemenate  
 1325 sollten wir beide gehen, schlafen.  
 Ich will treu zu euch stehen,  
 auch kommt mir mein Ungemach zum Ende!“  
 Die Dame sprach lachend:  
 „Wo zwei als Diebe Gefangene  
 1330 Liebe für einander tragen,  
 die müssen mit einander stehlen,  
 wenn sies miteinander verhehlen wollen.  
 Man findet vielerlei Tricks,  
 wenn’s jemand gern tun will.“  
 1335 Als die Dame das gesprochen hatte,  
 sah der Graf sie lieb an  
 und sprach: „Heute lieber als gestern.  
 So wird die Liebe fester,  
 von Tag zu Tag, an dir.

<sup>33</sup> Hs.: *Daz hvb den kristen gar vnho* (fol. 119<sup>va</sup>). Editionen: *das huop den kristen gar hô*.

1340 So bleibst du mir  
 mitten in meinem Herzen,  
 auserwählte Kaiserin!“  
 So<sup>34</sup> sprach der ehrenwerte Christ,  
 er hätte sie mit Tricks  
 1345 gern ins Bett gekriegt.  
 Die Dame bedachte sich.  
 Sie sprach: „Mein allerliebster Herr!  
 Ich will deine Pein sanfter machen,  
 so mußt du mit Freuden leben!  
 1350 Ich werde dir zwei Teile anbieten,  
 die jedoch beide hübsch und höfisch sind.“  
 So sprach<sup>35</sup> das Kind aus ehrenwerter Minne:  
 „Wollt ihr eines von beiden ergreifen?“  
 Der Graf sprach: „Nun teilt mal,  
 1355 so daß es uns beiden wohl ansteht  
 und nichts Krummes damit einhergeht!“  
 Die Königin sprach zu ihm:  
 „Sieh zu, Herr, das Beste nimm!  
 Oberhalb meines Gürtels –  
 1360 wenn du willst, das soll dein sein.  
 Oder vom Gürtel abwärts,  
 wenn du willst, nimm da, was du willst.  
 Und nimmst du den besten Teil,  
 das wird dein Unheil nicht!  
 1365 Der bessere Teil soll dein sein,  
 den schlimmsten laß mein sein.  
 Ich hab dir die Wahl gegeben,  
 welchen du willst, den andern laß mir.  
 Verfüge über mich  
 1370 wie du willst, entsprechend sprich!“  
 Der Graf ließ das Haupt hängen,  
 die Dame sprach: „Gib mir Antwort!“  
 Er war zornig auf sich selber,  
 er saß da, als wäre ihm  
 1375 der Bart ohne Schermesser geschoren worden.  
 Er sprach: „Mir ist besser,

<sup>34</sup> Hs.: *Si* (fol. 119<sup>va</sup>). Editionen: *Sô*.

<sup>35</sup> Hs.: *sprach* (fol. 119<sup>va</sup>), Editionen: *sprich, werder Minnen kint*.

wenn ich mich selber zu Tod steche,  
 als daß ich Bedrängnis leide,  
 die ihr gebt, hochselige Frau,  
 1380 und mir den Leib quält –  
 da kommt mancherlei List und Trick.  
 Ich begehre eine Frist von drei Tagen,  
 daß ich mich gut bedenke,  
 welchen Teil ich nehmen soll.“  
 1385 Die Dame sprach: „Das sei dir gewährt,  
 bis zu dem Termin, den du begehrt hast.“  
 Sie verabschiedete sich und ging schlafen.  
 Der Graf schrie „Oh weh!  
 über das trickreiche Weib.  
 1390 Sie nimmt mir zu guter Zeit noch Leib und Leben!“  
 sprach er da zu sich selber.  
 Unfroh legte er sich nieder.  
 Da lag er und dachte,  
 Gedanken brachte er genügend  
 1395 mit Sinnigkeit in sein Gemüt:  
 „Der obere Teil, der ist gut!  
 Doch ist der untere viel besser –  
 wie, wenn ich den nehmen werde?  
 Denn er ist ganz minniglich  
 1400 und kann mich freudenreich machen.  
 Und mit demselben erwerbe ich  
 den oberen Teil! Ja, wie spreche ich denn!  
 Ich bin ein Kindskopf, das wird mir wohl klar.  
 Wenn dich deine Dame hätte wohlilig  
 1405 umhalst mit ihren Armen,  
 dann müßte sie sich erbarmen  
 und vermöchte es nimmer zu unterlassen,  
 sie müßte sich dir unterwerfen  
 mit allem Leib und Leben  
 1410 und vermöchte dich nimmer zu vertreiben!  
 Ich weiß auch das für wahr:  
 Sie würde nimmer abweisend sprechen.  
 Auf die Weise kannst du sehen,  
 daß du verlieren kannst!

1415 Und wenn ich mir sage, ich wäre<sup>36</sup>  
 richtig ungehobelt –  
 das sollte ich tunlichst vermeiden! –  
 und hätte ihr Unrecht getan?  
 Jedoch: Nimm den unteren Teil!  
 1420 Davon wird dir das Herz geil und fröhlich:  
 Wenn du sie erstmal hast,  
 was du ihr dann sagen tätst,  
 das würde liebevoll ausgeführt!  
 Oh weh! wie spreche ich jetzt wieder!  
 1425 Das wäre ja eine große Schande,  
 wenn man irgendwo im Land  
 hörte oder herausbekäme,  
 daß ich den unteren Teil genommen hätte.  
 Man würde mir wahrscheinlich nachrufen:  
 1430 „Schaut alle diesen Mann an  
 und speit auf ihn!  
 Hetzt ihn und schreit  
 über ihn wie über einen Dieb.  
 So einer wird Damen nimmer lieb,  
 1435 der so wählt und gewählt hat!“  
 Da wär ich besser nie geboren!  
 Denn den Leuten sind ihre Gedanken frei  
 und niemand wird auf deiner Seite stehen.  
 Auf die Weise denkst du umsonst über sie nach.  
 1440 Du wählst zum Schaden oder zum Verlust.  
 Und soll ich schon daran verlieren,  
 so will ich richtig wählen  
 und das obere Stück nehmen –  
 es wird vielleicht mein Glück!  
 1445 Sie hat dich damit in Versuchung geführt!  
 Du sollst sie mit Züchten bitten,  
 dann kann sie dir nichts versagen.  
 Du solltest nicht verzagen an ihr,  
 denn sie ist ganz bei Sinnen,  
 1450 sie weiß wohl, was sie tun soll.  
 Daher ist es billig und recht,  
 daß sie mir Herrin ist und ich ihr Knecht.

<sup>36</sup> Hs.: *Vnd spreche ich were* (fol. 120<sup>ra</sup>), Editionen: *und spraeche sî, ich waere*.

Und so laß ihr auch den Sieg  
 und nimm das, was oben liegt.“  
 1455 Dergestalt war der Graf sowohl  
 von Liebe wie von Leid  
 diese drei Tage lang gefangen,  
 mit Sorgen und mit großem Klagen,  
 die er<sup>37</sup> um diese Frau hatte.  
 1460 Er freute sich mit Leib und Seele,  
 daß er der Ehren wert war,  
 die er da begehrt hatte  
 von der tugendhaften Frau.  
 Anderseits aber war ihm der Leib  
 1465 heftig von Herzeleid umfangan.  
 Er bedachte gar angelegentlich:  
 „Und fände ich jetzt die beste Wahl –  
 daß ich die Huld derer verlöre,  
 die ich mir als meine Dame erwählt habe!“  
 1470 So also war seine Sorge neben den Freuden groß.  
 Belassen wir es so in unsrer Geschichte.  
 Unsere Edeldame, die wohlgestalte,  
 ging an dem dritten Tage früh  
 und sprach den Grafen liebevoll an:  
 1475 „Herr, wie habt ihr euch bedacht?  
 Seid ihr mit eurem Willen zu einem Ende gekommen,  
 welchen Teil ihr nehmen wollt?“  
 Mit Züchten antwortete ihr der Held:  
 „So will ich, Madame, hier und jetzt  
 1480 euch das Ergebnis kundtun  
 und will darüber nicht länger schweigen.  
 Ich will es auf Gnade sagen:  
 Der obere Teil soll mein sein.“  
 Die Dame sprach: „So muß es sein!“  
 1485 Und sah den ehrenwerten Mann an  
 mit funkelnden Augen und lachte ihn an.  
 Der Graf sprach: „Soll es so sein,  
 so gebiete ich meinem Teil,  
 der oberhalb des Gürtels ist,

<sup>37</sup> Hs.: *Der* (fol. 120<sup>rb</sup>), Editionen: *die er* (= Hs. K: Cologne, Fondation Martin Bodmer, Cod. Bodmer 72. Digitalisat: <http://www.e-codices.unifr.ch/de/cb/0072/2r/small>, fol. 121<sup>rb</sup> ).

1490 daß er in diesem Augenblick  
 mich liebevoll umfassen soll.  
 Das steht seinen Ehren wohl an.“  
 Und gleich geschah es so von der Guten.  
 Der Graf sprach sie liebevoll an:  
 1495 „Gib mir deinen roten Mund!“  
 Sie sprach: „Jadoch, tausendmal, wenn du willst.“  
 Sie drückte ihn mit Armen,  
 er umhalste sie und sie küßte ihn,  
 liebevoll umfing sie ihn.  
 1500 Der Held sprach: „Madame, wie  
 soll ich nach deinem Willen leben?  
 Ich bitte dich, gib mir diese Belehrung.“  
 Sie sprach: „Dein Teil ist dir hold.  
 Du tust ihm wohl mit dem, wonach dir ist.“  
 1505 Sie faßte ihn liebevoll an.  
 Darauf sprach der Held solchermaßen:  
 „Madame, reine Weibesfrucht,  
 um aller Damen Zucht willen  
 beschere mir auch den andern Teil.  
 1510 Das bitt ich und gebiete es dir.“  
 Sie sprach: „Das kann nicht sein.  
 Der eine Teil ist mein, der andre dein.  
 Nun hab mit dem deinen viel Kurzweil,  
 ich tu mit meinem, was ich will.  
 1515 Ich will den meinen für mich haben  
 und den deinen will ich dir geben.  
 Was du willst, das mach aus ihm!“  
 Er sprach: „Madame, reine, nimm  
 und behalte den meinen zur Gänze  
 1520 und verleihe mir den deinen!“  
 Sie sprach: „Nichts davon wird geschehen<sup>38</sup>,  
 denn dann wäre ich nichtswürdig für alle Zeit.“  
 Darauf sprach der ehrenwerte Christ:  
 „Oh weh! von mancherlei Tricks  
 1525 bist du, Reine, Gute, voll.  
 Wahrlich, es würde deinen Ehren wohl anstehen,  
 daß du sprächest: Es muß sein!

<sup>38</sup> Hs.: *Si sprach g del geschicht niht* (fol. 120<sup>vb</sup>).

So wärest du meine Dame auf zweierlei Weise.“  
 Sie sprach: „Das kann nun nicht sein!  
 1530 Wie könnte ich damit ehrenhaft bleiben?  
 Daß ich unsere Übereinkunft überträte,  
 das wäre eine große Missetat!  
 Laß dir an dem deinen genügen  
 und laß mich auch bei dem meinen!“  
 1535 Darüber ward der Graf sehr unfroh.  
 Und sprach aus großer Sehnsucht folgendes:  
 „Wahrhaftig, du willst mich töten!“  
 Sie sprach: „Ich hab<sup>39</sup> aus seiner Bedrängnis  
 deinen ehrenwerten Leib gebracht!  
 1540 Du selber hast nun in die Irre gedacht.  
 Das will ich aber nimmer<sup>40</sup> beklagen!“  
 Er sprach: „Madame, ich muß verzagen,  
 das mußt du mir glauben!“  
 Sie sprach: „Behalte, was deins ist!“  
 1545 Nun glaubt, was ich euch sage:  
 Jetzt erst erhob sich die Klage der Dame<sup>41</sup>.  
 Daß ihn seine Dame umfing  
 und sein Wille nicht in Erfüllung ging,  
 das war ihm eine so schwere Pein,  
 1550 daß er sie lieber hätte los sein mögen.  
 Sie halste und küßte ihn viel,  
 das beste Spiel jedoch ward ihm  
 mit der richtigen Geschicklichkeit genommen.  
 Er war beinahe<sup>42</sup> von Sinn und Verstand gekommen.  
 1555 Nehmt euch hierbei jetzt ein Bild vor Augen:  
 Es ward nie ein Mann so wild,  
 noch auch so sanft geboren,  
 daß es ihn nicht im Herzen erzürnen müßte,  
 wenn ihn jemand einerseits verlockte und zähmte  
 1560 und doch auf der andern Seite verletzte und lähmte,  
 wie's grad dem armen Grafen war.

<sup>39</sup> Hs.: *hat* (fol. 120<sup>vb</sup>), Edition (PRETZEL et coll.): *hân*.

<sup>40</sup> Hs.: *nūmer* (fol. 120<sup>vb</sup>), Editionen: *ie mère* (PRETZEL et coll., vgl. Beiheft, Kritischer Apparat, S. 20, und gegenteilige Meinung ebda. S. 23), *immer* (GRUBMÜLLER). Vgl. aber Vers 1546.

<sup>41</sup> *der vrowen klage* Hs. fol. 120<sup>vb</sup>; Editionen: *des grâven klage*.

<sup>42</sup> Hs.: *noch* (fol. 121<sup>ra</sup>), Editionen: *nâch*.

Ein Wunder, daß er überlebte!  
Von solchen Sehnsuchtsnöten  
könnte ein Riese auf den Tod liegen.  
1565 Soviel Bericht sei euch gegeben:  
Der Graf war völlig verzagt,  
so daß er sich verabschiedete.  
Der König kam heimgeritten.  
Der Graf fand einen guten Trick  
1570 in der verbleibenden kurzen Frist,  
denn er hatte es wohl vernommen,  
daß der König heimgekommen wäre.  
Der Graf sprach: „Reine, Madame, Gute,  
noch ist es möglich, daß ihr mein Gemüt tröstet.“  
1575 Darauf sprach sie: „Mein lieber Herr!  
Behalt du deinen Teil  
und du sollst mir den meinen lassen.“  
Drauf sprach der Graf, der wohlgestalte:  
„Seit es einmal so ist, daß ich  
1580 dich nicht erworben habe,  
so verbiete ich meinen Augen,  
daß sie nimmermehr heimlich  
den Heiden anschauen.  
Das verbiet ich ihnen beiden.  
1585 Ich verbiete auch meinen Ohren,  
daß sie etwas von ihm hören,  
wenn er dich, Madame, etwas bitten sollte,  
so daß sie ihn damit betrüben.  
Auch verbiet ich meinem roten Mund,  
1590 daß er ihm, von dieser Stund an,  
jemals etwas Gutes sage.  
Was immer er will – du tust das andre,  
spricht er „nein“, so sprich „ja“,  
spricht er „schwarz“, so sprich „blau“,  
1595 spricht er „weiß wie ein Schnee“,  
so sprich „grün wie ein Klee“!  
Ich verbiet auch meinen Armen,  
daß sie ihn nicht warm werden  
lassen an den Brüsten mein.“  
1600 Sie sprach: „Alles muß so sein  
wie du mir geboten hast,

mein Herr, das gelob ich dir  
 in steten Treuen einzuhalten.“  
 „Das walte Gott!“  
 1605 so sprach der ehrenwerte Christ.  
 Solches hatte er listig erreicht,  
 so daß sie unschuldigerweise  
 konnte in Ungnade  
 geraten bei ihrem Mann.  
 1610 Dann blieb der Graf einsam und allein stehen.  
 Wie mir als wahr gesagt worden ist,  
 schied die Dame jungfräulich von ihm,  
 und ging dahin, wo sie den König sah.  
 Der sprach zu den Truchsessen,  
 1615 wenn das Essen bereit wäre,  
 daß die Tischtücher aufgelegt würden,  
 wie ich euch nunmehr gesagt habe.  
 Auch soll es nicht verschwiegen sein,  
 ob man sich gut um den Grafen kümmerte<sup>43</sup> –  
 1620 ja, wie man sich um einen Fürsten soll  
 kümmern, so hat man sich um ihn gekümmert.  
 Das ist nicht um Haaresbreite gelogen,  
 denn man kümmerte sich um ihn Tag und Nacht,  
 so, wie es die Hausherrin bedacht hatte,  
 1625 daß er gute Bequemlichkeit hätte,  
 wo ihm alles Gute zuteil wurde.  
 Der König setzte sich zu Tisch  
 und alsdann aß er eine Weile.  
 Seine Gemahlin sah er an,  
 1630 minniglich sprach er daraufhin:  
 „Madame, du solltest essen!“  
 Sie sprach: „Wir sollen messen  
 die Füße auf dem Tische.“  
 Anschließend brachte man Fische.  
 1635 Da sprach er: „Gebt mir Trinken her!“  
 Sie sprach: „Bring ihm Schild und Speer!“  
 Er sprach: „Ist wohl der Suff jetzt euer Wesen!“  
 Sie sprach: „Ich will wahrhaftig lesen,

<sup>43</sup> Hs.: *pflēge* (fol. 121<sup>rb</sup>), Editionen: *pflaēge*. Der Schreiber hat *e* für mittelhochdeutsch-grammatisches *æ*.

was wonders noch geschehen soll.“

1640 Er sprach: „Ja, es stünde den Damen wohl,  
daß sie bei Tisch säßen mit guten Sinnen!“  
Sie sprach: „Ich will beginnen  
und machen einen Abendtanz!“  
Er sprach: „Ihr seid worden ganz

1645 verrückt! Der Teufel hat euch betrogen!“  
„Meinertreu, ihr habt gelogen  
in euern Hals“, so sprach das Eheweib –  
wie gewünscht war ihr reiner Leib!  
Der König voller Jammer sprach:

1650 „Oh weh mir heut und immer ach!  
Die Sinne hat sie gar verloren!  
Ohweh, liebe Frau, mein Hochgeboren“,  
sprach er, „wer hat dir das getan!“  
Sie sprach: „Sehet ihn alle an!“

1655 Er sprach: „Gebet mir Myrrhe!“  
Sie sprach: „Ihr seid vollständig irre!“  
Was soll ich euch mehr sagen?  
Der König fiel in heftiges Klagen um sie.  
Sprach er „ja“, sie sprach „nein“,

1660 nannte er „Brot“, sprach sie „Stein“,  
sprach er „trocken“, sprach sie „naß“ –  
und sie vergaß auch nicht ein einziges mal:  
was immer er sie fragte,  
stets sagte sie ihm das Gegenteil.

1665 Das trieb sie konsequent, wie ich erzähle,  
volle sieben Tage lang.  
Als der König das sah,  
daß sie zu ihnen allen sprach  
gut und wie allgemein üblich,

1670 bloß zu ihm nicht,  
sprach er: „Ich will euch mitteilen,  
ich will ausreiten, jagen.  
Madame, legt eure neue Gewohnheit ab,  
sonst bring ich euch ins Grab!“

1675 Dann ritt er ins Feld hinaus.  
Drei Knüttel schnitt er dann ab.  
Es ging wie ers wollte:

Er fing zwei<sup>44</sup> Hasen,  
 und als er wieder heimkam,  
 1680 da reagierte sie noch weniger auf ihn  
 als sie vordem getan hatte.  
 Er nahm die Dame, die wohlgestalte –  
 das erzähle ich euch für wahr –  
 beim blonden Haar  
 1685 und zog sie hierhin und dahin,  
 so arg zerrte er ihr das schöne Haar,  
 er zerknüllte sie sorgfältig rund ums Haupt  
 und schlug ihr auch den Rücken voll –  
 die Knüttel schlug er ganz entzwei.  
 1690 Die Dame und Herrin schrie jämmerlich,  
 als er sie sorgfältig durch und durch geschlagen hatte,  
 daß man sie ins Bett trug.  
 Der König sprach mit Zorn zu ihr:  
 „Nun habt ihr großes Ungemach!  
 1695 Nun will ich ausreiten,  
 nicht länger werde ich abwarten.  
 Und ich gebe euch meine Treue dafür:  
 Ich werde vielleicht länger draußensein,  
 als ich selbst bisher gedacht habe –  
 1700 dahin habt ihr mich mit Müh und Not gebracht!“  
 Er hieß die Rosse bereitmachen  
 und wollte nicht länger warten.  
 So ritt er also mit Zorn von dannen.  
 Da ermannte sich die Dame und machte sich auf  
 1705 und ging zu dem Grafen, dem guten.  
 Ihr Gemüt war betrübt,  
 sie klagte ihm ihr Ungemach,  
 der Graf sprach ihr gütlich zu:  
 „Du Reine, wer hat dir das getan?“  
 1710 Sie sprach: „Das hat mein leidiger Mann,  
 sieh nur, Herr! wegen deinem Gebot getan.“  
 Er sprach: „Nein! Das spottest du!“  
 „Nein und nein! Auf meine Treue!“  
 „So sag mir, wo du Schmerzen hast!“

<sup>44</sup> Warum Grubmüller „drei Hasen“ übersetzt, weiß ich nicht – Fehlleistung, angeregt von den drei Knütteln?

1715 Darauf zeigte sie ihm ihr Haupt,  
 das war ihr ganz betäubt,  
 sie zeigte ihm Arme und Rücken  
 und sprach: „Dieses Unglück  
 trägt mein Leib wegen dir!“  
 1720 Der Graf sprach: „Das tut mir leid!  
 Und lob doch noch Gott,  
 daß dein Teil von Schlägen freigeblieben ist.  
 Wenn mein Teil geschlagen ist,  
 werde ich das, Madame, doch wohl aushalten!  
 1725 Fehlt dir denn an deinem Teil etwas?“  
 Sie sprach: „Herr, nein, das nicht!“  
 „So wird das ja alles ganz gut werden,  
 wenn dein Teil keine Schläge abbekommen hat!“  
 Sie sprach: „Es ist gut möglich, daß du blind bist!  
 1730 Und du sprichst wie ein unreifes Kind!“  
 „Beklag dich bei mir und halte an dich!  
 Tatsächlich wurden sie ja mir geschlagen“,  
 sprach er, „nämlich auf meinen Rücken!“  
 Sie sprach: „Laß dein Spotten sein!  
 1735 Ich sag dir genau, wie die Sache liegt,  
 hier und jetzt:  
 Die Schläge, die ich erlitten habe,  
 die sollen alle dir angetan worden sein,  
 allerliebster Herr, so sagst du mir!  
 1740 Nun, ich werde dir sagen,  
 daß nimmermehr, von diesem Tage an,  
 mir weder Stoß noch Schlag wird  
 angetan wegen dir.“  
 Sie sprach: „Wir sollten schlafen gehen!“  
 1745 Da war es noch kaum spät.  
 Auch war die Kemenate  
 mit aller Zierlichkeit ausgestattet.  
 Ein höchst weltliches<sup>45</sup> Bett war bereit.  
 Der Graf umarmte sie,  
 1750 dann ging er nach dem Bett.  
 Sie schlug die Tür hinter sich zu,

<sup>45</sup> Hs.: *Ein werltlich bette* (fol. 122<sup>ra</sup>), Editionen: *waetlich* (vgl. PRETZEL et coll., Kritischer Apparat, S. 22).

den Riegel schob sie fest vor.  
Als sie richtig gut abgeschlossen hatte,  
entblößten sich beide der Kleider,  
1755 und zwar so, daß kein einziger  
Faden mehr an ihrem Leib erstrahlte.  
Wer war froher als der Graf?  
Denn jetzt konnte der Held am Leben bleiben.  
So also fielen sie in das Bett hinein,  
1760 der Graf mitsamt der Königin.  
Ihr' Freude war über jedes Maß groß,  
sie waren aller Sorgen ledig.  
Unser kühner Christenmann  
und die Edelfrau, die wohlgestalte,  
1765 sie hatten beide viel Freude  
und ein wonniges Spiel,  
wie es unmöglich jemand verdrießen kann.  
Die lange Nacht bis an den Tag  
hatten sie viel Kurzweil –  
1770 da will und werde ich nicht lügen!  
Ich weiß wohl, daß kein Mann  
von<sup>46</sup> größrer Wonne erzählen kann  
als sie beide hatten,  
ganz ohne jedes Leid.  
1775 Sein Herz ward so richtig froh,  
er fürchtete niemand auch nur soviel wie einen Strohhalm.  
Sie wurden einander holt, alle beide,  
darum traten sie den Bumsetanz.  
Sie sprach: „Allerliebster Herr,  
1780 ich bitte dich um deine Belehrung,  
daß du mir die geben wollest,  
damit ich für dich leben kann!“  
Er sprach: „Du Glanz aller Damen!  
Ich muß immer dein eigen sein  
1785 und dir dienen bis an meinen Tod.  
Denn du hast mich aus Not und Bedrängnis gebracht.“  
Sei dem wie ihm wöll,  
sie machten eine zweite Tjoste.  
Sie sprach: „Nun paß auf mit Sinn und Verstand,

<sup>46</sup> Hs.: *Mit* (fol. 122<sup>rb</sup>), Editionen: *von*. Hsl. Fehlleistung, angeregt von der Wonne des Erzählers?

1790 ich will euch nicht fortlaufen!“  
 Also sprach die schöne Frau.  
 „Nun hast du diesen meinen Leib ganz,  
 geh gut mit ihm um,  
 laß dir nicht zu kühn und hektisch werden,  
 1795 und komm ganz sittsam voran,  
 auf daß dich das Glück reich mache!“  
 Sie hatten viel Kurzweil  
 und der Minne Spiel mit Freuden,  
 in aller Fülle, wie ich euch sage,  
 1800 acht Tage ununterbrochen.  
 Die Dame sprach zu dem Grafen:  
 „Dein Ungemach ist zuende,  
 wohl so hast du dirs vorgestellt.  
 Ich will mit dir von hier fort-  
 1895 gehen“, so sprach die Königin.  
 Er sprach: „Madame, das soll sein,  
 wir sollten uns fertigmachen  
 und sollten nicht länger warten.“  
 Sie nahm Silber und Gold  
 1810 und gab viel und große Belohnung,  
 bis daß sie zu dem Land kam,  
 mit dem Grafen, dem hochlöblichen,  
 hin<sup>47</sup>, heim, zu seinem Land.  
 Sie lebten ohne Schande.  
 1815 Als der Heide heimkam  
 und diese leidvollen Nachrichten vernahm,  
 sprach er traurig:  
 „Eya, Gott, der allmächtige!  
 Was soll mir nun Leib und Leben,  
 1820 seit ich mein Weib verloren habe,  
 die ich zu meinem Trost erkoren hatte.  
 Lieber wär ich nie geboren!  
 Seit mir dieser ungetreue Christ  
 mit seinen bösen Tricks  
 1825 mein reines Weib entführt hat,  
 die mir lieb war wie Leib und Leben!  
 Jetzt erst recht muß ich Sorgen

<sup>47</sup> Hs.: *In* (fol. 122<sup>va</sup>), Editionen: *hin*.

öffentlich und unversteckt  
 in der Brust tragen –  
 1830 nach so großem Verlust!  
 Oh weh über meine großen Freuden,  
 oh weh, wie wendet sich das Los  
 von Liebe zu Herzeleid.  
 Oh weh, süße Äugleinweide,  
 1835 daß ich dich nicht haben kann!  
 Wo ist dein minniglicher Gruß“,  
 dachte er in seinem Gemüte.  
 Er sprach: „Oh weh, Königin!  
 Daß ich dich entbehren muß!  
 1840 Deine Berührung und dein Gruß  
 war meiner Freude ein Ostertag,  
 wenn ich an deinem Arme lag  
 und deinen ganzen Leib umfing,  
 so war mir recht wie –  
 1845 wie: ich wäre im Paradiese.  
 Die Gute, die ich immer preisen werde,  
 benimmt mir offensichtlich die Sinne,  
 der Jammer gibt mir Ungewinn!  
 Nach dir muß mir langwerden,  
 1850 denn ich habe deine Minne empfangen.  
 All die Weil daß ich lebe  
 strebe ich immerdar nach dir,  
 denn du bist so minniglich  
 und auch so reich an ganzer Tugend.  
 1855 All die Weil daß ich lebe  
 strebe ich immerdar nach dir,  
 oh weh heut und ach!  
 Für immer Leid und Ungemach!  
 Beschwerd habt ihr mich beide.  
 1860 Wem überläßt du mich, Äugleinweide?  
 Wer soll mich minniglich grüßen,  
 wer soll mir Kummer abnehmen?  
 Wer soll mir Freude bringen,  
 wer soll mir Schwere geringer machen?  
 1865 Wer soll mich liebevoll ansehen,  
 wer soll mir allen Lobpreis sagen?  
 Wer soll mir Leid verkehren,

wer soll mir Freude mehren?  
Wer soll mir mein Leid abnehmen?  
1870 Meines Herzens Bekleidung  
ist nun leider die Nacktheit geworden.  
Meine Sorgen, die sind groß!  
Wer soll mir die Schwernis vertreiben?  
Ich muß in Sorgen bleiben,  
1875 heut und immerdar.  
Überladen mit Versehrung am Herzen  
bin ich und wund bis an den Tod!“  
Das war die Not des Heiden.  
Der lebte ab jetzt mit Sorgen,  
1880 den Abend und den Morgen.

Nach weithin erscholl diese Geschichte,  
überall im Lande.  
Auch der Graf war heimgekommen,  
wie ihr vorhin wohl vernommen habt.  
1885 Des Heiden Streben war in Sorgen,  
des Grafen Leben mit Freuden.  
Mit eben dieser seiner Dame.  
Sie hatten Freude ohne Pein.  
Ein Land hat der Graf gekauft,  
1890 die Heidin hat man getauft.  
Sie hatten Gut und Ehre,  
weiterhin und immerdar,  
beide, bis an ihren Tod.  
Sie hatten nie irgendwelche Nöte  
1895 und lebten dann mit guten Gründen  
ganz nach Gottes Huld.  
So also hatte der Christenmann Erfolg  
mit der Edeldame, der wohlgestalten,  
und nichts wendete sich je zum Schlechten.  
1900 Hier hat das Buch ein Ende.  
Noch mehr mög's uns gelingen  
an allen unsern Dingen!

(Heinrich Kaufringer?)

**Ein Schädlein<sup>1</sup>**

(übersetzt 2015)

(fol. 287<sup>v</sup>) Ein Schädlein ist wahrlich besser  
denn ein Schade, immer!  
Unter zwei Übeltaten –  
das ist wohl alleweg mein Rat,  
wenn man schon eine von beiden hinnehmen muß –  
soll man das größere Übel lassen  
und soll das kleinere nehmen.  
Bevor einer begraben würd,  
sollt er lieber Händ und Füß verlieren.  
Es soll einer auch lieber zusehen –  
falls eine Stadt verbrennen wollte –  
daß er niederreißen sollte  
sein Haus und das ganz zerlegen,  
auf daß das Feuer sich nicht ausbreite,  
eh daß die Stadt ganz verbrannt würde.  
Ein jeder Dieb macht das öffentlich:  
wenn er das Leben verlieren muß  
und zum Galgen gegeben wird,  
bittet der, um der Ehren Schein,  
daß man ihm das Haupt nähme.  
Da war einmal eine Aventure,  
vor Zeiten, jetzt liest man davon,  
die trifft diese Rede zwar  
irgendwie genau, aber doch nicht ganz –

<sup>1</sup> HEINRICH KAUFINGER, Werke, herausgegeben von PAUL SAPPLER, Studienausgabe, Tübingen (Niemeyer) 1972, 6. Darin der hier übersetzte Text unter dem Phantasietitel *Der feige Ehemann*, S. 73–80. Ders., Band II, Indices, Tübingen (Niemeyer) 1974). (Schwankerzählungen des deutschen Mittelalters, ausgewählt und übersetzt von HANNS FISCHER, München (Carl Hanser) <sup>2</sup>1968 [1967], hat den Titel „Das Schädlein“, Nr. 41, S. 251 – 256.) (Digitalisat von Cgm 270, fol. 287<sup>v</sup>–293<sup>r</sup>: Handschriftencensus > Gesamtverzeichnis Handschriften > M > München > Staatsbibliothek > Staatsbibl., Cgm 270 > Farabbildung des Codex > [rechts oben: „PDF-Download“] > [für Bestätigung, „die heruntergeladene Datei ausschließlich für nicht kommerzielle Zwecke zu verwenden“, angezeigten „Download-Schlüssel“ eingeben] > „PDF-Datei herunterladen“ > folium aufsuchen (Beginn: „Seite 579“). Absätze (Leerzeilen) nach Sappler (nicht hsl.). Nach Sappler: *Novellistik des Mittelalters*, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von KLAUS GRUBMÜLLER, S. 720 – 737 und S. 1269 – 1274.

die will ich euch gleich jetzt  
(fol. 288<sup>r</sup>) vortragen und bekanntmachen. (V. 26)

Zu Straßburg saß ein reicher und mächtiger Mann,  
der hatte eine begnadet schöne Frau.  
Die war das allerschönste Weib,  
das je an Leib und Leben eines Mannes gekommen ist.  
Sie war zu jedem Nutzen wohl ausgestattet.  
Außerdem hatte die Dame, die zarte,  
Zucht und viel an großer Tugend.  
Ja, das will ich fürwahr behaupten:  
Nie vernahm jemand etwas über sie,  
womit ihre Ehre geschwächt würde.  
Über alle Lande  
schallte die allgemeine Rede,  
daß man nirgendwo zu finden wüßte,  
unter sämtlichen roten Mündern  
in der ganzen weiten Welt,  
ein Weib, so nützlichfromm, so schön und rein,  
die Zucht und so große Tugend hat,  
wie zu Straßburg, hier, in der Stadt.

Ein stolzer Ritter hörte davon.  
Der war ein rechter Landfahrer,  
der brauchte seinen ehrenwerten Leib  
oft und viel für schöne Weiber,  
denen er früh und spät zu Diensten war.  
Er kam in diese Stadt geritten  
(fol. 288<sup>v</sup>) und war da wohl ein halbes Jahr.  
Wo er der Dame gewahr wurde,  
trat er alsbald vor ihren Blick,  
schreckte auch nicht zurück, sie anzureden,  
und dazu noch ganz munter,  
wie er das wohl verstand, scherzhaft gemeint.  
Manches Wort, neckisch gesagt,  
das war der reinen Dame leid,  
denn sie erkannte das sehr wohl,  
daß es gegen ihre Ehre war,  
was er da von ihr begehrte,  
davon ward ihr Herz arg verletzt –

das wollte sie ihm nicht gestatten.  
Er trieb das mit so steter Selbstverpflichtung,  
daß sie das nimmer leiden mochte.  
Sie fürchtete, ihre Ehre würde geschwächt  
von böser Leute Red.  
Sie gab das ihrem Mann zu wissen  
und klagte ihm von der übergroßen Belästigung,  
die sie von dem Fremden erfuhr.  
Er sprach: „Meine liebe Frau,  
ich will diese Pein von dir wenden.  
Wenn er wieder mit dir redet,  
so heiß ihn alsbald herkommen,  
zu dir, in deine Kammer gut,  
und ich will, in stiller Hut,  
(fol. 289<sup>r</sup>) mich auch dort aufhalten.  
Ich werd ihm seine Minne lohnen,  
daß er in Zukunft ewig  
dich in gutem Frieden lassen muß.“

Am dritten Tag danach,  
als der Ritter, wie jeden Tag,  
zur Kirche zur Messe ging,  
da kam die begnadet schöne Frau  
ihm entgegen und hatte nichts Arges im Sinn.  
Er grüßte sie augenblicklich,  
sehr liebevoll und überaus schön.  
Er sprach: „Das lohn euch Gott!  
Liebe Dame, nun tut mir kund,  
jetzo hier zu dieser Stund,  
wo ich zu euch kommen soll,  
ich bin von großem Kummer voll,  
nur von euch, und auch viel Müh,  
was ich euch hier zu wissen tü<sup>2</sup>.

<sup>2</sup> 94 Hs. *tü* – eigentlich alem. Konjunktivform (1. Pers. Sg. Präs.), nur einmal im *Ceuvre* des Kaufringer (vgl. Sappeler, Indices), Reim auf hsl. *mü* (vgl. fol. 289<sup>r</sup>). Vgl. HERMANN PAUL, *Mittelhochdeutsche Grammatik*, 25. Auflage, neu bearbeitet von THOMAS KLEIN, HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA, mit einer Syntax von INGEBORG SCHRÖBLER, neubearbeitet und erweitert von HEINZ-PETER PRELL, Tübingen (Niemeyer) 2007, hier: § M 104, S. 275, bes. Anm. 1. Vgl. auch: *Frühneuhochdeutsche Grammatik* von ROBERT PETER EBERT, OSKAR REICHMANN,

Das kann keiner wenden mir  
in aller Welt so gut wie ihr.“

Darauf antwortete ihm die Dame, die reine:

„Ihr sollt zu mir kommen heime,  
nach essens in das Hause mein;  
darin will ich alleine sein.

Ich will es schicken heut dazu,  
daß uns niemand tut Unruh!“

(fol. 289<sup>v</sup>) Der Herr ward überaus froh über diese Rede,  
auf der Stelle ging er von ihr fort,  
er war voll hohen Mutes.

Das muß ich fürwahr behaupten:

Sein Herz ward entflammt,  
und auch der Minne Pfeil ward darein  
geschossen im selben Moment,  
so daß er davon schmerzhaft verwundet ward.

Allzu lang war ihm die Zeit,  
während der Priester die Messe sang. (V.112)

Als nun die rechte Zeit gekommen war,  
ging er ohne Verzug hin  
zu dem Haus und klopfte.

Da kam die Dame, die begnadet schöne,  
in tugendlichster Weise –  
sie ließ ihn ganz leise ein.

Sie führte ihn in die Kammer,  
hin zu einer schönen Sitzbank,  
auf der sie zusammen saßen.

Der Hausherr hatte sich da tatsächlich –  
wie die Dame wohl wußte –  
heimlich hinter ein großes Behältnis  
gesetzt, in seiner Kammer.

Er hatte einen starken und feinen Panzer  
angelegt und war bereit,  
dem Ritter großes Leid zuzufügen.

(fol. 290<sup>r</sup>) Nun war der Ritter dahin gekommen,

HANS-JOACHIM SOLMS und KLAUS-PETER WEGERA, Tübingen (Niemeyer) 1993. Man muß sich wohl die Figurenreden mit schwäbischem Dialektklang und feinem Getue vorstellen, oder besser: zu Gehör bringen.

in einem Unterkleid, wahrhaftig,  
das war gut von rotem Gold.  
Er ging grad so, wie wenn er wollte  
mit der Dame zum Tanze gehen –  
er hatte keinen Harnisch an.  
Einen Degen, gut und fein,  
hatte er an der Seite.  
Die Dame, munter, sprach zu ihm:  
„Es ist eine große Torheit  
von euch, mein lieber Herr,  
daß ihr einfach so hereingeht,  
ohne Harnisch und ohne Schwert.  
Ihr könntet verletzt werden  
von meinen Freunden und Verwandten.  
Ich seh, daß ihr hier tragt  
einen Rock, ist ja gut und glänzend,  
als wolltet ihr zum Tanze.  
Wahrhaftig, ihr habt hier auch ein Messer –  
das wäre euch nicht die geringste Hilfe,  
wenn euch jemand ein Leid täte!“  
Die Dame sagte diese Rede darum  
in so lautem Ton und drohend,  
daß ihr Mann umso kecker wäre.  
Da sprach der Ritter, der begnadet schöne:  
(fol. 290<sup>v</sup>) „Madame, ich bin ein solcher Mann,  
daß ich niemand fürchte, wahrhaftig!  
Auch sage ich euch das als wahr,  
daß ich außerdem so stark bin  
und auch dermaßen freien Muts,  
daß niemand mir gleich ist  
in irgendwelcher Behendigkeit, ganz gewiß.  
Ich hab hier ein gutes Messer,  
vor dem ist kein Harnisch sicher.“  
In der Kammer hing eine Plattenrüstung,  
der Ritter nahm die stracks herunter,  
in die Hand, er legte sie hin,  
vor die Dame, ausgebreitet.  
Sie war stark und hatte sechs Schichten.  
Drauf sprach er zu der Dame:  
„Madame, nun seht meine Kraft und Stärke!“

Er zückte seinen Degen,  
mit einem Stich durchstach er einfach  
die gute Plattenrüstung, die sechsfache<sup>3</sup>.  
Er sprach: „Mein Degen ist ganz schön gut!“

Der Ehemann lag dort in stiller Hut.  
Er erschrak über die Rede sehr.  
Darauf wagte er nimmermehr  
hinter dem Behältnis hervorzukommen,  
wie er sich das vorgenommen hatte.  
(fol. 291<sup>r</sup>) Er dachte sich in seinem Sinn:  
„Ich muß des Jammers Pein erleiden –  
sehr leicht wird er meiner hier gewahr!“  
Auch fürchtete er all die Kraft und Stärke,  
die an dem ehrenwerten Ritter lag.  
„Niemand kann mich retten  
vor dem Messer, so gut wie das ist!“  
So dachte er sich in seinem Gemüte.  
„Der Panzer hilft mir wenig,  
wo er mit einem einzigen Stich  
die gute Plattenrüstung durchstoßen hat.  
Ich will hier in der Hut bleiben,  
es könnt mir von ihm weh geschehen.  
Wie immer es dem Weib ergehen mag!“

Der Ritter setzt sich wieder nieder.  
Er rückte näher zu der Dame hin.  
Liebevoll umfing er sie.  
Sie sprach laut: „Was meint ihr denn hier?  
Ich gestatte euch keine Minne!  
Mein Mann ist im Haus herinnen,  
wird er gewahr, was hier passiert,  
läßt er das nicht ungerochen!“  
Was soll ich nun mehr sagen?  
Der Ritter nahm die feine Dame her,  
er trug sie auf das Bett hin,  
(fol. 291<sup>v</sup>) gegen ihre Gunst und ihre Absicht.

<sup>3</sup> Sappler 172, Hs.: *sechsflach* (fol. 290<sup>v</sup>), vgl. 16, 337 *triflach* = dreifach (s. Sappplers Anmerkungen zum Text, S. 288).

Sie schrie sehr schmerzlich und auch heftig.  
Der Ritter war ihr gänzlich über,  
niemand kam ihr da zu Hilfe.  
Darüber war die ehrbare Dame wenig froh.  
Der ihr zu Hilfe sollte bereit sein,  
der ließ sie im Herzeleid stecken.  
Mit seiner Kraft und Stärke zwang er sie nieder,  
so daß er sie da übermannte.  
So, daß sein Wille da vollbracht ward!  
Das war vorher nicht so gedacht gewesen,  
von dem Weib nicht und nicht von ihrem Mann,  
daß es so kommen sollte.

Als dem Weib dies Ungemach  
von dem Ritter so geschah,  
weinte sie vor lauter Herzensschmerz,  
denn sie hatte ihre Ehre verloren,  
so beschämend und ganz ohne böse Absicht.  
Der Ritter wollte sie in dem Moment  
mit süßer Rede getröstet haben –  
das war ihr wie zum Tode getan.  
Sie konnte nicht freundlich mit ihm tun  
und gab ihm weder Frieden noch Versöhnung.  
Sie redete äußerst scharf mit ihm,  
daß er sich davonmachte,  
(fol. 292<sup>r</sup>) ganz traurigen Muts, wahrlich,  
er wußte fürwahr nicht,  
was er da zustandegekriegt hatte,  
ob wohl oder übel, bei dieser Gelegenheit.

Als die Dame des gewahr ward,  
daß der edle Ritter tatsächlich  
aus dem Haus gegangen war,  
ging sie alsbald zu dem Behältnis.  
Sie fand den kühnen Krieger.  
Der hatte sein Schwert in der Hand,  
den Panzer an dem Halse sein.  
Sie sprach zu ihm mit der Pein des Jammers:  
„Was liegst du hier, du böser Hund!  
Wie hast du in dieser Zeit

mich in großer Not gelassen!  
Der Tod wäre mir lieber,  
weil ich ehrlos geworden bin!  
Wo hast du nur hingedacht,  
daß du mir nicht helfen wolltest!“  
Darauf sprach er gütlich zu ihr:  
„Schweig still, meine liebe Frau,  
und laß die Sache jetzt gut sein,  
die an dir passiert ist.  
Das sollst du mir glauben:  
Nie und nimmer will ich allzu schlimm  
über deine Würde und Ehre denken!  
Und verbreite das auch nicht von mir,  
daß ich so nachlässig gewesen bin.  
Daß ich mich so zurückgehalten habe,  
das habe ich darum getan:  
Ein Schädlein ist doch wahrhaftig besser  
denn ein Schade, dessen sei gewiß.  
Wenn ich ihm irgendein Leid getan hätte,  
hätte er seinerseits mir das nicht erspart,  
mit seiner Kraft und Stärke, die er hat –  
er hätte mich auf der Stelle durchstochen  
in meinem noch so guten Panzer!  
Und der ist nicht annähernd so sicher  
wie die Plattenrüstung gewesen ist.  
Dann wär ich in diesem Augenblick  
ganz des Todes Eigen gewesen.  
Das wär wahrhaftig ein großer Schade.  
So hast nur du Pein erlitten,  
das heißt und ist ein Schädlein!  
Davon kannst du dich gut erholen!“

Dazu muß ich nun fürwahr sagen:  
Er hat recht und doch nicht so ganz.  
Denn wär er rechtzeitig und kühn hervorgekommen,  
ehe der Dame Leid geschah,  
und hätt er kein Ungemach  
dem Ritter zugefügt dabei,  
so wär es nicht so weitergegangen  
und wär auch kein Schädlein

an seiner lieben Frau,  
noch auch kein Schade an ihm selbst geschehen.  
Da er aber sich gedacht hat,  
daß er sich so zurückhalten wollte,  
darum wird ihm billigerweise als Lohn,  
daß er jetzt Schande und Laster tragen muß.  
Der ist ein schlechter Aufpasser,  
der nur zusieht und zuhört,  
daß man seine guten Freunde zum Narren hält,  
und denen nicht aus der Not hilft.  
Ich wünsche ihm bis an seinen Tod  
alles Unglück als sein Leibgedinge!  
Gott gebe, daß ihm nichts gelinge,  
was immer er angreift.  
Schlimmeres weiß ich ihm nicht zu wünschen! (V. 296)

[Die Frau als Reitpferd]  
(übersetzt 1999/2015)<sup>1</sup>

Hs. I fol 40<sup>rb</sup>:

Ein rechtschaffner Mann, wie ich vernahm,  
hatte eine Frau, die war ihm gegenüber feindselig,  
wie das noch immer leider manche ist.  
Doch dachte er sich eine Technik aus,  
5 es möglich zu machen, wie sie ihm untertan sei.  
Wollt Ihr die Geschichte lesen hören,  
so wird sie Euch gleich und augenblicks veröffentlicht.  
Nun hatte der Hausherr einen Hund,  
der war Willebreht<sup>2</sup> geheißsen.  
10 Der tat wie ein treuer Knecht,  
der seinem Herren treu ist.  
Nun hört von einem neuen Brauch!

Er sprach: „Du mein lieber Hund,  
wolltest Du mir folgsam sein,  
15 das würde Gutes hernach für Dich bedeuten  
wenn Du tätest, wonach mir zumut ist.“<sup>3</sup>  
Er sprach: „Herr, das tu ich gern!  
Und sollt ich nach Salerno fahren,  
dazu wollt ich bereit sein!“  
20 Er sprach: „Du bist mein wackrer Hund!  
Du sollst eine bestimmte Kunst lernen:  
Aufs Wort genau im Paßgang eines Zelters gehen!  
„Das soll sein, Du mein lieber Herr!“

<sup>1</sup> Text: Neues Gesamtabenteuer, Das ist FR(IEDRICH). H(EINRICH). VON DER HAGENS Gesamtabenteuer in neuer Auswahl, die Sammlung der mittelhochdeutschen Mären und Schwänke des 13. und 14. Jahrhunderts, erster Band herausgegeben von HEINRICH NIEWÖHNER †, zweite Auflage herausgegeben von WERNER SIMON, mit den Lesarten besorgt von MAX BOETERS und KURT SCHACKS, Dublin/Zürich (Weidmann) 1967, S. 36–39. Anfang des Texts im Digitale der Donaueschinger Handschrift 104 (Alemannisch, ca. 1433): <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbhs/content/pageview/36192>. Ich folge strikt der Handschrift, gebe in Fußnoten nur inhaltliche Abweichungen zur Edition an, Absätze nach handschriftlichen Initialen(plätzen).

<sup>2</sup> Bedeutung vielleicht: „Der mit dem glänzenden Willen“.

<sup>3</sup> Die Verse 15/16 in der Edition umgestellt.

Er brachte die Seile und spannte darein  
25 (fol 40<sup>va</sup>) den Hund. Der ging und trat einher  
im Paßgang, wie's der Herr ihn bat.

Als die Herrin des Hauses das erblickte –  
wie zornig sprach sie da:  
„Wer lehrt einen Hund den Paßgang?“  
30 „Das werdet Ihr entgelten“,  
sprach der Hausherr im Augenblick.  
Sie sprach: „Alle Schande Euch an den Hals!  
Wer wird einen Hund<sup>4</sup> lehren  
im Paßgang zu gehen? Da will, verkehren sich doch  
35 alle Dinge in dieser Zeit!“  
Drauf erhob sich ein großes Streiten  
voller Ingrimm zwischen beiden.  
Ihre Freundschaft wurde zur Scheidung.

Und wurde zum schmerzhaften Stoßen –  
40 schlagen und hauen  
sah man sie dann beide;  
davon ward ihr großes Leid!  
Er sprach: „Ihr müßt im Paßgang gehen!“  
Drauf begann sie sehr zu schimpfen:  
45 „Ihr seid ein Fliesling und ein Schlurch!  
Selten könnt<sup>5</sup> Ihr einen Zaun  
und einen Wegrain zwingen,  
daß er Korn hervorzubringen vermöchte  
und Euch die Reben tragen wird.“  
50 Drauf schlug er sie an den Kragen,  
daß ihr das Blutvergießen kam.  
„Will Euch das Rumlärren nicht verdrießlich werden  
und Eure Tugendlosigkeit nicht enden,  
so müßt und werdet Ihr noch mehr leiden!“

55 Drauf sprach sie: „Ihr Schelm, und Ihr Bauer!  
Wärt ihr zweimal so sauer-grimmig

<sup>4</sup> Versehentliche (?)Vorwegnahme der Pointe: hsl. *ain wib*.

<sup>5</sup> Edition: *mehtent*, Hs. *machent*.

wie Herr Dietrich von Bern<sup>6</sup> –  
 freiwillig wollt ich nicht im Paßgang gehen!  
 Und ebenso groß wie Riese Asprian<sup>7</sup> –  
 60 ich würd's dennoch nicht tun!  
 Ihr glaubt und hofft gar, der Teufel zu sein:  
 Ich vermag wohl, vor Euch Rettung zu finden!  
 Wärt Ihr stark, wie Samson<sup>8</sup> war –  
 (fol. 40<sup>vb</sup>) ich ließ mir die Haare raufen, daß ich ganz bloß<sup>9</sup>  
 65 würd an meinem Haupt!“  
 Er sprach: „Ihr seid doch betäubt  
 an Eurem Verstand, so bedünkt mich das,  
 daß Ihr so ungeheuer fleißig<sup>10</sup>  
 allem, was ich hier herumschrei, widersprecht!  
 70 Das täte mir Willebreht nie an;  
 er war bereit<sup>11</sup> und gehorsam  
 zu aller Zeit, mir gegenüber. Grad so  
 solltet Ihr gehorsam sein!“  
 Sie sprach: „Ihr seid Herr Ysegrimm<sup>12</sup>!  
 75 Vergleicht Ihr mich mit Eurem Hund,  
 so will ich Euch aus dem Grund meines Herzens  
 beschimpfen und verfluchen!  
 Was wollt Ihr an mir ausprobieren?  
 Ehe ich mich zwingen ließe,  
 80 wollte ich von Euch weg, springen  
 in ein großes tiefes Meer,  
 ehe ich Euch mehr zu Willen wäre!“

Zornig ward der Hausherr augenblicks.  
 Bei ihrem Haar, an eine Wand,  
 85 warf er sie lieblos.

<sup>6</sup> Haupt-Held der Dietrich-Epik.

<sup>7</sup> Sagenfigur aus der Dietrich-Epik.

<sup>8</sup> Held aus dem Buch Richter (13-16) mit übernatürlicher Kraft, dem Delilah die Haare abschnitt, worauf er seine Potenz verlor.

<sup>9</sup> Edition *blas* (Reim auf *was*), Hs. *plaz*.

<sup>10</sup> Hs. Vers 69 Initiale *w* vorgesehen (vgl. die Initialenreihe am Apparatbeginn, S. 36).

<sup>11</sup> Hs. *berait*, Edition *triu*.

<sup>12</sup> Aus der Fabel-Erzählung Reinhard Fuchs. Ysegrimm ist dort immer der Verlierer, der in einer Szene seinen buschigen Schwanz einbüßt.

Drauf wollte sie ihm entfliehen.  
 Er sprach: „Hier bleibt! Ihr üble Haut!“  
 und rief mit überschnappender Stimme  
 allem seinem Gesinde zu,  
 90 wo seine Knechte hin wären,  
 und sprach: „Wären sie bei mir!“  
 Sie sprachen: „Herr, hier sind wir!  
 Was Ihr wollt, dazu sind wir bereit.“  
 Er sprach: „Nehmt die Widerspenstige  
 95 und werft sie (fol. 41<sup>ra</sup>) in die Seile!“  
 Da ward ihr ganz großes Unheil,  
 denn sie hatte keine Möglichkeit zu entfliehen.  
 Sie mußte mit dem Zelter-Gang anfangen<sup>13</sup>.  
 Die Beine taten sie ihr in Schlingen.  
 100 Wie böse sie drauf auch die Zähne fletschte,  
 sie achteten kein Haar darauf –  
 Ich sage Euch, das ist die Wahrheit!  
 Sie sprach: „Wollt Ihr mich fassen  
 in diese Seile, so will ich erst recht  
 105 Euer schandbar Leib und Leben hassen.“  
 Er sprach: „Laßt Euer Keifen nach  
 um meinet und um Gottes Willen!  
 Wahrlich, das hier ist mir nicht einfach Gespött!“  
 „Ihr seid ein durch und durch böser Wicht!  
 110 Und auch vereint vermögt Ihr nicht,  
 mich zu zwingen“, sprach sie da zu ihm –  
 davon ward sie gleich drauf unfroh!

Drauf nahm er stracks seine Reitgerte  
 und stipste Madame Luitgard<sup>14</sup>:  
 115 Den Zelter-Gang wollt er ihr weisen  
 mit der Eisenspitze seiner Gerte.  
 Da schlug sie hinten hoch und vorne nieder  
 mit dem Haupt wie ein Widder

<sup>13</sup> Edition: *zelten ginnen*, Hs. *zelten gingen*.

<sup>14</sup> Bedeutung vielleicht: liut „Volk, Leute“, gart (zu „Gerte, Garten“) „Die das Volk mit einem Zaun umfriedet“. Vgl. auch Duden, Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von mehreren tausend Vornamen, von GÜNTHER DROSDOWSKI, 2. neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Mannheim/Wien/ Zürich (Dudenverlag) 1974.

und wollte ihren Mann stoßen.  
 120 Da wurde er ihr erst recht feind  
 und sprach: „Was sind üble Weiber?  
 Sie nehmen so manchem Seele und Leib,  
 Verstand, Gemüt und alles was gut ist.  
 Gott behüte alle Männer  
 125 vor den üblen Weibern!  
 Lieber wollte ich dahinbringen  
 meine Zeit unter der Heidenschaft,  
 bevor da an mir klebte  
 eine von ihnen! Und lieber in den Tod gehen,  
 130 als<sup>15</sup> so lange Zeit diese Mühe haben!  
 Was ich sie hieß oder worum ich sie bat,  
 sie gab kein Rosenblatt darum.  
 Was ich tu – es hilft nichts.  
 Sie sprach, ich sei ein Bösewicht!  
 135 Das alles ließe ich mir nicht peinlich sein,  
 wenn sie mir nur untertan sein wollte!“  
 Sie sprach. „Nein, Euch hilft keine Technik!  
 Solange meine Zunge reden kann,  
 solange will ich fluchen und schimpfen,  
 140 und will nimmermehr den Paßgang lernen.  
 Denn Ihr seid selbst eine Riesenmähre!  
 Wärt Ihr der Graf von Jülich,  
 so wollte ich nichts um Euch geben.  
 (fol. 41<sup>rb</sup>) Ihr müßt mich schon am Leben lassen!“  
  
 145 Er sprach: „Darauf müßt Ihr schwören!“  
 „Ich schwöre nicht für einen Heiden!“  
 Und gab ihr einen guten Hieb  
 und zäumte sie wie ein wildes Roß.  
 Die Trense<sup>16</sup> legte er ihr in den Mund.  
 150 „Seht Euch nach einem tollen Hund um,  
 wenn Ihr nicht ablassen wollt!“ sprach sie drauf.  
 „Wer hörte oder sah je,  
 daß Frauen aufgezäumt gehen sollten?

<sup>15</sup> Edition *dan lange zit*, Hs. *vnd lange zit*.

<sup>16</sup> Edition *britel* (sief Lexer unter *brîdel*), Hs. *brügel* (in des Schreibers Sprache zu *prickel*, *preckel* „Stachel“? Assoziation: spätmhd/frühnhd. Prügel?, vgl. das Epimythion)

Ihr seid ein verfluchter Mann!“  
 155 Da ward der Mann sehr zornig.  
 Er nahm zwei spitze Sporen  
 an seine kräftigen Füße.  
 Hei, wie so ganz unsüß  
 sprang er auf das üble Weib!  
 160 Ihr war die Kurzweil sehr lang.  
 Er begann die Sporen einzusetzen  
 und mit dem Zaum<sup>17</sup> zu führen  
 wohin sein Herz da begehrte.  
 Im Paßgang gewährte sie das,  
 165 wie ein Pferd, das da  
 auf zehn Mark kommt<sup>18</sup>. „Weh dieser Stunde!  
 Daß ich bei vollem Verstand  
 den Paßgang beginnen muß!“  
 Er sprach: „Ich habe gewonnen,  
 170 seit Ihr den Paßgang begonnen habt!“  
 „Es ist wahr, lieber Herr!  
 Reitet mich nicht weiter!  
 Ehe ich geschändet werde,  
 will ich tun, was Ihr wollt.  
 175 Denn sollten das die Leute hören,  
 das könnte nicht gut schicklich für mich sein.  
 Wer sah jemals auf dieser Erde  
 eine Frau mit solchen Bewegungen?  
 Davon muß ich mein Unglück beklagen.  
 180 Wo sind meine schönen fliegenden Schleifen hin?  
 Die sind alle ganz aufgetrennt!  
 Wo ist mein gutes Gewand hin,  
 das ich bisher trug?  
 Ich gehörte mit Recht in einen Pflug!  
 185 (fol. 41<sup>va</sup>) Wenn mich einer so sehen sollte,  
 dem müßt ich als erstes gestehen,  
 daß gegen den Zorn meines Mannes<sup>19</sup>  
 alles schon halb, wenn nicht ganz und gar verloren ist.

<sup>17</sup> Edition: *si vüeren*, in der Hs. fehlt das Objekt.

<sup>18</sup> Ein gutes Ritterpferd kostet nach einem Gedicht Walthers von der Vogelweide drei Mark.

<sup>19</sup> Edition: *mannes*, Hs. *wibes* (Identifikationskuddelmuddel beim Schreiber; eingeschobner Einsichtsgedanke der Mannsfigur?).

Mit den Sporen hat er mich gezwungen,  
190 daß ich vollen Gang gehen muß.  
Er hat mir Schach und Matt gesagt<sup>20</sup>.  
Weh, daß ich je aus dem Kreis seines Willens getreten bin<sup>21</sup>!  
Für alle Zeit will ich ihm untertänig sein,  
wenn er mich nur am Leben ließe!“  
195 „Ja“, sprach wieder der Rechtschaffene,  
„meine Schlingen und Seile will ich behalten,  
falls Ihr je wieder aus dem Kreis meiner Wünsche  
tretet, früher oder später,  
und mein Gebot vermeiden wollt,  
200 so daß Ihr den Paßgang treiben müßt.“

Sie sprach: „Nein doch, Herr, nimmermehr!  
Alles was Ihr wollt, das werd ich vorher tun!“  
So also ward die Dame tugendreich  
und liebt<sup>22</sup> ihren Hausherren in aller Liebe –  
205 genauso er hinwiederum sie –  
und macht ihn frei von allen Sorgen,  
wie das Frauen, die Bescheid wissen, noch immer tun,  
die ihrem Mann Zucht und Züchtigkeit bieten ohne Gekeif.  
Die sollen auch nimmer im Paßgang gehen.  
210 Man soll ihnen mit Ehrerbietung vergelten.  
Mit tugendhaften Frauen  
soll man Ungenügen<sup>23</sup> vertreiben,

<sup>20</sup> Eine Anspielung auf den berühmten Liederdichter Reinmar von Hagenau, der in einem Lied, in dem das Sänger-Ich sich bedingungslos der Gnade der besungenen Dame unterwirft, einer Dame ein Lob singt, mit dem alle andern Damen (und Sänger) Matt gesetzt sind. Walther von der Vogelweide wird ihn dafür verspotten: Ein liebevoller Gruß seiner Dame ist ein Zug, mit dem man der Matt-Setzung entkommt.

<sup>21</sup> Anspielung auf Reinmar (vgl. Anmerkung vorher): Von der Dame, die tugendhaft ist, weil sie ihm selbstverständlich nicht das kleinste Zeichen von Zuneigung gegeben hat, sagt er: *doch swer ich des, si ist an der stat, / das ûz wîplîchen tugenden nie fuoz getrat. / daz ist iu mat.* (Doch schwör ich dies: Sie ist an einer Stelle, da sie aus dem Kreis weiblicher Tugendhaftigkeit nicht einen Fuß breit getreten ist – und das heißt „Matt“ für Euch! (Minnesangs Frühling, 159,1, Vers 7-9). *ich* nicht in der Hs. (so wie ein *si* bei Reinmar, Vers 8? Es stehen jedoch hier im Text häufig keine Personalpronomina als Subjekt oder Objekt).

<sup>22</sup> Hs. vor *mint ir wirt* Ansatz zu *wir(?)*, nicht durchgestrichen, fehlt im Apparat.

<sup>23</sup> Edition *ungenuht*, Hs. *vnzucht*.

alle Tage und alle Zeit,  
denn große Freude liegt an ihnen.

215<sup>24</sup> Diese Beispielerzählung sei vorgesagt  
den Frauen, die viel großes Leid  
ihren Männern antun, alle Tage.  
Für wahr sage ich das allen:  
Wer lieber begraben sein möchte,  
220 wer ein übles Weib haben sollte –  
da sollte man üblen Weibern  
mit Paßganggehen ihre Bosheit vertreiben.  
Wenn einer die Schlingen noch die Seile  
nicht haben kann noch billig findet,  
225 der möge einen schlagfesten Stock nehmen,  
(fol. 41<sup>vb</sup>) den der Sommer des Jahres wob,  
gefruchtet hat und getrieben.  
Mit dem soll man sie stoßen  
und ein langgültiges Gut<sup>25</sup> erreichen,  
230 und soll ihr den Rücken weichmachen,  
daß es ihr so eilig wird, im Paßgang zu gehen;  
was er ihr vorgesagt hat, daß sie das nachspreche –  
denn der Paßgang ist die beste Technik  
für ein übles Weib, wo es sowas gibt.  
235 So also soll ein jeglicher Mann verfahren  
mit seinem üblen Weib, so wird man ihn loben  
und er<sup>26</sup> erwirbt der Leute Gunst,  
denn es ist die beste Kunst,  
die jemand zu erlernen vermag  
240 bis an den jüngsten Tag.

<sup>24</sup> Das Epimythion in der Hs. nach Absatz (vorgesehene Initiale) fortlaufend, in der Edition als Verse 214a–aa in den Apparat verbannt (S. 39).

<sup>25</sup> Vgl. Wörterbuch der mittelhochdeutschen Urkundensprache (auf der Grundlage des Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300, unter Leitung von BETTINA KIRSCHSTEIN und URSULA SCHULZE erarbeitet von SIBYLLE OHLY, PETER SCHMITT (bis 2000) und NICOLE SPENGLER (2001 bis 2002), zweiter Band, Berlin (Erich Schmidt) 2003, sub verbo *sal*).

<sup>26</sup> *er* nicht in der Hs.

## Lyrik

(gereiht grob chronologisch, eher zufällig)<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Was ich bei der erzählenden Dichtung vermieden habe, nämlich Proben von ausgewählten Stellen zu geben, machte die Liedform im Abschnitt Lyrik möglich. Daher kommen die Autoren nur beispielhaft vor, ein paar gar nur mit einem Lied oder einigen Strophen eines Lieds. Mit Ausnahme des kleinen Œuvres, das unter dem Namen Wolframs von Eschenbach überliefert ist. Der Experimentiercharakter, meiner, ist hier noch deutlicher als bei den Erzählungen. Ich hab keinen Übersetzungsstil kreiert, sondern alles gelassen, wie es einstmals gemacht war, allenfalls beim Herstellen der Druckfassung erkennbare Fehler oder Ungenauigkeiten verbessert. Mit der differenzierenden Einschätzung von zeitgenössisch fremden Sprachen und Kulturen und von historisch fremder Eigenkultur komme ich noch immer nicht zurande. Fremde Augen sehen mehr als ich selber, daher die Einzelbeispiele aus dem Lateinischen, dem Spanischen, dem Angelsächsischen. Auch zur Selbstvergewisserung: Das Fürchten lehren mich fremde Sprachen immer, ich selber aber will mir einreden, daß ich mich vor dem Fremden nicht fürchten müsse. Experimentiergründe hat auch die unterschiedliche Darbietung der Texte. Wo Handschriften erreichbar sind, und das sind sie im digitalen Zeitalter allerorten, müssen sie mit den Editionen verglichen werden. Und sei es nur, um zu sehen, daß eine normalisierende Graphie für die Übersetzung keine Rolle spielt. Ist das wirklich so? Nicht alle Unterschiede zwischen Handschriften und Editionen führen zu verschiedenen Sinngehalten. Ist das wirklich so? Wahrscheinlich ist meine je spezielle Befindlichkeit in Körper und Hirn von größerem Gewicht. Sie sollte nicht zu einem Breiübersetzer vereinheitlicht werden. Daher Lieder mit Handschriftentranscription, zuweilen zweien, und solchen ohne. Einmal eine Alternativübersetzung. Ich hab mir schon Mühe gegeben, keine Fehler zu machen. Aber keine Fehler macht niemand. Ich habe davon abgesehen, Kolleginnen und -innern Fehler nachzurechnen. Das Verstehen von Musik geht wohl völlig anders als das von Sprache, von Texten. Ich bin kein Musikhistoriker und sage daher zu Überlieferung und Verstehen von Liednotationen nichts. Wenn die Entwicklung von Zwei- und Mehrstimmigkeit zu entsprechenden Hervorhebungen in den Texten führt, habe ich das beim Verstehen übernommen. Das Dialogische. Dankbar. Ich bin ja froh, daß die verschiedenen Texte nicht aufeinandergeschrieben werden. Neulich habe ich eine Salzburger Rosenkavalieraufführung im Fernsehen gesehen – mit Untertiteln, für die ich dankbar war, auch bei einzelnen Singstimmen, und obwohl ich meinte, den Text einigermaßen zu kennen.

## Carmen Buranum

(übersetzt 1997)

CB 75<sup>1</sup>

Omittamus studia,  
dulce est desipere,  
et carpamus dulcia  
iuventutis tener[a]e!  
res est apta senectuti  
seriis intendere,  
(res est apta iuventuti  
l[a]eta mente ludere.)<sup>2</sup>  
    Velox [a]etas pr[a]eterit  
    studio detenta,  
    lascivire suggerit  
    tenera iuventa.

Lassen wir die Studien,  
süß ist es, von nichts zu wissen,  
pflücken wir die Süßigkeiten  
der verliebten Jugendzeit!  
Es ist das Richtige für's Alter,  
nach Ernsthaftem zu streben.  
(Es ist das Richt'ge für die Jugend,  
mit frohem Sinn zu tollern.)  
    Rasch vergeht die Zeit,  
    eingebunden ins Studieren.  
    Übermütig sein, das rät  
    die verliebte Jugend.

Ver [a]etatis labitur,  
hiems nostra properat,  
vita damnum patitur,  
cura carnem macerat.  
sanguis aret, hebet pectus,  
minuuntur gaudia,  
nos deterret iam senectus  
morborum familia.  
    Velox [a]etas pr[a]eterit  
    studio detenta,  
    lascivire suggerit  
    tenera iuventa.

Der Zeiten Frühling schwankt dahin,  
unser Winter eilt herbei,  
das Leben leidet Schaden,  
des Forschens Sorge zermürbt das Fleisch.  
Das Blut trocknet ein, das Herz steht still,  
die Freuden werden gering,  
schon erschreckt uns das Alter  
und die Verwandtschaft der Leiden.  
    Rasch vergeht die Zeit,  
    eingebunden ins Studieren.  
    Übermütig sein, das rät  
    die verliebte Jugend.

<sup>1</sup> Carmina Burana. Die Lieder der Benediktbeurer Handschrift. Zweisprachige Ausgabe Vollständige Ausgabe des Originaltextes nach der von B[ERNHARD] BISCHOFF abgeschlossenen kritischen Ausgabe von A[LFFONS] HILKA und O[TTO] SCHUMANN, Heidelberg 1930–1970, München (Deutscher Taschenbuch Verlag) 3. Auflage 1985. Übersetzung der lateinischen Texte von CARL FISCHER, der mittelhochdeutschen Texte von HUGO KUHN.

<sup>2</sup> Ergänzt von Langosch: Vagantendichtung. Lateinisch/Deutsch, herausgegeben und übersetzt von KARL LANGOSCH, Frankfurt am Main und Hamburg (Fischer) 1963, S. 58f.

Imitemur superos!  
digna est sententia,  
et amoris teneros  
iam venantur retia.  
voto nostro serviamus!  
mos est iste numinum.  
ad plateas descendamus  
et choreas virginum!

Velox [a]etas pr[a]eterit  
studio detenta,  
lascivire suggerit  
tenera iuventa.

Ibi, qu[a]e fit facilis,  
est videndi copia,  
ibi fulget mobilis  
membrorum lascivia.  
dum puell[a]e se movendo  
gestibus lasciviunt,  
asto videns, et videndo  
me michi subripiunt.

Velox [a]etas pr[a]eterit  
studio detenta,  
lascivire suggerit  
tenera iuventa.

Laßt uns wie die Götter tun –  
das ist eine würdige Sentenz!  
Und die zarten Knaben Amors  
werden schon mit dem Netz gejagt.  
Willfahr'n wir unserm Wunsche!  
Das ist das Gesetz der Götter.  
Laßt uns runter auf die Gassen geh'n  
und zu den Tänzen der Mädchen!

Rasch vergeht die Zeit,  
eingebunden ins Studieren.  
Übermütig sein, das rät  
die verliebte Jugend.

Dort – wie's leicht zusammenkommt –  
gibt's zu schau'n die Menge;  
dort sprüht der bewegte  
Übermut der Glieder.  
Wenn die Mädchen dann im Dreh'n  
übermütige Gesten machen,  
steh ich, schau, und da beim Schauen  
stehl'n sie mich mir selber fort.

Rasch vergeht die Zeit,  
eingebunden ins Studieren.  
Übermütig sein, das rät  
die verliebte Jugend.

## Heinrich von Morungen

### Lied 1 (Moser/Tervooren)<sup>1</sup>

Sie ist eine Frau, für alle Ehren wohlbekannt,  
von schöner Gebärde, feingebildet, frohgesinnt,  
so daß ihr Lob in diesem Reiche umgeht,  
so wie der Mond wohl weit über Land  
leuchtet des Nachts wohl licht und weit,  
so daß sein Schein all die Welt umfängt –  
Grad so ist die Schöne mit Gutem umfängen,  
weshalb man ihr nachsagt:  
sie ist über alle Frauen die Krone.

Dies Lob fängt vielen Damen an, Schmähung zu sein,  
daß ich die meine vor alle andern Frauen  
habe zur Krone gesetzt, so hoch hinauf,  
und ich keine von ihnen ausgenommen habe.  
Indes ist ihr gar lauter und frei von Falsch der Leib,  
schlank in allen guten Maßen, mächtig fiere<sup>2</sup> und frohgemut.  
Deshalb muß ich in ihrer Gnade bleiben,  
wenn sies gebietet,  
die Liebste mein, vor allen Frauen.

Gott laß sie mir nur lange gesund,  
die ich an steter Weiblichkeit noch immer fand,  
seit sie mein Leib zu einer Herrscherin erwählte.  
Oh wohl der Allersüßesten! so rot ist ihr der Mund,  
die Zähne weiß und ebenmäßig, weithin bekannt,  
für die ich gar alle Unstetigkeit aufgab,  
als man sie lobte: so rein und weise,

<sup>1</sup> Des Minnesangs Frühling, unter Benutzung der Ausgaben von KARL LACHMANN und MORIZ HAUPT, FRIEDRICH VOGT und CARL VON KRAUS bearbeitet von HUGO MOSER und HELMUT TERVOOREN, I Texte, 36., neugestaltete und erweiterte Auflage, Stuttgart (S. Hirzel) 1977. Der Vergleich mit dem Digitalisat der Großen Heidelberger Liederhandschrift ergab keine übersetzungsrelevanten Unterschiede zur Edition.

(<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0148?sid=fab7bd7be8ac79cdbf695e326b3fb2d3>)

<sup>2</sup> Handschrift: *vil fier* (französisch, aus lateinisch *ferus* „ungezähmt, wild“), im Deutschen geht die Bedeutung in Richtung „stolz, schön“.

sanft und gelöst –  
worum ich sie bis heute preise.

Ihre reine Tugend ist der Sonne gleich,  
die trübe Wolken leuchtend färbt,  
wenn in dem Maien ihr Schein ist so klar.  
davon werde ich steter Freuden so reich,  
daß ihr Lob so restlos überleuchtet  
Frauen und Damen, die besten fürwahr,  
die man da nennt in deutschem Lande,  
fern und nah,  
sie ist es, sie, die bestbekannte.

### Lied 8<sup>3</sup>

Sah jemand die Frau,  
die man schauen kann,  
in dem Fenster stehn,  
die so wohlgebaute,  
die macht mir weg  
die Sorgen, die ich habe.  
Sie leuchtet, wies die Sonne macht,  
gegen den lichten Morgen;  
vorher war sie verborgen,  
zu der Zeit muß ich sorgen –  
die will ich nun lassen.

Ist aber jemand herinnen,  
der seine Sinne  
bisher behalten hat,  
der geh der Schönen nach,  
die mit ihrer Krone  
von hinnen abging.  
Daß sie mir zum Troste komme,  
eh daß ich verscheide!  
Die Liebe und das Leid,

<sup>3</sup> Große Heidelberger Liederhandschrift, cpg 848, fol. 78<sup>ra</sup>, Strophenform nach Tervooren (übersetzt 2015).

die wollen mich beide  
hin ins Grab befördern.

Man soll zierlich schreiben  
mitten auf dem Steine  
der mein Grab bedeckt,  
wie lieb sie mir gewesen ist  
und ich ihr unbekannt.  
Wer dann über mich schreitet,  
daß der lese diese Not  
und von ihr gewinne Kunde,  
von der so großen Sünde,  
die sie an einem, der ihr freund war,  
bis hierher begangen hat.

## Wolfram von Eschenbach

### Lieder

(übersetzt 2013)

#### Lied 1 (Hs. G: cgm 19, fol. 75<sup>v</sup>)<sup>1</sup>

Den Morgenblick bei Wächters Sang erblickt'  
die Dame, da sie heimlich  
an ihres ehrenwerten Liebsten Arm lag –  
wovon sie der Freuden viel verlor:  
drum mußten lichte Augen wieder nässen.  
Sie sprach: Oh weh, Tag!  
Wild und zahm, das freut sich dein  
und sieht dich gern, bis auf mich, die eine! Wie soll es mir ergehen?  
Nun kann nicht länger hier bei mir bestehn  
mein Liebster, den jagt von mir dein Schein.

Der Tag mit Kraft allwärts durch die Fenster drang –  
viel Schlösser sie beschlossen;  
das half nicht. Davon ward ihnen Sorge kund.  
Die Liebste den Liebsten fest an sich zwang.  
Ihr Augen, die begossen  
ihr beider Wangen. So sprach zu ihm ihr Mund:  
Zwei Herzen und einen Leib haben wir,  
ganz ungeschieden. Unsre Treue geht Hand in Hand.  
Die große Liebe, die ist mir ein einzig Schlachtfeld,  
wenn du nicht kommst und ich zu dir.

<sup>1</sup> Die Lieder stehen in der Reihenfolge von Karl Lachmann. Vgl. auch: PETER WAPNEWSKI, Die Lyrik Wolframs von Eschenbach. Edition Kommentar Interpretation, München (C. H. Beck) 1972. Vgl. auch: Münchener Wolfram-Handschrift (Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 19) mit der Parallelüberlieferung zum Titurel. Parzival, Titurel, Tagelieder, herausgegeben vom Parzival-Projekt Bern. Digitalfaksimile, CD-ROM mit einem Begleitheft. Konzept und Einführung von MICHAEL STOLZ, Simbach/Inn (Verlag Müller + Schindler) 2008. Zu den beiden Liedern im cgm 19 vgl.: KARL BERTAU, Die Verse der Tagelieder Wolframs in cgm 19, Privatdruck, Juni 2011 (25 Seiten). Die hier berücksichtigten Handschriften cgm 19 (die apostrophartigen Zeichen, meist über punctum, sind wohl eher Atemzeichen als syntaktische Einschnitte), cpg 848 und Stuttgart, Landesbibliothek Cod. HB XIII 1, sind digital über „Handschriftencensus“ erreichbar.

Der traurige Mann nahm alsbald Abschied, und zwar so:  
ihre lichten Häute, die glatten,  
kamen näher, ganz wie der Tag erschien.  
Weinende Augen, süßer Dame Kuß.  
So konnten sie da flechten  
ihr Münder, ihr Brüste, ihr Arme, ihr weißen Beine –  
welch Maler entwürfe das,  
beinander wie sie lagen, das wär dem wohl genug.  
Und doch: ihr beider Liebe viel Sorgen trug.  
Sie pflügen Minne, ohne Spur von Haß.

**Lied 2** (Hs. G: cgm 19, fol. 75<sup>v</sup>)

Sein Klauen  
durch die Wolken sind geschlagen,  
er steigt auf mit großer Kraft;  
ich seh ihn grauen,  
taglich, wie er will tagen,  
den Tag, der ihm die Liebeschaft  
abwenden will, dem werten Mann,  
den ich mit Sorgen ein, zunächten, ließ –  
ich bring ihn von hinnen, wenn ich kann;  
sein so manche Tugend mich das leisten hieß.

Wächter, du singest,  
was mir so manche Freude nimmt  
und mehrt mein Klage:  
Mär du bringest,  
die mir leider so nicht paßt,  
immer morgens gegen Tage;  
die sollst mir bloß für dich behalten,  
das gebiete ich den Treuen dein.  
Das lohn ich dir, wie ich vermag;  
so bleibt er hier, der Liebste mein.

Er muß von hinnen,  
bald und ohne zu säumen sich.  
Nun gib ihm Abschied, süßes Weib.  
Laß ihn minnen

später so verholen dich,  
daß er behalte Ehre und den Leib.  
Er gab sich in meine Treue so,  
daß ich ihn brächt auch wieder von dannen.  
Es ist nun Tag, Nacht war es, da  
mit an-die-Brüste-Drücken dein Kuß mir'n abgewann.

Was dir gefällig,  
Wächter, sing, und laß den hier,  
der Minne brach und Minne empfing.  
Von deinem Schall  
ist er und ich erschrocken, hier,  
wo weit und breit kein Morgenstern aufging  
über ihm, der her um Minne ist kommen,  
noch auch leuchtet des Tages Licht.  
Du hast ihn oft mir weggenommen –  
aus weißen Armen, aus dem Herzen nicht!

Von den Blicken  
die der Tag tat durchs Fensterglas,  
und als der Wächter Warnen sang,  
mußt' sie erschrecken  
um den, der da bei ihr war.  
Ihr Brüstlein an Brust sie zwang,  
der Ritter vergaß nicht Rittersein –  
das eben wollt' ihm wenden Wächters Ton,  
Abschied nah und immer näher,  
mit Kuß und anders gab ihn'n Minne Lohn.

**Lied 3** (Hs. C: cpg 848, fol. 150<sup>ra</sup>)<sup>2</sup>

Eine Frau kann wohl erlauben mir,  
daß ich sie nehm in Treuen wahr.  
Mein Begehren ist – und das Begehren  
ward mir nie verdruckst – das Auge hinzuschwingen.

<sup>2</sup> Zum Vergleich Hs. B (Weingartner Liederhandschrift): Stuttgart, Landesbibliothek Cod. HB XIII 1, fol 178<sup>v</sup>. Schwarzweiß-Abbildung bei Wapnewski (siehe Anm. 1) nach S. 14, hier Tafel III.

Wie bin ich bloß so eulenhaft!  
Mein Herz sieht sie in finstrer Nacht.

Alternative:

Eine Frau kann mir wohl erlauben,  
daß ich sie, in aller Dezenz, bemerke.  
Ich begehre! Gier aber ward mir nie,  
versagt, mein Auge hinzuschwingen.  
Wie bin ich so eulenhaft –  
sie sieht mein Herz in finstrer Nacht.

Sie trägt den hilfreichen Gruß,  
der mich zum Freudereichen macht.  
Derhalb ich immer dienen muß,  
gar leicht erscheint mir noch der Tag,  
an dem ich werd die Freuden sehen –  
an Wundern ist schon größeres geschehen.

Sehn Sie, was ein Storch Saaten schade:  
noch mindern Schaden haben von mir Fraun.  
Ihr Abwehr ich nur ungeru auf mich lade.  
Die nun den Leib voll Schuld  
mir gegenüber trägt – ich laß das sein,  
bin wohlerzogen, stets, und fein.

**Lied 4** (Hs. C: cpg 848, fol. 150<sup>ra</sup>)<sup>3</sup>

Der Hehleminne ihre Klage,  
du sangst sie immer gen dem Tage –  
das Saure nach dem Süßen.  
Wer Minne und weiblich Grüßen  
so empfing,  
daß sie sich mußten scheiden,  
was du da rietest ihnen beiden,  
als aufging

<sup>3</sup> Hs. B: Stuttgart Cod. HB XIII 1 (fol 178<sup>v</sup>). Schwarzweiß-Abbildung bei Wapnewski (sieh Anm. 1) nach S. 14, hier Tafel III.

der Morgenstern, Wächter, schweig,  
davon nicht singe gern!

Wer das jetzt macht oder je gemacht,  
daß er bei liebem Weib gelegen,  
den Guckern unverborgnen,  
der braucht nicht durch den Morgen  
davonzustreben,  
er kann den Tag erwarten,  
man braucht ihn nicht geleiten  
um sein Leben.  
Ein offen süßes Eheweib  
kann solche Minne geben.

**Lied 5** (Hs. C: cpg 848, fol. 150<sup>ra/b</sup>)<sup>4</sup>

Von der Zinne  
    will ich gehn in Tageweise  
    das Singen lassen.  
Die sich minnen  
    im Verborgnen, auch wenn sie preislich  
    ihre Minne schenken –  
so denke doch sehr  
an dessen Mahnung,  
dem Leib, Leben und Ehr  
    anvertraut sind.  
Wer mich drum bäte,  
wahrlich, ich täte  
dem alle guten Räte  
    und jede Hilfe geben.  
Ritter, wach auf und hüte dich!

Nicht in Verruf bringen  
    will ich aller Wächter Treue  
    für einen ehrenwerten Mann.

<sup>4</sup> Hs. B: Stuttgart Cod. HB XIII 1 (fol 178f.). Schwarzweiß-Abbildung bei Wapnewski (sieh Anm. 1) nach S. 14, hier Tafel III. Übersetzung nach Hs. B.

Du sollst nicht denken  
    an Abschiedstrauer –  
    er kommt ja wieder.  
Es wär zu viel verlangt,  
wenn einer Minne macht,  
daß auf dem läge  
    die Last des Weckens:  
Der Sommer bringt,  
daß mein Mund singt:  
Durch Wolken dringt  
    ein Tagesanbruchsschimmer.  
Hüte dich, wach auf, erwünschter Fremder.

Er muß halt auf und fort,  
    der sie ungerne klagen hörte.  
    Da sprach sein Mund:  
Allen Männern  
    hat Trauern nie so sehr zerstört  
    ihren Freudenfund.  
Obwohl's bald tagte:  
Der Unverzagte  
an ihr erjagte,  
    daß Sorge vor ihm floh.  
Unfremdes Rücken,  
gar heimliches Schmiegen,  
ihre Brüstlein drücken  
    und mehr dann noch  
gab Abschied, sein Preis war hoch.

**Lied 6** (Hs. C: cpg 848, fol. 150<sup>b</sup>)

Aufspringen, Blumen – Laub, Hervordringen,  
    und die Luft des Maien gibt als Zins der Vögel alten Ton.  
Irgendwann kann ich Neues singen,  
    wenn der Reif liegt, Gute, noch alles ohne deinen Lohn.  
    Die Waldsinger und ihr Sang,  
    nach halbem Sommerteil in niemands Ohr ein Klang.

Blitzender Blüten Gleißer,  
wenn an Tautropfen hängend, läutern, wo sie sind,  
die Vögel, die lauten und die besten.  
All des Maien Zeit wiegen sie mit Sang ihr Kind.  
Da schlief nicht die Nachtigal.  
Nun wache ich wieder und singe auf dem Berg und in dem Tal.

Mein Sang will Gnade suchen  
bei dir, wohlthunde Frau. Nun hilf, denn Hilfe ist worden not!  
Mein Lohn soll dem Dienste entsprechen,  
dies bitt ich immer, jenen biet ich bis an meinen Tod.  
Laß mich von dir nehmen den Trost,  
daß ich aus meinen langen Klagen werde erlöst.

Frau, gut, kann mein Dienst noch finden,  
wenn dein Hilfsgebot mir Freuden wollt gewähren,  
daß mein Trauern müßt verschwinden  
und endlich Lieb an dir erjagen mein langes Begehren?  
Dein Gutverhalten mich zwang,  
daß ich dir gut singe, wohlerprobt, oder, willst du, lang.

Verehrte Frau, dein süße Güte  
und dein minniglicher Zorn hat mir viel Freude verwehrt.  
Kannst du trösten mein Gemüte?  
Schon ein helfend Wort von dir ist mir sanfte Rettung.  
Mache wendig mir mein Klagen,  
so daß ich werde großgemut zu meinen Tagen.

**Lied 7** (Hs. C: cpg 848, fol. 150<sup>r-v</sup>)

„Es ist nun Tag, ja, das vermag ich, wie wahr!, zu sagen –  
hier will ich nicht mehr sein.“  
„Die finstre Nacht hat uns gebracht, zu Leid mir!, jetzt  
den Morgenschein.  
Soll er von mir scheiden nun?,  
mein Liebster, diese Sorg ist mir zu früh.  
Ich weiß gar wohl, so ists auch ihm,  
den ich in meinen Augen gerne bürge,  
vermöcht ich so, ihn zu behalten.

Mein Kummer will sich breiten –  
oh weh! wie kommt er fort?  
Der Höchste Friede mög ihn noch an meinen Arm geleiten.“

Die Gute, Weib, ihrs Liebsten Leib gar fest umfing.  
Der war da eingeschlafen.  
Als das geschah, daß er ersah den grauen Tag,  
da mußst er sein unfroh.  
An seine Brust er drückte sie  
und sprach: „Ach ja, das ward mir nie,  
so traurig Scheiden, und so schnell,  
und die Nacht, die ist von hinnen allzu bald.  
Wer hat sie so kurz gemessen?  
Der Tag will nicht zu tagen lassen.  
Hat Minne teil am Glück,  
die helfe mir, daß ich dich noch mit Freuden möge fassen!“

Bei beiden Lüste, daß er küßte sie genug.  
Gefluchet ward dem Tage.  
Abschied er nahm, wie gut das kam, das merket jetzt:  
da war Lust bei Klage –  
sie hatten beide sich entschlossen:  
es ward so nahe nie gelegen,  
drum kriegt die Minne bis heut den Preis.  
Und wenn der Sonnen drei mit Blick und Blitzen wären,  
sie könnten zwischen sie nicht leuchten.  
Er sprach: „Nun will ich reiten.  
Dein weiblich Güte nehm sich meiner an  
und sei mein Schild heut hin und her und noch zu allen Zeiten.“

Ihr Augen naß und immer nässer. Auch zwang ihn Klage,  
er mußte von ihr.  
Sie sprach zu ihm: „Abschied ich nimm von den Freuden mein –  
die will gar von mir.  
Seit ich entbehren muß  
deinen Mund, der manchen Gruß  
mir bot wie auch dein Kuß,  
wie ihn dein auserwähltes Gutsein lehrte,  
und dein Geselle, deine Treue.“  
Sie sprach: „Wem willst du mich lassen?“

Nun komm gleich wieder auf rechten Trost!  
Ohweh! drum kann ich angestrengte Sorg nicht unterlassen.“

**Lied 8** (Hs. C: cpg 848, fol. 150<sup>v</sup>)

Gut Weib, ich bitte dich um Minne,  
teils deshalb,  
weil ich dir nicht gebieten kann.  
Gib mir, du, was ich wünsche,  
damit ich doch  
an dir erlebe noch den Liebetag!  
Schnell vor mir her, scheuer als ein Rehwild,  
kann mir deine Hilf entkommen!  
Willst du an Treue denken,  
glücklichselig Weib,  
so gibst du mir ein liebes End.

Du trägst so festes Herze  
nach meinem Verlust –  
wie soll solche Gewohnheit an dir vergehn!  
Einem Mauserfalken, einem Terzen,  
dem kann die Brust  
nicht besser als dir die deine stehn.  
Dein Mund ist zum Kuß gestaltet,  
dein lachliches Grüßen  
kann mir wohl versüßen  
saure Not:  
so sehr hat deine Minne über mich Gewalt!

Möchte ich das Glück erreichen,  
das so hoch  
über meiner Freude steht als Ziel!  
Gott muß ihr Herze erweichen,  
da es noch  
diese meine Schwere sich nicht nahekommen läßt.  
Man sieht mich allzu selten froh –  
Von einem Flintstein aus Donnerstrahlen  
könnt ich allemal  
erbettelt haben,  
daß ihm ein Teil seiner Härte entwiche.

Ihre Wänglein, wohlgestellt,  
haben eine Farbe  
als wie eine tauige Rose rot.  
Die Schöne mir gar wohl gefällt,  
sie ist ohne Falsch.  
Ihre Augen bringen mich in Not,  
sie dringen in meins Herzens Grund.  
So entzündet mich ihr Minne,  
daß ich von ihrer Lieb entbrenne;  
an Ort und Stelle  
bin ich von der Süßen wund!

Ihr Schönheit Freude macht,  
leuchtend rot  
ist ihr Mund, als wie ein Rubin.  
Wem sie aus dem Herzen lacht,  
des Sorg ist tot.  
Sie ist mein spielender Augen Schein.  
Ihr Fremdsein schwächt das Herze mein.  
Ich sterb, wenn mir nicht wird ihr Minn!  
Venus, die Göttin,  
lebt' sie noch,  
sie müßte neben ihr die Bleiche sein.

## Walther von der Vogelweide

### Lied 16<sup>1</sup>

I

Unter der Linde  
an der wilden Wiese,  
wo unser beider Bett gewesen,  
da könnt ihr finden  
schön die beiden  
entblümt, zerknickt: die Blumen und das Gras –  
vor dem Wald in einem Tal,  
tandaradei,  
so schön sang die Nachtigal!

II

Ich kam gegangen  
zu der Aue,  
mein Liebster war schon angekommen,  
da ward ich empfangen!  
Herrgott! Heilige Jungfrau! „Madame!“ rauf und runter,  
das macht mich selig bis in Ewigkeit.  
Er küßte mich wohl tausendmal,  
tandaradei,  
seht, wie rot mir ist der Mund!

III

Und dann hat er gemacht,  
so reich und riesig!  
und aus Blumen! ein Lagerbett –  
darüber wird noch jetzt gelacht  
ganz innen drin,  
kommt jemand auf den selben Pfad –  
an den Rosen kann er wohl,

<sup>1</sup> WALTHER VON DER VOGELWEIDE. Leich, Lieder, Sangsprüche, 14., völlig neubearbeitete Auflage der Ausgabe KARL LACHMANNs mit Beiträgen von THOMAS BEIN und HORST BRUNNER, herausgegeben von CHRISTOPH CORMEAU, Berlin/New York (Walter de Gruyter) 1996. Große Heidelberger Liederhandschrift (Manessesche Handschrift), cpg 848 (Hs. C), fol. 130<sup>va</sup> (übersetzt 2004).

tandaradei,  
bemerken, wo das Haupt mir lag.

IV  
Daß er bei mir gelegen hätt,  
wüßt es jemand,  
Gott behüte! so schämt ich mich.  
Was er mit mir angestellt,  
nie soll jemand  
das erfinden – außer: er und ich –  
und ein kleines Vögelchen,  
tandaradei,  
und dem ist wohl zu trauen!

### Lied 51<sup>2</sup>

I  
›Nement, frouwe, disen kranz‹,  
alsô sprach ich zeiner wol getânen maget,  
›sô zieret ir den tanz  
mit den schoenen bluomen, als irs ûfe traget.  
het ich vil edele gesteine,  
daz müez ûf iuwer houbet,  
ob ir mirs geloubet<sup>3</sup>.  
sênt mîne triuwe, daz ich ez meine.

II  
Frouwe, ir sît sô wolgetân,  
daz ich *iu*<sup>4</sup> mîn schappel gerne geben wil,  
daz aller beste, daz ich hân.  
wîzer unde rôter bluomen weiz ich vil:  
die stênt sô verre in jener heide,  
dâ si schône entsprungen

<sup>2</sup> Kleine Heidelberger Liederhandschrift (Hs. A), cpg 357, fol. 13<sup>r</sup>, Strophen 134–138 des Walther-Korpus (Transcription von mir geprüft/Edition von FLORIAN KRAGL). Übersetzt 2015.

<sup>3</sup> gehöbet.

<sup>4</sup> vch

und die kleinen vogele sungen;  
dâ suln wir si brechen beide.<

### III

Si nam, daz ich ir bôt,  
einem kinde vil gelîch<sup>5</sup>, daz êre hât.  
ir wangen wurden rôt,  
same diu rôse, dâ si bî der liljen stât.  
des erschampten sich liechtiu ougen.  
doch neic si mir vil schône.  
daz wart mir ze lône;  
wirt mirs iht mêre, daz trage ich tougen.

### IV

Mir ist von ir geschehen,  
daz ich disen sumer allen meiden<sup>6</sup> muoz  
vaste under diu ougen sehen.  
lîhte wirt mir eine, sô ist mir sorgen buoz.  
waz obe si gêt in disem tanze?  
frouwe, dur iuwer güete,  
rûcket ûf die hûete!  
owê, gesaehe ich ez under kranze!

### V

Mich dûhte, daz mir nie<sup>7</sup>  
lieber wurde, danne mir ze muote was.  
die bluomen vielen ie  
von den boumen bî uns nider an daz gras.  
seht, dô muoste ich von fröuden lachen,  
dô ich sô wunneclîche  
was in troume rîche.  
dô taget ez und muoze ich wachen.

„Nehmen Sie, Madame, diesen Kranz“,  
grad so sprach ich zu einem gut gebauten Mädchen,

<sup>5</sup> gelic

<sup>6</sup> miden [ist hier versehentlich das Vermeiden des Sehens gemeint?]

<sup>7</sup> ie

„so zieren Sie den Tanz  
mit diesen schönen Blüten wie Sie sie auf (dem Haare) tragen.  
Hätt ich viel edles Gestein,  
das muß auf Ihr Haupt –  
wenn Sie mirs glauben!  
Sehn Sie meine Treu und daß ichs meine!

Sie sind so gut gebaut,  
daß ich Ihnen meine petite couronne gerne geben will,  
die allerbeste, die ich habe.  
An weißen und an roten Blüten weiß ich viele,  
die stehn so fern in jener Heide,  
wo sie schön aufsprangen  
und die kleinen Vögel sangen,  
da sollen wir sie brechen beide.“

Sie nahm, was ich ihr bot,  
ganz wie ein Kind von Ehre.  
Ihre Wangen wurden rot  
wie die Rose, wo sie bei den Lilien steht.  
Darüber fingen ihre leuchtenden Augen an, sich zu schämen.  
Doch verneigte sie sich sehr schön vor mir –  
das ward mir mein Lohn.  
Wird mir noch irgend mehr davon, das trag ich heimlich bei mir.

Mit mir ist durch sie etwas geschehen,  
daß ich in diesem Sommer allen Mädchen muß  
fest unter die Lider schauen –  
leichtlich wird mir die eine, so bin ich meiner Sorgen ledig.  
Was, wenn sie in diesem Tanze geht?  
„Mesdames, mit Ihrer Güte,  
rücken Sie die Hüte höher!“  
Oh weh! sah ich sie schon unter einem Kranz!

Mich dünkte, daß mir nie  
angenehmer zumut als hier gewesen.  
Die Blüten fielen ständig  
vom Baum zu uns herunter auf das Gras.  
Sehn Sie, dann mußte ich vor Freuden lachen,  
als ich so voll Wonne

im Traume reich war.  
Und dann tagt es – und ich muß aufwachen!

### Lied 30<sup>8</sup>

I

Sie wundergut gemachte Frau –  
daß mir noch werde ihr Habedank!  
Ich setze ihren minniglichen Leib  
ganz hoch in meinen werten Sang.  
Gern ich ihnen allen dienen soll,  
doch habe ich mir diese auserkorn;  
ein anderer weiß um die Seinen wohl –  
er lobe sie ohn meinen Zorn,  
er habe Weise und auch Wort  
mit mir gemeinsam: lobe ich hier, so lobe er dort.

II

Ihr Haupt, das ist so wonnenreich,  
als wenns mein Himmel wolle sein;  
wem sollte es wohl sonst sein gleich,  
es hat doch himmelischen Schein!  
Da leuchten zwei Sterne herab,  
da könnt ich mich noch selber drin besehen –  
ach, hielte sie mirs doch so nah –  
so könnt ein Wunder wohl geschehen:  
ich verjünge! wenn sie das tut,  
und mit den Sehnsuchtssüchten geht's mir Begehrenskrankem gut.

III

Gott hatte für ihre Wangen hohen Fleiß,  
er strich so teure Farbe daran,  
so rein das Rot, so rein das Weiß,  
hier rosen- und dort lilienfarben.  
Falls ichs vor Sünden mich traute zu sagen,  
so sähe ich sie ewig lieber an  
als Himmel oder Himmelwagen.

<sup>8</sup> (Text Tervooren, nach A mit C).

Oweh, was lob ich unerfahrner Mann?  
Mach ich sie mir allzu hehr?  
Gar leicht wird meines Mundes Lob meines Herzens Schmerz.

IV

Sie hat ein Küssen, das ist rot,  
gewänn ich das für meinen Mund,  
so stünd ich auf aus dieser Not  
und wär für alle Zeit gesund.  
Wo sie das an ihr Wänglein legt,  
da wär ich gerne nahebei.  
Es duftet, wenn mans irgend regt,  
als ob das alles Balsam sei.  
Das soll sie leihen mir,  
und immer wenn sies wieder will, so geb ich es ihr.

V

Ihre Kehle, ihre Hände, jeder Fuß,  
das ist nach Wunsche wohlgebaut.  
Wenn ich dort dazwischen loben muß,  
so hoff ich, hab ich mehr beschaut.  
Ich hätte ungern „deck zu das Bloße!“  
gerufen, als ich sie nackend sah.  
Sie sah mich nicht vor ihrem Geschosse –  
das immer noch sticht wie es da stach.  
Ich lobe die reine Statt,  
da die höchst Minnigliche aus einem Bade trat.

**Lied 73 und Lied 55<sup>9</sup>**

Mir hât her Gêrhart Atze ein pfert  
erschozzen zIsenache  
daz klage ich dem den er bestât

Mir hat Herr Gerhart Atze ein Pferd  
erschossen! Zu Eisenach.  
Dafür erhebe ich Klage vor dem, dem er  
angehört

<sup>9</sup> Zuerst (übersetzt 2006/7) in: DIETMAR PESCHEL, Zwei Töne mit Eselsbrücke. Zu Walthers Atze-Strophen, in: Mythos – Sage – Erzählung. Gedenkschrift für Alfred Ebenbauer, herausgegeben von JOHANNES KELLER und FLORIAN KRAGL, Göttingen (V&R unipress) 2009, S. 391–401.

der ist unser beider voget

ez was wol drîer marke wert  
nû hœrent frœmde sache

sît daz ez an ein gelten gât  
wâ mit er mich nû zoget

Er seit von grozer swære  
wie mîn pfert mære  
dem rosse sippe wære  
daz im den vinger abe

gebizzen hât ze schanden  
ich swer mit beiden handen  
daz sî sich niht erkanden  
ist ieman, der mir stabe

Rît ze hove Dietrich  
hêrre in mac waz irret dich  
in han niht rosses daz ich dar gerîte

ich lîhe dir einz und wilt du daz  
hêrre gerîte al deste baz  
nu stant alsô noch ein wîle bîte

weder ritest gerner eine guldin katzen  
alder einen wunderlîchen Gêrhart Atzen  
semir got und æze ez hœi  
ez wær ein frômdez pfert

im gênt diu ougen umbe als einem affen  
er ist als ein guggaldei geschaffen  
den selben Atzen gebent mir her  
sô bin ich wol gewert

(und den er damit attackiert),  
weil, der ist unser beider Vogt und Richter.

Es war gut und gern drei Mark wert!  
Nun hören Sie, wie der Fall befremdlich  
wird,  
seit es um den Regreß geht,  
und womit er mich jetzt hin- und überzieht:

Er redet von besonders großer Schwere  
und wie mein Pferd bekanntlich  
mit dem Roß versippt wäre,  
das ihm den Finger ab-

gebissen hat und zuschanden!  
Ich schwör mit beiden Händen,  
daß sie sich nicht einmal kannten!  
Gibts einen Anwalt, der mir formulieren  
hilft?!

„Reit zum Hof, Dietrich!“  
„Herr, das geht nicht!“ „Was hindert dich?“  
„Ich habe kein Roß, auf daß ich dorthin  
reite!“  
„Ich leihe dir eins, falls du das willst.“  
„Herr, dann reit ich allerdings umso besser!“  
„Bleib eben stehn, noch einen Moment,  
warte –

ob du wohl lieber rittest: eine Goldne Katze  
oder einen Wunderesel Gerhart Atze?“  
„Duliebergott! Und wenn es Heu äße,  
es wær ein befremdliches Pferd!

Ihm gehn die Augen wie einem Affen um,  
die Kreatur sieht aus wie ein Guggaldei -  
geben Sie mir diesen Atzeesel her,  
dann bin ich gut bedient!“

nu krümbe dîn bein  
rît selbe her hein  
sît du Atzen hâst gegert

„Nun mach die Beine krumm  
und reit dich selber her. Und heim!  
Warum hast du den Atze gewollt!“

### Lied 64<sup>10</sup>

#### I

Als der Sommer kommen war  
und die Blumen durch das Gras  
wonniglich entsprangen,  
überall die Vögel sangen,  
da kam ich gegangen  
an einen Anger, langen,  
wo ein lautrer Quell entsprang;  
vor dem Walde war sein Gang,  
wo die Nachtigale sang.

#### II

Bei der Quelle stand ein Baum.  
Und da sah ich einen Traum:  
Ich war vor der Sonnen  
entwichen zu dem Bronnen,  
an der berühmten Linden  
Schattenkühle finden.  
Bei der Quelle ich da saß,  
meiner Schwere ganz vergaß –  
plötzlich schlief ich ein um das.

#### III

Dann bedünkte mich zurhand  
wie mir dienten alle Land,  
wie mein Seele wäre  
im Himmel ohne Schwere  
und wie der Leib sich sollte  
gebärden wie er wollte.  
Da war mir auch nicht allzu weh –

<sup>10</sup> Übersetzt 2013.

das walte Gott, wie es ergeh,  
schönrer Traum ward nimmermehr.

#### IV

Gerne schliefe ich immer da,  
bloß daß ein unselge Krah  
da begann zu schreien.  
Daß alle Krähen so gedeihen,  
wie ich es ihnen gönne!  
Sie nahm mir große Wönne,  
von ihm Schreien ich erschrak –  
grad daß da kein Stein rumlag,  
sie hätt gehabt ihr'n Sühnetag!

#### V

Nur ein wunderaltes Weib,  
die tröstete mir meinen Leib.  
Die verband ich mir mit Eid  
und so gab sie mir Bescheid,  
was der Traum bedeute.  
Das höret, liebe Leute:  
Zwei und einer, das sind drei,  
und sie sagt' mir noch dabei,  
daß mein Daum'n ein Finger sei.

### Lied 2<sup>11</sup>

Ich saß auf einem Steine,  
da deckt ich Bein mit Beine,  
darauf setzt ich den Ellenbogen.  
Ich hatte in die Hand geschmiegt  
das Kinn und die eine Wange.  
da dachte ich so ganz bei mir,  
wie man zur Welt denn sollte leben.  
Keinen Rat konnt ich mir geben,  
wie man drei Ding erwürbe,  
deren keines nicht verdürbe.

<sup>11</sup> Hs. C, cpg 848, fol 125<sup>ra</sup>. Übersetzt Sommersemester 2015.

Zwei davon sind Ehr und fahrndes Gut,  
von denen eins dem andern Schaden tut.  
Als drittes ist Gottes Huld dabei  
und übergoldet jene zwei.  
Die wollt ich gern in einen Schrein –  
tja, leider kann es nur nicht sein,  
daß Gut und weltlich Ehre  
und dennoch Gottes Huld  
in einen Schrein zusammenkommen –  
Stege und Wege sind ihnen genommen,  
Untreue liegt im Hinterhalt,  
Gewalt ist auf der Straße,  
Friede und Recht sind beide wund,  
die drei haben niemals freies Geleit,  
werden nicht erst die zweie gesund.

## Lied 2<sup>12</sup>

Ich saß auf einem Steine  
und deckte Bein mit Beine,  
darauf setzt ich den Ellenbogen.  
Ich hatte in die Hand geschmiegt  
das Kinn und die eine Wange.  
Da dachte ich so ganz bei mir,  
weshalb zur Welt man sollte leben.  
Keinen Rat konnte ich da geben,  
wie man drei Ding erwürbe,  
deren keines nicht verdürbe.  
Zwei davon sind Ehr und fahrndes Gut,  
das oft dem andern Schaden tut.  
Als drittes ist Gottes Huld dabei  
und übergoldet jene zwei.  
Die wollt ich gern in einen Schrein –  
tja, leider kann es nur nicht sein,  
daß Gut und weltig Ehre  
und dennoch Gottes Huld  
zusammen in ein Herze kommen –

<sup>12</sup> Hs. A, cpg 357, fol 7<sup>v</sup>. Übersetzt Sommersemester 2015.

Steg und Wege sind ihnen benommen,  
Untreue liegt im Hinterhalt,  
Gewalt geht auf der Straße,  
Friede und Recht sind sehr, sehr wund,  
die drei haben niemals freies Geleit,  
werden nicht erst die zweie gesund.

**Nithart, genannt von Riuwental**  
(übersetzt Sommersemester 2014)

c [Neidh] 715 fol. 215<sup>v</sup>f. = SNE I: R 20; HW 86,31; WL 30; MS III,253, Beyschlag 56, I<sup>1</sup>

**Der Welt Abschied**

**Abschied**

Alles, das den Sommer her in Freuden war,  
das beginnt zu trauern vor der winterlangen schweren Zeit.  
Vom Singen schweigen die Vögel überall,  
gar verdorben sind die Blumen und das grüne Gras.  
Schaut, was an kaltem Reif wieder oben auf dem Walde liegt,  
es ist wahr, mit Gründen ist die grüne Wiese und die Heide fahl.  
Dabei hab ich einzig eine Klage,  
die mir Freude wendet,  
und ist vor meinem letzten Tag,  
mein ich, unvollendet.

c [Neidh] 716 fol. 216<sup>r</sup> = SNE I: R 20; HW 87,3; WL 30; MS III,253, Beyschlag 56, II

Leichtlich nimmt euch wunder, was die Klage sei,  
die ich, daß sichs bessert, meinen guten Freunden hab gesagt.  
Ich will euch bescheid tun, daß ihr sprecht: es ist wahr,  
leider ist selten jemand von Sünden frei,  
und so ists je länger desto schlimmer in der Christenheit.  
Davon schwinden meine Tage und verkürzen sich meine Jahr.  
Sollt ich dabei Freude haben,  
die nicht von Herzen ging,

<sup>1</sup> Die Handschrift c (Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, mgf 779) ist im Internet über „Handschriftencensus“ erreichbar. Vgl. Salzburger Neidhart-Edition (SNE), herausgegeben von ULRICH MÜLLER, INGRID BENNEWITZ, FRANZ VIKTOR SPECHTLER, drei Bände, Band 1: Neidhart-Lieder der Pergament-Handschriften mit ihrer Parallelüberlieferung, Berlin / New York (Walter de Gruyter) 2007. Zu den dort verwendeten Abkürzungen vgl. Bd. 1, S. IXff. (R: Riedegger Handschrift, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, mgf 1062); HW: Ausgabe Haupt / Wießner mit Seiten- und Zeilenzahl; WL: Ausgabe Altdeutsche Textbibliothek (ATB), Winterlied + Nr.; MS: Ausgabe Friedrich Heinrich von der Hagen, Minnesinger, Bd. + Seitenzahl; Ausgabe Beyschlag, Liednummer + Strophe.

und Dienste bleibenlassen,  
die mir besser täten?

c [Neidh] 717 fol. 216<sup>r</sup> = SNE I: R 20; HW 87,13; WL 30; MS III,253, Beyschlag 56, III

Wenn ich Sündereicher sollt im Reuen baden,  
so will sie, meine Dame, daß ich ihren Kindern singe neuen Gesang.  
Eigentlich will ich mich vor ihrer Gewalt mit Rückzug wehren –  
sie braucht mich nicht mehr zu sich einzuladen;  
daß sie mich ignoriert, damit steht und fällt mein Dank.  
Ich bin des Willens, daß ich meine Seele will erretten,  
wovon ich mich weit entfernt hab  
mit üppigem Gesang.  
Der Engel mög ihr beistehn  
und hüte sie vor Zwang.

c [Neidh] 718 fol. 216<sup>r</sup> = SNE I: R 20; HW 87,23; WL 30; MS III,253, Beyschlag 56, V<sup>2</sup>

Ihr ehrenlose Dame, weh, was wollt ihr mein?  
Laßt euch tausend Junge dienen hinfort an meiner statt!  
Ich will einem Herrn dienen, dem ich zu eigen bin.  
Ich will nicht mehr euer Singer sein,  
weh, daß ich euch zu Dienst je so manchen frohen Tritt je trat!  
Das ist meiner Seele und meines Heiles Ungewinn,  
daß ich euch da nicht entfloh,  
das ist mein meiste Schwere –  
und ich mich nicht zu einem Herren zog,  
dessen Lohn mir besser wär!

c [Neidh] 719 fol. 216<sup>v</sup> = SNE I: R 20; HW 87,33; WL 30; MS III,253, Beyschlag 56, IV

Meine Dame, die ist älter denn tausend Jahr,  
und ist noch einfältiger als mit sieben Jahren ein Kind ist.  
Von so schwacher Art ward mir keine Dame bekannt.  
Sie hat mich verleitet bis ans Ende gar

<sup>2</sup> Riedegger Hs., Berlin cgf 1062, fol. 52<sup>vb</sup>.

und hat noch Hoffnung, daß ich ein immerwährender Diener sei.  
So sagt mir ein Bote, den sie zu mir hatt gesandt  
und bot mir unverholen  
ihren Dienst und auch ihre Minne.  
Da sagte ich ihr gänzlich ab.  
Falsche Betrügerin, sie!

c [Neidh] 720 fol. 216<sup>v</sup> = SNE I: R 20; HW 88,3; WL 30; MS III,253, Beyschlag 56, VI

Da die Weisen alle heißen Gottes Kraft –  
wär ich weise, so käm ich mit ihnen an der Kinder Schar  
zu der Versammlung hin, für mich ists leider weit –  
und die Lehensholden dieser Welt alle Toren sind:  
Gott vom Himmelsreich, gib mir dein Geleit der Kraft  
über allen Kräften stärk mir nun den Sinn,  
daß ich meiner Seele Heil  
um dich verdienen möge  
und werden allzeit Wonneteil  
um deiner Süße willen!

Übersetzung nach der Edition (SNE, ATB) mit allen Eingriffen<sup>3</sup>:

Da die Weisen alle heißen Gottes Kind –  
wär ich weise, so käm ich mit ihnen an der Kinder Schar  
zu der Versammlung hin, für mich ists leider weit –  
und die Lehensholden dieser Welt alle Toren sind:  
Gott vom Himmelsreich, gib mir dein Geleite dar,  
du Kraft über allen Kräften, stärk mir nun den Sinn,  
daß ich meiner Seele Heil  
um dich verdienen möge  
und werden allzeit Wonneteil  
um deiner Süße willen!

<sup>3</sup> Zu den Eingriffen gegenüber der Hs. c vgl. SNE III, S. 77.

c [Neidh] 722 fol. 216<sup>v</sup> = SNE I: R 20; HW 88,23; WL 30; MS III,253, Beyschlag 56, VIII

Mit rechtem Namen ist der geheißnen Lunnenzahn (Nagel-?),  
und der ander, sein Gesell, heißt Hohlerschwamm.  
Ja, ich denk, daß niemand lebt, der hätt so frohen Mut.  
Des einen Haar ist lockenfarben, des andern braun.  
Hat aber jemand den gesehn, der Friederun ihrn Spiegel nahm?  
Und die zu Wien irgendwo kauften Platten gut?  
Ihr beider Brüst' sind wohlbeschlagen  
mit eisern Knöpfelein,  
zwei Zeilen rund um ihren Kragen,  
daß es in die Ferne scheine.

Vergleiche Riedegger Hs., Berlin cgf 1062, fol. 52<sup>vbf</sup>.

Mit rechtem Namen ist er geheißnen Leimenzaun.  
Er und einer seiner Gesellen, der ist getauft Hohlerschwamm,  
er ist hier nirgends, der je gesehen hätte ihresgleichen.  
Des einen Haar ist lockenblond, des andern braun.  
Er ist noch blöder als der unser Friederaun den Spiegel nahm,  
oder jene, die zu Wien weiland kauften Panzerplatten.  
Ihrer beider Einfassungen sind beschlagen,  
sehr gut mit Knöpfelchen,  
zwei Zeilen um den Kragen,  
daß sie in alle Ferne scheinen.

c [Neidh] 727 fol. 217<sup>v</sup> = SNE I: R 40; HW 95,6; WL 34; MS III,254<sup>4</sup>

### **Der härene Fingerring**

**Ei, wie es saust und braust und knirscht und kracht!**

Des Sommers und des Winters, der beider Feindschaft  
kann zur Zeit niemand aushalten.  
Der Winter ist heuer schon wieder mit seinen Freunden gekommen,  
er ist hier mit einer Kraft, aus allen Fugen,  
und hat dem Wald kein Laub gelassen

<sup>4</sup> Es sind nur die Strophen I–III übersetzt.

und der Heide Glanz und Schein wohlig lichter Blüten fortgenommen.  
Seine Unsanftheit  
ist uns zum Abschied bereit –  
aber er sagt uns heuer, er habe uns allen den Krieg erklärt.

c [Neidh] 728 fol. 217<sup>v</sup>f. = SNE I: R 40; HW 95,6; WL 34; MS III,254

Grad so hab ich meiner Dame den Krieg erklärt,  
sie braucht mich nicht mehr ihren Dienstmann nennen.  
Freiwillig dien ich ihr keinen Tag mehr,  
seit sie gute Freunde in Feindes Stricke jagt.  
So werde ich mir eine ehrenwerte Dame ausgucken,  
die mich wohl zu Minnehuld zu bringen vermag –  
die ging mir an ihr verloren,  
desto weniger vertrau ich ihr.  
Sie soll wissen, daß ich sie als meine Freude wohl entbehre.

c [Neidh] 729 fol. 218<sup>r</sup> = SNE I: R 40; HW 95,6; WL 34; MS III,254

Ist denn das kein Makel an der Dame mein?  
Wer ihr dient, dem wird magrer Lohn beschert.  
Sie verleitet manchen, daß er in der Falle liegt –  
er muß leider ohne guten Lohn sein,  
wer in ihrem Dienst bis an sein Ende geht  
und sich nicht aus ihrer Huld entwirrt beizeiten,  
daß er gegen Mittag  
seinen Pfennig hier erjage,  
den er zur Vesperzeit verdienstermaßen bei sich trage.

## Burkart von Hohenvels

(übersetzt 1994/95)<sup>1</sup>

### Lied X

1

Sî gelîchet sich der sunnen,  
diu den sternen nimt ir schîn,  
die dâ vor sô liehte brunnen.  
alsus nimt diu frouwe mîn  
allen wîben gar ir glast,  
sints ouch deste unschoener niht.  
êre ist ir, sist niht ir gast.  
alle tugent sî gar zündet  
daz der werlte fröide kündet.  
dâ von man ir prîses giht.

Sie gleicht sich der Sonne,  
die den Sternen ihren Schein nimmt,  
die zuvor so leuchtend brannten.  
Gerade so nimmt meine Dame  
allen Frauen gänzlich ihren Glanz,  
auch wenn sie keineswegs unschöner sind.  
Ehre ist ihr und ist ihr keine Fremde.  
Alle Tugend entzündet sie so ganz,  
daß der Welt Freude kund wird.  
Deshalb sagt man ihr Lobpreis.

2

Dô mîn wilder muot vil tougen  
streich nâch fröide in elliu lant,  
dô lûhten ir liechten ougen:  
er fuor dar; dâ von sîn bant  
mit ir stæten wîbes zuht.  
ich viel mit im in den stric.  
wir hân von ir keine fluht,  
wir hân aber den gedingen,  
daz ir spilnden ougen swingen  
unde uns werfen einen blic.

Als mein wilder Mut ganz heimlich  
um Freude strich in alle Lande,  
da leuchteten ihre lichten Augen:  
er fuhr dahin; daher band sie ihn  
mit ihrer steten Frauen-Zucht.  
Ich fiel mit ihm in den Strick.  
Wir haben keine Flucht von ihr.  
Wir haben aber diese Hoffnung:  
daß ihre spielenden Augen schwingen  
und uns ein Blitzen zuwerfen.

3

Dô mîn muot sît wolde fliegen  
alse ein valke in vröiden gir,  
sô moht er si niht betriegen:  
er muos aber wider zir,  
von der er verstolne fluoc:  
er vorhte, si næme es war,  
obe er sî mit wandel trouc

Als mein Mut seither fliegen wollte,  
wie ein Falke in Freuden-Gier,  
da vermochte er sie nicht zu betrügen –  
er mußte wiederum zurück zu ihr,  
von der er verstohlen geflogen war.  
Er fürchtete, sie nähme es wahr,  
wenn er sie auf Abwegen betrog

<sup>1</sup> Text nach: Deutsche Liederdichter des 13. Jahrhunderts, herausgegeben von CARL VON KRAUS, Band I Text, Tübingen (Niemeyer 1952), Burkart von Hohenvels, S. 33–51.

unde er anders wolde denken.  
dô dûht in, si solde wenken:  
alsô swanc er wider dar.

und er nach anderswohin denken wollte.  
Da dünkte ihn, sie werde [sollte] sich abwenden.  
Grad so schwang er sich dorthin zurück.

## Lied II

1

Nâch des aren site ir êre  
hôhe sweimet unde ir muot.  
schande wenket von ir sêre,  
sam vor valken lerche tuot.  
swer ir gruoz nimt, derst vor  
schanden  
banden frî, sist sælden wer.

Nach Gewohnheit des Adlers schwebt ihr Ansehn  
hoch, und ihr Gemüt;  
Schande weicht vor ihr mit Schmerzen,  
wie's die Lerche vor dem Falken tut.  
Wer da ihren Gruß nimmt, der ist von  
Schanden-  
Banden frei, sie ist ein Bollwerk des Glücks.

2

Der wilde visch in dem bêre  
nie genam sô mangan wanc  
als mîn herze in jâmers lêre  
nâch ir; dest mîn fröide kranc.  
wan mîn frîheit sich für eigen  
neigen der vil lieben kan.

Der ungezähmte Fisch im Netz  
hat nie so viele Winkelzüge unternommen  
wie mein Herz – der Jammer lehrt's mich –  
um sie; davon ist meine Freude schwach.  
Denn meine Freiheit weiß sich als Eigentum  
zu neigen vor der viel Liebreizenden.

3

Swie der affe sî gar wilde,  
doch sô vâhet in sîn schîn,  
so'r im spiegel siht sîn bilde.  
sus nimt mit diu frouwe mîn  
sin lîp herze muot und ougen  
tougen dest mîn ungewin.

Wie gar ungezähmt der Affe sein mag,  
so fängt ihn doch sein Widerschein,  
wenn er im Spiegel sieht sein Bild.  
So auch nimmt mir meine Dame  
Sinn, Leib, Herz, Gemüt und Augen,  
heimlich – das ist mein Ungewinn.

4

Einen fürsten hânt die bîen,  
swar der vert, si volgent nâch.  
mînen gedenken den frîen  
ist sus nâch der lieben gâch.  
ir vil fröidenfrühtic lachen  
machen kan wol fröide mir.

Einen Fürsten haben die Bienen,  
wohin der zieht, sie folgen nach.  
Meinen Gedanken, den freien,  
ist's grad so eilig, der Liebreizenden hinterher.  
Ihr so freud-fruchtbringendes Lachen  
weiß wohl, mir Freude zu machen.

5

Der einhürne in megede schôze  
gît durch kiusche sînen lîp.  
dem wild ich mich wol genôze,  
sît ein reine sælic wîp  
mich verderbet: an den triuwen,  
riuwen mac si der gerich.

Das Einhorn, in der Jungfrau Schoß  
gibt um Keuschheit Leib und Leben.  
Diesem Wild vergleich ich mich gut,  
da eine reine, gottselige Frau  
mir Verderben ist: in der Treue –  
reuen soll sie das Gericht.

## Lied I

1

Wir werden den Winter in Stuben empfangen.  
wohl auf, ihr jungen Leute, zum Tanz werden wir eilen!  
Folgt ihr mir,  
so werden wir lächeln und zwinkern und blinkern nach lieblichem Begehren.

2

Schön herumschleifen und doch Eng-Gedränge;  
fehlen uns Pfeifen so helfen Gesänge;  
die Schleppe gerafft,  
so werden wir rücken und reizen und reissen, das ehrt den Tanz.

3

Niemand verliere seiner Freuden Gewinn,  
jedermann wähle sein Lieb, das er minne:  
das tut wohl.  
Wie sie sich wiegt, so geh's in die Taille, das kitzelt den Sinn.

4

Niemand soll verstören die Liebe aus dem Sinn.  
Er wird zum Toren – sie bleibt auf der Hut.  
Lieb' und kein Abweg!  
Wie sie sich doch schmiegt; sie ludert, sie lockt ihres Freundes Gedanken.

5

Freude uns behüte vor sorgenvollem Hoffen!  
Dem schreitenden Sinn laßt das Gefieder schwingen.  
Niemand soll toben!  
Wendet sie oft die lächelnden Blicke, das lockt in ihr Netz.

## Konrad von Würzburg

Lied 26 (Hs. C: cpg 848, fol 388<sup>rb</sup>–388<sup>va</sup>, Transcription)<sup>1</sup>

Gar•bar•lit•wit•walt•kalt•fne•we•  
tût•glût•fi•bi•mir•gras•wc•e•kle•  
spranc•blanc•blût•gût•fchein•ein•hag•  
pflag•ir•fchône•dône•klvngē•ivngē•lû–  
tē•trûtē•inne•minne•mertte•fvnder•wū–  
der•bere•fwere•wildē•bildē•heide•weide•  
rerte•do•fro•faffen•die•der•ger•laffē•fpil•  
wil•hie•

Trut brut sich mich an•man hat rat  
da•fwa dv nv bift•din fchin wit git  
mvt gût dem•fwem fin pin•arg ftarc  
ift•fvffe búffe trurē•fvre fmerzē rei  
ne kleine mache•kle klvgē fügen fchô–  
ne löne mere fere•núwe rúwe fwache•  
lich rich lehen mir•wib lip vlehen fol  
wol dir•

Wörtliche Übersetzung in (meiner) Strophenform (es gibt keine Melodie)<sup>2</sup>:

Gar bar *liegt* weit Wald,  
kalt Schnee weh tut – Glut sei bei mir.  
Gras war, eh Klee sprang  
*weiß, Blüte gut schien – eine Hecke pflegte ihrer.*  
5 Schöne Töne *klangen* jungen Leuten,  
*Zärteln* inne Minne mehrte;  
*ohne wunder- trüchtige Schwere unbekannt*  
*Gestalten Heide Nahrung rieselte,*

<sup>1</sup> <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg848/0771?sid=a388ac6a145abe3c7bf7cob7db7e21cc>  
Vgl. Kleinere Dichtungen Konrads von Würzburg, herausgegeben von EDWARD SCHRÖDER, III  
Die Klage der Kunst, Leiche, Lieder und Sprüche, 2. Auflage Berlin (Weidmann) 1959.

<sup>2</sup> In dieser Übersetzung sind mittelhochdeutsche Reimwörter, die sich mir neuhochdeutsch nicht oder kaum erhalten lassen, kursiviert.

10     *da froh saßen die,*  
deren Begehren *zulassen Spiel will hier.*

*Traute Braut, sieh mich an!*  
Man *hat* Rat, da wo du *nun* bist.  
Dein Schein weit *gibt* Mut  
gut dem, *dem seine* Pein arg stark ist.  
15     Süße, büße Trauern! Sauern Schmerz  
       *(dem Herz?) fein* klein mache!  
       Klugen *Fügungen* schöne Löhne mehre  
       *sehr!* Neue Reue *schwäche!*  
       *Verleihe reiches* Lehen mir,  
20     Weib! Leib flehen soll *wohl* dir.

Erklärende Übersetzung:

Nackt und bloß liegt weit der Wald,  
kalt, der Schnee tut weh, Glut sollt um mich sein!  
Erst war das Gras, dann sprang der Klee auf,  
weiß, Blütengut leuchtete, von einer Hecke geschützt.  
Schöne Lieder erklangen für die jungen Leute,  
Zärtlichkeiten vermehrten die innige Minne,  
wunderbar leicht ließ die Heide Nahrung  
für die fremden Geschöpfe herunterrieseln.  
Fröhlich hatten die das Land besetzt,  
deren Begehren hier und jetzt das Minneturnier zulassen will.

Trautes Bräutchen, sieh mich an!  
Alles ist da, wo du jetzt dabist.  
Dein Leuchten allüberall gibt guten  
Mut dem, dem seine Pein so arg und stark ist.  
Du Süße, büße das Trauern! Den sauern Schmerz  
mach fein und klein.  
Wenns klug zusammenpaßt, vermehre die schönen Belohnungen,  
ganz sehr, und neues Reuen mache schwach!  
Verleihe mir ein reiches Lehen,  
Weib, und der ganze Leib soll dir zum Wohl Anbetung sein!

## Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob

(übersetzt 2012)

### VIII,26 (GA Zarter Ton)<sup>1</sup>

	Gefolierte blüte kunst, dins brunnen dunst und din geröset flammenriche brunst,	Gevolierte Blütekunst, deiner Quelle Dunst und dein gerosete flammenreiche Brunst
5	die hete wurzelhaftez obez gewidemet: in dem boume künste riches lobes	die hat wurzelwürzig Obst gestiftet in dem Baume künstereichen Lobs
	hielt [ ] wipfels gunst sin list, durchliljet kurc.	hielt Wipfels Gunst sein Handwerk, lilienauserlesen.
10	Durchsternet was sins sinnes himel, glanz, als ein wimel durchkernet. luter golt nach wunsches stimel was al sin blut, geveimt uf lob,	Durchsternt war seines Sinnes Himmel, Glanz, wie ein Flimmer durchkernt, lautres Gold, wunschstimuliert war all sein Blüten, schaumlos lößlich,
	gevult [ ] <mit> margariten nicht zu kleine und grob; sins silbers schimel gab gimmen velsen schurc.	gefüllt <mit> Margaritperlen nicht zu klein und gröblich, seines Silbers Schimmer gab Gemmen Felsenstoß.
15	Ach, kunst ist tot! nu klage mir, armonie, planeten tirmen klage, nicht verzie	Ach, Kunst ist tot! Nun klage mir, Harmonie, planetenterminierte Klage, verzichte nicht
20	polus jamers drie. genade im, süze trinitat, maget reine, entfät, ich meine Conrat, den helt von Wirzeburc.	auf dreifach Pol-Stern-Jammer, gnade ihm, süße Trinitat, Jungfrau, reine, den Pfad, ich meine Conrat, den Helden von Wirzeburc.

<sup>1</sup> Frauenlob (Heinrich von Meissen), Leichs, Sangsprüche, Lieder, auf Grund der Vorarbeiten von HELMUTH THOMAS herausgegeben von KARL STACKMANN und KARL BERTAU, 1. Teil Einleitungen, Texte, 2. Teil Apparate, Erläuterungen, Göttingen (Vandenhoeck&Ruprecht) 1981 (Göttinger Ausgabe, GA).

Lied 1 (GA XIV, 1-5)

1

Gott grüße meines Herzens Wirt  
Und meines hohen Glückes minniglichen Gast,  
der zu aller Stund  
mit neuen, süßen Aventiuren  
mir zu wählenden Freuden kommt.  
Das ist ein Weib, die hat gefrommt  
Den Sinnen mein so überkräftigliche Last  
mit minniglicher  
lustgrundsuchender lieber Liebe,  
wovon oft mich vermeidet  
mein eigne Kraft,  
so sieghaft  
ist sie gegen mich.  
Wohl mir für diese reine, sanfte süße Meisterschaft!

2

Nun merkt das Wunder, daß ein Weib  
mich mit mir selber überwindet. Minne, ich klage:  
Mein Ihr-gedenken  
Verdirbt mir meinen eignen Witz,  
so kann sie ohne Dank obsiegen.  
Ich erblick in ihren Augen liegen  
Mein Sterben und mein Auferstehn von Todes Haine.  
Mein begehrendes Hoffen,  
mein sehndendes Trösten und mein Wünschen,  
ei, sie lieber, reiner Leib!  
Wie mich verläßt  
Meins Herzens Rat,  
mein Sinne wert,  
doch freue ich mich, daß sie so Stetig-Gutes hat!

3

Wenn ich alleine bin bei mir,  
so frage ich meinen Mut, wo sie, die Schöne, sei.  
Er spricht: „Gänzlich  
Sie wohnt bei uns hier drin. Warte,  
was du draußen bei dir behältst.

Was wolln wir, wie du dich erlabest?“  
„Und ist die Sanfterin mir hier so nahebei,  
ei, laßt mich kosen  
mit ihr zu Trost meinen sehnden Augen.“  
„Näher“, sie sprechen, „ hole sie dir!“  
So ist mir leid,  
ich schwör den Eid  
den Sinnen mein:  
Ha! wird sie mir, dann kriegt ihr alle eure Not!“

4  
Herr Mut, ich sehe mein lebendes Heil,  
Ganz Engel und auch Weib. Wohl, wünschet ihr, wohl mir, wohl!  
Herr Mut, und wisset,  
Sie tausend Glücke in mein Augen  
hat gespendet in ihm Wesen!  
Wie wollen wir in Hehrschaft überleben  
ohne sie, die nur-geheure, liebe? Man kann, soll,  
wer sie will, schauen.  
Sie hat so viel der schönen Schöne,  
daß uns bleibt unser Teil.“  
„Du siehst sie gar –  
doch ist das wahr?“  
so sagt der Mut,  
„wir haben sie mehr als halb bei uns, der Ehrenschar!“

5  
„Ich will sie unzerteilet haben,  
die reine, gute, süße, hochgeborne Frucht.“  
„Freund, laß dein Kriegführn.  
Dein Augen haben sich aufgeschlossen –  
durch die geht eine Straße daher,  
die gibt sie uns nach unserm Begehr.“  
„Auch stehl'n mein Augen mir meine Dame, ist das Zucht?“  
„Ja, ohne Lüge.“  
„Wer hilfet mir beim Kriegführn dann?“  
„Niemand, laß solchen Frevel sein!“  
„So begehr ich sie.  
Sie wird mir helfen,

daß ich obsiege.“

Ha! Das tut sie nicht! Wir habn sie ganz entzogen dir.“

### Unser Frauen Leich<sup>2</sup>

I (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>va</sup>)

Ey, ich sach in dem trone  
eine vrouwen, diu was swanger.  
diu truog ein wunderkrone  
vor miner ougen anger.

5 Sie wolt wesen enbunden,  
sust gie diu allerbeste,  
zwelf stein ich an den stunden  
kos in der krone veste.

Ei, ich sah in dem Throne  
eine Edelfrau, die war schwanger.  
Die trug ein Wunderkrone  
vor meiner Augen Anger.

5 Sie wollte sein entbunden,  
so ging die Allerbeste,  
zwölf Stein ich an den Stunden  
erblickte in der Krone Veste.

II (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>va</sup>)

Nu merkent,  
wie si trüege,  
diu gefüege,

<sup>2</sup> Wo transcribiert und graphisch normalisiert, da nach cpg 848, Übersetzung auch nach cpg 848. Zu meinen editorischen Eingriffen vgl. Göttinger Ausgabe. Vgl. auch: Deutsche Lyrik des späten Mittelalters, Text und Kommentar (und Übersetzung), herausgegeben von BURGHART WACHINGER (2006), Berlin (Deutscher Klassiker Verlag) 2010.

der naturen zuo genüege:  
5 mit dem si was gebürdet,  
den sach si vor ir sitzen mit witzten  
in siben liuchteren  
und sach in  
doch gesunderet  
10 in eines lambes wise  
uf Sion, dem berge gehiuren.

Und hat ouch  
das si solde,  
ja, diu holde  
15 truog den bluomen sam ein tolde.  
vrouwe, ob ir muoter wurdent  
des lambes und der tuben, die truben  
ir liesset iuch swaeren?  
da von mich  
20 nicht enwundert,  
ob iuch diu selbe spise  
kan wol zuo der früchte gestiuren.

---

5 gewirdet C 15 dem C

Nun merket,  
wie sie trüge,  
die Gefüge,  
der Naturen zu Genüge:  
5 Mit dem sie war bebürdet,  
den sah sie vor sich sitzen, mit Witzen,  
in sieben Leuchtern  
und sah ihn  
doch gesondert  
10 in eines Lammes Weise  
auf Sion, dem Berg, dem geheuern.

Und hat auch  
was sie sollte,  
ja, die Holde  
15 trug die Blüte wie in einer hohen Dolde.  
Madame, wenn ihr Mutter würdet

des Lammes und der Taube – die Traube  
ließt ihr euch schwer werden?  
Davon mich  
20 nicht verwundert,  
wenn euch diese Speise  
gar wohl bis zur Frucht weiß zu steuern.

III (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>va</sup>)

Ey, bernde magt und eren riche vrouwe, din ouwe  
von dem grossen himeltouwe  
bluomen birt in werder schouwe.  
man höret der turteltuben singen erklingen, volringen  
5 nach süesses mejjen horden.  
hin ist des winters orden,  
die blüegenden winrebe diner frucht sint vollen smakhaft worden.

Des soltu gen dim friedel rueffen – dir arten, dich zarten –  
in dem heilwin tragenden garten:  
,kum, lieb, kum', sust ist sin warten  
dort uf dem lieben berge von myrren, kein wirren sol irren  
dich, wan er will erkosen  
sich mit dir in den rosen.  
des soltu, tochter, muoter, magt, mit liebem liebe im losen.

---

4 wan C

Ei, trächtige Maid und ehrenreiche Edelfrau, deine Au  
von dem großen Himmelstau  
trägt Blumen in werter Schau.  
Man hört der Turteltauben Singen erklingen, wettringen  
5 um des süßen Maien Hort.  
Hin ist des Winters Ordnung,  
die blühnden Weinreben deiner Frucht sind in Fülle duftend worden.

Drum sollst du deinem Freund entgegenrufen – nach dir zu arten, dich zu  
zärteln –  
in dem heilweintragenden Garten:  
10 ,Komm Lieb, komm!' So ist sein Warten

dort auf dem Libanonberge von Myrrhen, kein Wirren soll irren  
dich, denn er will erkosen  
sich mit dir in den Rosen.  
Drum sollst du, Tochter, Mutter, Maid, mit liebem Lieb ihm losen.

IV (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>va</sup>)<sup>3</sup>

- Nu lougen nicht dur icht *der schicht* das dich *sunderlich*  
der küng in sinen keler fuorte.  
dich ruorte  
sin grüessen.  
5 wie nu, vro magt, habt ir iuch wol versunnen?  
wir gunnen  
der wunnen  
iuch wol, wan ir den win hant getrunken  
mit der milch so süesen.
- 10 Ich wene wol, iuch sol den zol sin munt machen kunt,  
wa [ ] durch *die murehuoter* kamen,  
die iuch namen  
den mandel.  
was suochent ir, maget, so spate in den gassen?  
kein lassen,  
wir vazzen  
diu lieb. an iuweren wunden durchsunken  
hat [ ] sin *drilch* [ ] den wandel.

---

<sup>1</sup> dur C    der schicht] *fehlt* C    *sunder* wicht C    <sup>2</sup> sinem kelt C    <sup>8</sup> getrunken]  
getronken *statt getrvnken* ? C    <sup>11</sup> [ ] durch die mure] ir dur úwer C    <sup>14</sup> suochent]  
*sû=hent* ? C    <sup>16</sup> wassen C    <sup>18</sup> hat [ ] sin *drilch* [ ] hat der sin teil ich C („hat der Sinn teil,  
ich den Wandel“)

Nun leugne nicht – warum auch immer – die Geschichte, daß dich sonderlich  
der König in seinen Keller führte.

<sup>3</sup> Vgl. DIETMAR PESCHEL, Herstellen, was gewesen sein könnte, oder hinnehmen, was überliefert ist – Denkspiele zur Form einer Strophe aus Frauenlobs *Unser Frauen Leich*, in: D. P., Wie soll ich das verstehen? Neun Vorträge über Verstehen, Edieren, Übersetzen mittelalterlicher Literatur, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2015, S. 93–103.

Dich rührte  
 sein Grüßen.  
 5 Wie nun, Frau Maid, habt ihr euch wohl besonnen?  
 Wir gönnen  
 die Wonnen  
 euch wohl, weil ihr den Wein habt getrunken  
 mit der Milch, so süßen.  
  
 10 Ich wähne wohl, euch soll den Zoll sein Mund machen kund,  
 für den die Mauerhüter kamen,  
 euch nahmen  
 den Mantel.  
 Was sucht ihr, Maid, so spät in den Gassen?  
 15 Kein Lassen!  
 Wir fassen  
 die Liebe, an euren Wunden durchsunken  
 hat seine Dreigestalt jeden Wandel.

V (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>va+b</sup>)

Sit irs diu maget, diu durch die wüstenunge zoget mit richem smachen?  
 iuch hat gemehelt der eren voget. ir sint ein brut,  
 das brüef ich an den worten,  
 der künig dur iuwer porten  
 5 kam us und in dur willen sin,  
 diu doch beslossen was und ist ouch an allen orten.

David, der saget, ir stüendet zuo der zesewen hant, goltvar bekleidet  
 iuch künig Salamon bevant. gar überlut  
 er gicht, das iuwer löcke  
 10 gestalt sin sam rechböche  
 und iuwer huf, da saget er: luf  
 wie iuwer guldin fürsplan sin, wol gestalt der kiuschen ir röche.

3 an den] anderen (re als Löschung zu lesen) C. 4 dur] der porten] portem C 7  
 stünde C

Seid ihrs, die Maid, die durch die Wüstenei zieht mit reichem Duften?  
 Euch hat sich vermählt der Ehren Vogt, ihr seid die Braut.

Das erprob ich an den Worten:  
der König durch eure Pforten  
5 kam aus und ein durch den Willen sein,  
die doch verschlossen war und ist, an allen ihren Orten.

David, der sagt, ihr stündet zu der rechten Hand, goldfarben bekleidet.  
Euch König Salamon fand, gar überlaut  
er spricht, daß eure Löckchen  
10 gestaltet seien wie Rehböckchen,  
und eure Hüften, da sagt er: Luft  
wie eure goldnen Broschen seien, wohlgestaltet der Keuschen ihre  
Röckchen.

VI (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>vb</sup>)

Der siben kirchen schreib Johan,  
was siu tuon solden oder lan,  
ob si mit willen wolde stan,  
bi gotte sunder valles wan.  
5 da wart gebennet der selden ban.  
der engel siben vuorten dan  
die botschaft, als ich mich versan.  
maget, sit die forme den bespan,  
der alle forme krönen kann.  
10 dis *wirken* schuof ir kraft der siben geiste.

Davon geliche ich dich ze der stunt  
den kilchen, ach du bernder grunt.  
diu wisheit, minne, was dir kunt,  
diu senftekeit, der künste funt.  
15 din rat, din sterche beleib gesunt.  
din vorchte entslos den grossen grunt,  
maget, eller megeden ein überbunt.  
von disen geisten wart entzunt  
din lip, din herze, das min munt  
20 dich misset uf das beste und uf das meiste.

---

9 forme] nach dem e ein er-Kürzel-artiger Krakel in C    10 wurzen C    14 kuste C

Der Sieben-Kirche schrieb Johann,  
 was sie tun sollten oder lassen,  
 ob sie mit Willen wollte stehen  
 bei Gott, ohne einen Gedanken abzufallen.  
 5 Damals ward gebannt der Seligkeit Verbannung.  
 [Damals ward geebnet der Seligkeit Bahn.]  
 Der Engel sieben führten von dannen  
 die Botschaft, wie ich mich besann,  
 Maid, seit deine forma den umspann,  
 der alle formae krönen kann.  
 10 Diese Wirkung schuf ihre Kraft der sieben Geiste.  
  
 Darum vergleiche ich dich zu dieser Stund  
 den Kirchen, ach, du trächtiger Grund,  
 die Weisheit, Minne, war dir kund,  
 die Sanftheit, der Künste Fund,  
 15 dein Rat und Hilf, dein Stärke bleib gesund.  
 Dein Ehrfurcht schloß auf den großen Grund.  
 Maid, aller Maiden ein Überbund!  
 Von diesen Geisten ward entzündt  
 dein Leib, dein Herz, daß mein Mund  
 20 dich ermißt auf das beste und auf das meiste.

VII (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>vb</sup>)

Ob ich die warheit lerne:  
 die siben liecht lucerne  
 us diner sele liuchtent sam die sterne.  
 von in wart zitig dines geistes erne,  
 5 von der jungalt zwischen sas,  
 in wissiu kleider sunder has  
 gegerwet, als er sich vermas.  
 Ey, tochter von Syon, vroewe dich der mere!  
  
 Diu siben liecht erglesten  
 10 ob des geistes vesten.  
 din zucht, din kiusche liuchtent ie mit den besten,  
 din stete und ouch din triuwe vil wol westen,  
 das der geloube dich nicht floch,

15       din güete schein da vollen hoch,  
      din diemuot sich gen himel zoch.  
      hie bi beid din wille an alle swere.

---

3 Reimpunkt nach liuchtent C    sternen C    16 beid] = *beit* (von *bîten*)?

      Wenn ich die Wahrheit lerne:  
      die sieben Lichtluzerne  
      aus deiner Seele leuchten wie die Sterne –  
      davon ward zeitig deines Geistes Ernte,  
5       von der Jungalt dazwischen saß,  
      in weiße Kleider, ohne Haß,  
      gewandet, wie er sich vermaß,  
      Ei, Tochter von Sion, freu dich der Märe!

      Die sieben Lichte ergleißen  
10       ob des Geistes Vesten.  
      Dein Zucht, dein Keusche leuchten mit den Besten,  
      dein Stete und auch dein Treue sehr wohl wußten,  
      daß der Glaube dich nicht floh.  
      Dein Güte schien da vollauf hoch,  
15       dein Demut sich gen Himmel zog.  
      An dem verharrt' dein Wille ohn alle Schwere.

VIII (Hs. C, cpg. 848, fol. 399<sup>vb</sup>-400<sup>ra</sup>)

      Ey, welchez berndes minne wort:  
      maget, alles hordes überhort!  
      wan din gestalt, din schöne  
      durchschönet alle tröne.  
5       ir gelf, ir lut ist: *kröna*, küng, *kröne*!  
      din richsen wol  
      zimt als es sol,  
      ze siner zesewen siten.  
      der apphel, den du treist, beginnet ziten,  
10       die bluomen lachent beidenthalb der liten,  
      ir munde hat der tou getwagen,  
      si tuont recht als sie wellen sagen:  
      die magt ob allen megeden uns muos wol behagen.

Künc Salomon, der wisheit selig<sup>4</sup>,  
 15 der gicht, ir nabel ein guldin kel  
 si voller edeler steine,  
 fin, luter und reine.  
 [die sint jacint genennet als ich meine K]  
 der kelch des suns,  
 20 dar us er uns  
 hêr sinem vatter brachte,  
 wie wol diu zarte tochter uns bedachte,  
 das siu den val des alten swindes schachte.  
 vil schöne ob allen vrouwen, sprich:  
 der schöne lieb, ein muoter, ich,  
 der heilicheit ein offenunge nemmet mich!

---

1 weltheh C (*th nicht zu ch korrigiert, das h im zweiten Abstrich verstümpert, fast wie An-*  
*satz zu 3*); das zweite h (*unkorrigiert als Z gemeint?*) 2 úberhort 4 durch schöwet alle  
 krône C 5 ir gelf ir lut ir grüne kung trone C 7 Reimpunkt nach zimt C 9 Reimpunkt  
*nach treist C* 11 tön gewagen C 15 Künc] c als t geschrieben? C 22 dv C 24 schone  
 C 26 nēmet C

Ei, welches trächtige [brennende?] Minnewort:  
 Maid – jedes Hortes Überhort!  
 Denn dein Gestalt, dein Schöne  
 durchschönet alle Thröne.  
 5 Ihr Ruf, ihr Laut ist: Kröne, König, kröne.  
 Ihr Herrschen wohl  
 sich ziemt, wie es soll,  
 zu seiner rechten Seiten.  
 Der Apfel, den du trägst, beginnt zu reifen.  
 10 Die Blumen lachen beiderseits der Leiten,  
 ihre Münder hat der Tau gewaschen,

<sup>4</sup> *Künc Salomon der wisheit selig* hat C. Die Göttinger Ausgabe hat: *Künc Salomon, der wisheit*  
 †*selch*. Das Wort ist wohl als lectio difficilior (und als Reim auf *kelch*, wie schon frühere Ausga-  
 ben mit den späteren Handschriften konjiziert haben) in die Edition übernommen. Es ist mir  
 auch mit den späteren Handschriften nicht überzeugend zu erklären (vgl. den Kommentar zur  
 Stelle, II S. 623); Wachinger hat *selch* in seiner Ausgabe und der Übersetzung stehenlassen (S.  
 372/373). „Der Weisheit Pökelmeister“ (Einer, der mit Salz haltbar machen kann? Vgl. Wachin-  
 ger, Kommentar, S. 836) witzelte Stephan Jolie in der Diskussion an der Tabu-Tagung (vgl. vorn,  
 Vorwort „ÜBERGRENZENSETZEN“).

sie tun recht als ob sie wollen sagen:  
Die Maid ob allen Maiden uns muß wohl behagen.

15 König Salomo, der Weisheit selig,  
der spricht, ihr Nabel, ein gülden Schiff,  
sei voller edeler Steine,  
fein, lauter und reine,  
[*die sind Hyazinth genannt, wie ich meine*]  
der Kelch des Sohns,  
20 daraus er uns  
her seinem Vater brachte,  
wie wohl doch die zarte Tochter uns bedachte,  
daß sie den Fall des Alten so wirksam verschacherte.  
Du schöne ob allen Damen, sprich:  
25 „Der Schöne lieb, eine Mutter, ich,  
der Heiligkeit ein Öffnung nennet mich!“

IX (Hs. C, cpg. 848, fol. 400<sup>ra</sup>)

Ich bins, diu grosse, von der kür,  
min wille *ist kreftig* und mür,  
gen liebem lieb ich erbür  
das venster miner klosentür.  
5 da gieng min lieb so triutlich vür.  
sin hant *mich* rüerte, das ich spür,  
si was von süessem *touwe nas*,  
es duchte mich ein honig vas.  
*ich az den veim*  
10 und trank den seim,  
sust kam ich heim.  
des wart mir bas,  
was *wirret* das?

15 Den slangen beis min hermel, *ich wisel*  
min touwig süesser morgenisel  
durchbrach des herten fluoches kisel.  
min *wünschelruote* sunder zwisel  
streich abe der schwarzen helle misel.  
sus wart gerötet sunder prisel

20 der palm, von dem min grüesen kam.  
sprich, edeler wiser freund Adam,  
wie min gesuoch  
den dinen fluoch  
bracht in unruoch.  
mir megede zam  
wol muoter scham!

---

*2 ist kreftig] ich kann das Digitalisat hier kaum lesen C 5 da gieng] mir kaum zu lesen C  
6 mich] kann ich nicht lesen C 7 touwe nas] das s kann ich ahnen, das davor nicht lesen  
C 8 ich az den] mir unlesbar C 11 kam] ka ist mir kaum zu lesen C 13 wirret] kann ich  
nicht lesen C 14 ich] fehlt C wisel] mir unlesbar C 16 herzen flütes C 17 wün]  
mir nicht lesbar C 24 ruoch] Stackmann/Bertau lesen frvt C*

Ich bin es, die Große, auserkoren,  
mein Wille ist voll Kraft und auch mürbe.  
Dem lieben Lieb entgegen ich erheb  
das Fenster meiner Klausentür,  
5 da ging mein Lieb so traut und zärtlich davür.  
Sein Hand mich rührte, daß ich spür,  
sie war von süßem Taue naß,  
es dünkte mich ein Honigfaß.  
Ich aß den Schaum  
10 und trank den Seim.  
So kam ich heim.  
Davon ward mir besser,  
was kann das stören!

Die Schlange biß mein Hermelin, ich Wiesel.  
15 Mein tauiges süßes Morgengeriesel  
durchbrach des harten Fluches Kiesel.  
Mein Wünschelrute, ohne Zwisel,  
strich von der schwarzen Hölle ab die Misel-  
sucht, da ward gerötet ohne Färbeholz aus Prisel  
20 die Palme, zu der mein Grüßen kam.  
Sprich, edeler, weiser Freund Adam,  
wie mein Ertrag  
deinen Fluch  
zunichte machte.

25           Mir Maid geziemte  
              wohl Mutter Scham.

X (Hs. C, cpg. 848, fol. 400<sup>ra-b</sup>)

          Ich bin erkennig, nennig, durch,  
          des höchsten küneges sedelburg.  
          min tür mir nieman kann gewinnen.  
          min zinnen  
5        us und innen  
          nach lylien wis gesprengt.  
          des trones wesen mir hilflich zinsset.  
          min gassen sint geblüemet. wer mich rüemet,  
          ein balsam den durch grüenet.  
10       der sunnen glenczen ist min kleit,  
          dar in han ich mich gebriset und bereit.  
          so hat der mane sich geleit  
          ze minen füessen.  
          ich kann büessen  
15       swere, das guot geist mich rüemet.

          Wem er mich vester swester saget –  
          er gicht, ich si so jung betaget:  
          wie wolden wir das si sich berüste –  
          bar *brüste* –  
2ß      zuo der lüste,  
          durch si man das spechen solde.  
          nu merkent was min friedel wolde!  
          er wartetsiner lune, das mich brune  
          von senfte der alrune  
25      wart slafende. so süessen smak  
          in unser porten leisten durch so richen bejag.  
          die wile untz ich des slaffes enpflag  
          gen der naturen  
          sin behuren  
30      muost er vlechten und zunen

---

5 grünet C   19 berüste C   26 unsern C

Ich bin erkennig, nennig, durch  
 des höchsten Königs Sitz und Burg  
 Mein Tür mir niemand kann gewinnen.  
 Mein Zinnen,  
 5 auß- und innen,  
 nach Lilienweise gesprenkelt,  
 des Thrones Wesen bringt mir hilflich Zinsen.  
 Meine Gassen sind beblümt, wer mich rühmt,  
 ein Balsam den durchgrünt.  
 10 Der Sonne Glänzen ist mein Kleid,  
 darein habe ich mich geschnürt und gereiht.  
 Und der Mond hat sich gelegt  
 zu meinen Füßen.  
 Ich kann büßen  
 15 Schwere – daß Gutgeist mich rühmt!

Wem er über mich, fester, „Schwester“ sagt,  
 er spricht, ich sei so jung betagt.  
 „Wie wollten wir, daß sie sich rüste –  
 bar Brüste –  
 20 zu der Lüste,  
 durch sie man das erkennen sollte?“  
 Nun merket, was mein Liebster wollte:  
 Er wartete auf seine Zeit und Laune, daß ich Braune  
 von der Sanftheit der Alraune  
 25 einschlafen würde – durch so süßen Duft  
 in unsrer Pforte Leisten, durch so reiche Beute,  
 dieweil, bis ich im Schläfe lag,  
 gegen die Natur  
 seinen Erwerb  
 30 muß er beflechten und bezaunen.

XI (Hs. C, cpg. 848, fol. 400<sup>ra</sup>)

Der Schmied von Oberland  
 warf seinen Hammer in meine Schoß.  
 Ich wirkte sieben Heiligheiten.  
 Ich trug ihn, der den Himmel und die Erde trägt,  
 5 und bin doch Maid.

Er lag in mir und ließ mich ohne Wehen.  
In Sicherheit  
schlief ich bei dreien,  
davon ward ich fruchtig, voller Güte  
10 hat Süße ihn süß mir da geschneidert.  
Mein alter Liebster küßte mich –  
das sei gesagt.  
Ich sah ihn an, da ward er jung, drob freute sich  
die Hofgesellschaft da zu Himmel, alle.  
15 Wie züchtig ich stolzer Maiden Ruhm mit Schalle  
sag, hoff ich doch, daß es niemandem mißfalle.  
Er sprach, mein Brüstel wären süßer als der Wein,  
da barg und fügt' er sich hinein.

Wie wohl er mich erkannte,  
20 der sich so fest in mich verschloß.  
Wer leitet mich in der Lilien Tal,  
dahin mein ami courtois sich heimlich stahl?  
Ich bins, der Saal,  
darin man sich besprach um Evens Fall –  
25 schön hab ich das verhehlt.  
Seht, ihr Lieben, seht:  
Mein Morgenröte hat erweckt  
hohen Sang und reichen Schall,  
den neuen Tag der alten Nacht.  
30 Ich bins, der Gral,  
womit der Ehren König den Leidigen niederfocht.  
Mein Milch ernährte den von Veilchenfeld.  
Mir ward ein Hirschgeweih als mein Entgelt,  
damit stieß ich den Fluch aus dem Gezelt.  
35 Ich wirkte Pfriemen und entband das alte Recht,  
so ward der Strick des Falles wieder glatt.

## XII

Ich bins, ein zuckersüßer Brunnquell  
des Lebens und der trächtigen Wonne.  
Ich bins, ein Spiegel der ganz klaren Reinigkeit,  
darin sich Gott zum erstenmal besah.  
5 Ich war mit ihm, als er entwarf all und jede Schöpfung,

er sah mich stetig an in seiner ewiglichen Begier.  
Wie recht wohl tat ich ihm in den Augen,  
ich zarter, wohlgemuter Rosengarten!  
Kommt alle zu mir, die mich begehren,  
10 ich will, ich kann, ich muß gewährn.  
Ich bins, der lebende Leitestern,  
den niemand soll noch wird entbehren:  
Mein Mut – gut, klug – tut.  
Ich bins, die Stimme, als der alte Löwe lautete  
15 seine Kinder herauf von des alten Todes Flut.  
Ich bins, die Glut,  
darin der alte Phönix sich erjüngen wollte.  
Ich bins, des edelen teuren Pelikanes Blut,  
und hab das alles wohl in Hut.  
  
20 Ich bins, ein würzereicher Anger,  
mein Blumen, die sind alle schwanger,  
ihrs Saftes gleißender Geschmack viel gelbe Farbe trägt.  
Ei, welch ein flüssig, zinsig Bach  
die Blumen mein durchfeuchtet, daß sie stehen wie nach Wunsch  
entsprungen!  
  
25 Ich bins, ein Acker, der den Weizen, zeitig, brachte her,  
womit man sich speist in Gottes Geheimnis.  
Ich drosch, ich mahlte, ich buk lind und nicht hart,  
weil ich mit Öl es bestrich,  
davon blieb sein Biß so süß und weich.  
30 Ich bins, der Thron, dem nie entwich  
die Gottheit, seit Gott in mich schlich.  
Mein Schar gar klar von Farbe,  
ich Gott, sie Gott, er Gott, niemand ich das erspar,  
ich Vatermutter, er mein Muttervater, so wahr!  
35 Denn das ist wahr:  
ich wartete, ich litt, ich brach den Tod, ich tat, wie ich da sollte,  
ich fuhr, ich kam, ich Adelheit, der Tugend ein Aar.  
Er litt damals nicht, mein Engelmar.

### XIII

Stärke und Zierde hat mich umhalset,  
ich schrecke wie einer, der da Burgen felset,  
denn ich bin aufgeschossen wie ein lustvoller Zedernbaum,  
die Zypresse habe ich überschönt.

5 Ei, welch ein sanftes, süßes Riechen, wenn ich einem seinen  
Geschmacksnerv treffe.

Ich ziehe über das Gebirge hin,  
meinen Liebsten zu sprechen, ist all mein Sinn.  
Ich speise den Wagen, den der Weise aus Holz ließ werden zum Preise,  
das als von Qualität uns nennt der Greise.

10 Meine Säulen Silber meinen,  
mein Sims, Anlehne aus Gold erscheinen,  
mein Aufgang: Purpur, wohl mir Reinen!  
Dazwischen ist gestreut, ganz innen,  
die wahre, sanfte, süße Minne.

15 All dessen bin ich ein Beginne.  
Gnade hat sich in meine Lippen aus dem Salb- und Hostienkelch  
in solcher Fülle gegossen.  
Die Weisheit hat mir meinen Mund erschlossen,  
der Ordnung Sanftheit meine Zunge hat genossen.  
20 Drum grüßt, ihr Lieben, grüßet mich!

Die Patriarchen sahn meine Präfiguration,  
sie sprechen von mir, daß in der Natur  
so Schönes und so Reines in all der Welt würde nie.  
Will jemand wissen, was ich kann?

25 Ich salbe, ich heile, ich führe aus Nöten, was man mir an Wunden überließ.  
Ich bins, ein Licht der starken Tugend,  
der gründelosen Güte ein endeloses Vermögen.  
Ich rufe, ich schreie, daß mein *cri*, mein Schrei, in all der Welt als Trost  
gedeih.

Hiermit halt ich mich von zuviel Ernst frei.

30 Nichts von Zorn hat mein Denken,  
ich kann aus sieben Hörnern schenken,  
die man sah auf dem Lamm sich biegen.  
Was die Propheten alle kündeten,  
ihre Worte, ihre Rede sie auf mich banden.

35 Ich bin nur Himmel meinen Freunden.  
Für mich da lassen die Siegel alle ihre Riegel,

wie sehr er sie auch festhalte,  
mein Schöpfer und mein Liebster, der uralte,  
der sich zu mir nach seiner Kür und Wahl in drei Personen fallen ließ.  
40 Eben dessen Muttermaid bin ich.

#### XIV

Ein Schneider schnitt mir mein Gewand,  
sein Sinn das kunstvolle Design erfand.  
Als mich geschnüret hatt sein Hand,  
er sah mich an und betrachtete meine Kleider wie ein Meister betrachten  
soll.

5 Da standen mir mein Kleider über die Maßen wohl,  
daß sie ihm fielen in sein Gemüt.  
Er hatte ein Kunstwerk gemacht, das war nützlich und gut,  
derweilen ich meine Kleider trug, er war so klug,  
daß er aus meinen Kleidern sich selber Kleider schnitt,  
10 die waren viel besser als meine Kleider gemacht,  
und doch blieben meine Kleider ganz,  
ohn allen Bruch, ohn allen Verschnitt, ohn allen Riß,  
fein und lauter, Schöne über aller Schöne Glanz.  
Dieser Meister heißet Meister!

15 Als er das wunderhafte Kleid  
sich wunderbar hatte angelegt,  
war es so weit und war so breit,  
daß es umschloß den Großen, der da Himmel und Erde in Händen hält.  
Doch ward an ihm zerfetzt seither eben dies Gewand.

20 Er wirkte ein kunstvolles Spiegelgefäß.  
Als ers vollbracht hatte, sogleich er mitten drinnen saß  
und aventiurte Meisterschaft von ungekannter Kraft.  
Das Spiegelgefäß umschloß ihn dennoch, wie groß er auch sei.  
Da blühte er wieder aus sich heraus, gleichwie ein blühnder Zweig  
25 aus einem ganzen Baume tut  
und wie der Apfel aus der blühnden Blüte blüht.  
Das Spiegelgefäß blieb ganz, an allen Enden gut.  
Solchermaßen überwand ich die Geister.

## XV

Ich bins, der Stern von Jacob.  
An mir da liegt der hocherhabnen Engel Lob.  
Ich bins, die große Gottesstadt,  
von der Sanct Augustin so viel gesprochen hat.  
5 Meine Pforten nie aufgeschlossen wurden.  
Doch kam mein Liebster darein und nahm mein Bürde,  
die ich da trug, und half mir tragen.  
Das soll euch allen lustvoll wohlbehagen.  
Er ward mit einer schönen Maid  
10 gegenüber seinem Vater ins Gerede gebracht,  
davon kam er seither in Bedrängnis.  
Die Verbannung er gutwillig litt,  
womit er am Ende sein Erbe erstritt,  
das sein Vater ihm hatte verjagt.  
15 Wie wohl, wie wohl! daß ich auf diese Rechtshändel einging.

Vielgeliebte!, tut mir auch ein Lieb  
und merkt auf, wie der göttliche Minnedieb  
schlich mitten in die Seele mein  
und tränkte die mit Süßheit der Süße sein.  
20 Sie ward überwunden mit der Süße,  
daß sie ertrug des großen Grußes Grüßen,  
und wußte doch, was ihr geschah:  
nie Leid, nur Lieb, nie Weh, nur Wohl, kein Ungemach.  
Die Wächter meiner Burg, wie wahr!,  
25 der Geheimnisse wurden sie nie gewahr,  
wie Gott in mich sein Kind gebar,  
das ich alsdann fürbaß gebar.  
Die Süße, meiner Seele Nahr-  
ung, gebar den Geist, ich: Menschen klar.  
30 Solchermaßen Vater, Sohn, heiliger Geist in mich sich spann.

## XVI

Ich bins, der Erstsache Kind.  
Ich bins, Unterstehen, Substantia, in der als Welche sind  
die drei und dennoch konnten maßhaft werden nie.  
Er ist mein Wesen und ich das seine, Sohn, guter,  
5 er Kind und ich Mutter.

Er tat, ich litt,  
im Wenn, auf dem Wo des Haltens, ich, die Gelegenheit, das Liegen.  
Seine Art, die kann man von mir sagen,  
und meine Gestalt in seiner erjagen  
10 Welches Unterscheiden kann das beklagen?  
Menschsein wird und muß unser Eigen immer erfahren,  
kein Zugeschick und kein Abgeschick kann er ertragen,  
außer: er ist ein Gott, den ich gebar.

Das Wort mir von der Höhe kam  
15 und ward mir ein so gebenedeiter Nam:  
Der Name ward hier, das Wort war ohne Werden seit je.  
Von diesen zwein eine Rede ward geflochten,  
zu der mein Witz und Verstand taugten.  
Ein Meinen trug  
20 die Rede in sich, das disputierte ich genugsam,  
als mich der Herrenbote sprach.  
Mich wunderte anfangs, wie das geschehen sollte  
das Wunder hat der Engel mir aufgebrochen,  
denn er erwies das in einem Paket wahrer Sprüche:  
25 Der Tiefe Grund, der Mitte Ziel, der Höhe Dach  
nahm auf in mir trächtiger Erkenntnis Nahrung.

## XVII

Ei, was sich mischt und entmischt  
und was sich aus der Mische drischt!  
Wenn das Mischen nicht verlischt,  
wie der Ursprung sich da frischt!  
5 Und was ungemischt bleibt,  
wie's das Mischen von sich treibet!  
Werden und Entwerden brechen  
mit der Geburt, soll ich so sprechen,  
daß ich deren bin ein Beginne.  
10 Wie des Geistes wirkhafte Minne  
mit der Liebe und mit der Lust  
verengt, weitet ohne böse Absicht!  
Ich bins, aller Formen Form,  
abgenommen nach des innern Sinnes Norm,  
15 die durchblümt war und ist und immer muß ohne Ende sein.

Und wahr! Ich bins, aller Tugend Natur  
und der Materie Nachbar.  
Was ich in meinem Sinne mauere,  
viel kunstvolle Bilder ich erwerbe.  
20 Ich bins, aller Himmel Ermessen  
und was ihre Schnelle hat besetzt,  
wie ins Firmament gesteckt  
sind die Sterne, das terminiere ich,  
und die sich wirren mit der Irre,  
25 Einguß, Wandel, Nähe, Ferne:  
Ich hab geachst allen Sphären  
sowohl ihr Hemmen wie ihr Kehren.  
Weite, Länge, Tiefe, Höhe  
könnt winkelmäßig meiner Lust nicht entfliehen.  
30 Zahl der Dinge mit den Ursachen liegen im Gedächtnis mein!

### XVIII

Wie die Töne Löhne, Schöne,  
schenken aus der Hamoneien,  
die sich modeln, dreimal dreien,  
wie Anstiege, Fälle schreien,  
5 mag man hören  
in neun Chören,  
den Schall niemand kann zerstören,  
da mein Liebster, der sehr süße,  
schaffet unser beider Ding.  
10 In Bälde kröne, thröne, vröne  
mir ein Küssen, Sohn der Gerten.  
Meines Menschseins Schildgefährten  
machen mich dem König Jesse zart.  
So im Traume,  
15 wer erschmeckt mich?  
Unter einem Apfelbaume  
ward ich aufgeweckt so süß,  
seht, das tat ein Jüngeling.

## XIX

Nun laßt euch lüsten nach so hübscher Mär:

Er war der Sohn des alten Gärtener,

der veredelt hat in seinem Garten

den Baum, daran er selber einst den Tod wollte erwarten.

5 Meine Mutter in ihrem Menschsein da mit Gewalt zerbrochen und  
zerstöret ward,

mein Kind des Lebens tat nach seines Vaters Art.

Nun seht, ich bins, das Bett Salomons,

reich hochschwebendes Lohns,

das die sechzig Starken umhalten –

10 vierundzwanzig ist der weisen Alten,

nur zwölfte sind der Boten, die des Christentumes walten,

der Ordnungen sind neun, die nie mein Lob vollends zählten,

drei Patriarchen, vier Evangelisten Wunder gestalten,

noch sind ihr achte,

15 denen ich ursache,

daß ihre Heiligkeit mein trächtiges Lob bewache,

wahrlich, sie sind solchen Geschlechts.

Nun streuet mir die Blumen in meine Klausen,

besteckt mich mit Lilien und mit Rosen!

20 Er, Blume, von mir Blume wollte entsprossen,

und das war in der Zeit, daß sich die Blumen schauen ließen.

Die Stätte hieß Blume, da der Blume aus mir Blume sich warf in der

Blumen Zeit,

und mit diesem Blumen hab ich mich geblümet weit.

Er Schein, ich Glanz, wir leuchten und erglänzen,

25 märzen, maien, lenzen.

was der Sommer kunstvoller Farbe herzückt,

darin so hat mein Liebster sich geschmückt.

Er will, daß ich sein Herbst sei, und hat in mich gedrückt

die Trauben, da mein Vater sich hat selbst hineingebückt.

30 So ward mein Kind mein Schwager und mein Bruder, unzerstückt.

Des Fluches Winter

haben wir verdrängt.

Von dem Blumen mein ist viel Trost entsprungen.

Sünder, da birg dich hinter!

XX (Hs. C, cpg. 848, fol. 401<sup>va</sup>) (Transcription in Strophenform, graphisch normalisiert)<sup>5</sup>

Gen bergen klimmet nach ir nar diu geis,  
dur das ich min har gelichen heis.  
der himel hoehi han ich überklummen  
und mir diu gotheit mit der macht so meisterlich durswummen.  
5 ich kan über das gebirge zuo herten herzen komen  
und mit der sele schaf ich mines friedels frumen.  
des han ich dien beinen mangan geist genomen.  
ich bins, des wisen Noe trones ark,  
in die sich vor menschlicher sünden sintfluot barg der starche.  
10 zwischen im und got  
bestan ich recht in mitten uf der march.  
der vater umbehalset mich,  
so lit der sun verslossen in minem sarchen,  
rubinrotem. gab er mir mit Symeones swerten  
15 den smaragd, den ich kiusche truog.  
der saphyr zierte mich genuog.  
des herten fluoches adamas zerbrochen wart  
mit sinem bluote, sus er mich gewerte.

Des siges jaspis, der das bluot verstatte,  
20 min köpfe guot, fluot des jamers walte.  
er brennet durch paryllen warer minne  
min trüeben iochandine herze süenig werdent inne.  
syn dopasyr mir in reiner lüste kam,  
do kalzedonet ich, das es der züchte zam,  
25 sus truog ich amatisten der vil bernden scham.  
der fröiden crisolisten mich durchslichen,  
do mir der angeborne nebel wart, geistlich wart abgestrichen,  
süesser roub der mandel was,  
do mir die rouber miner mer entwichen.  
30 alsus ich menschlich götlich wart,  
ja, menschlich götlich, das hat er gerichen.  
fröwet iuch alle, fröwet iuch miner balsamiten!

<sup>5</sup> Vgl. DIETMAR PESCHEL, Bald trinkt der Schnee das Sonnenlicht. Dunkelbunte Vers aufgeschrieben. Kleine Beispiele aus Frauenlobs *Unser Frauen Leich*, in: D. P., *Wie soll ich das verstehen? Neun Vorträge über Verstehen, Edieren, Übersetzen mittelalterlicher Literatur*, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2015, S. 105–120.

ich, volles wunsches würzen smak,  
min mitsam granatis bejag,  
35 der brasin des trostes, heilsan an iuch strichen muos –  
sus werden sit ir des himels margariten. der leich sich hie endet.

---

2 heif|fen/ C 4 und mir] vñ mit oder vñ mir ? C 10–11 got beftan] gotbe/ftan so in  
der selben Spaltenzeile C 11 nach ich die Spaltenzeile mit einem flachen Schrägstrich  
aufgefüllt C 18 gew<sup>s</sup>te] das er-Kürzel über dem w C 20 köpfe] ke<sup>e</sup>pfe ?, mir sieht der  
zweite Buchstabe eher wie ein verunglücktes e aus als wie ein o (so Stackmann/Bertau),  
das Diakriticum e steht nicht über dem e (o) sondern über dem p, C

Bergauf klimmt nach ihrer Nahr- ung die Geiß,  
daher ich mein Haar dem entsprechend heiß.  
Der Himmel Höhe hab ich überklommen,  
und mir die Gottheit mit der Macht so meisterlich durchschwommen,  
5 ich kann über das Gebirge zu harten Herzen kommen,  
und mit der Seele schaff ich meines Liebsten Frommen,  
so hab ich den Gebeinen manchen Geist genommen.  
Ich bins, des weisen Noah Thrones Arche,  
in die sich vor menschlicher Sünden Sintflut barg der Starke.  
10 Zwischen ihm und Gott  
besteh ich recht mitten auf der Grenze Marke.  
Der Vater umhalset mich,  
so liegt der Sohn verschlossen in meinem Sarkophag,  
rubinrotem. Gab er mir mit Symeonis Schwerte  
15 den Smaragd, den ich keusch trug,  
der Saphir zierte mich genug.  
Des harten Fluches Diamant zerbrochen ward  
mit seinem Blute, solches er mir gewährte!

Des Sieges Jaspis, der das Blut stillte,  
20 meine Pokale gut, Flut des Jammers walte!  
Erbrannt durch den Beryll wahrer Minne,  
mein trüben hyazinthen Herzen sühnig werden innen.  
Sein Topasieren mir in reinem Gelüsten kam,  
da chalcedonte ich, daß es der Züchte ziemte,  
25 so trug ich Amethyste der hochträchtigen Scham.  
Der Freuden Chrysolithen mich durchschlichen,  
als mir der angeborne Nebel ward, geistlich ward abgestrichen,  
süßer Raub der Mantel war,

da mir die Räuber meiner Mär entwichen.  
 30 Grad so ich, menschlich, göttlich ward,  
 ja, menschlich göttlich, das hat er zustandgebracht.  
 Freut euch alle, freut euch meiner Balsamheit,  
 ich, aller Wunschfülle Gewürzduft,  
 mein mildtätige Granatapfelbeute,  
 35 der Prasim des Trostes, heilsam an euch streichen muß –  
 so mögt werden danach ihr des Himmels Perlenmargariten. (Der Leich  
 sich hier endet.)

XX [cod. vind. 2701, fol. 7 a] (Transcription in Strophenform)

Ken berge clymmet noch ir nar| dý geife  
 durch daʒ mýn har ich tar gelichen heife·|  
 der himel hæ han ich vber clymmen  
 mich hat dý| gotheit mit ir macht ʒo meisterlich durch swummen|  
 5 ich kann vbir daʒ gebirge herten herczen kumen|  
 vnd mit der fele schaff ich mineʒ vridelʒ vrvmen  
 dez han ich| ab den pinen manchen geift genvmen  
 ich binʒ dez wifen| noe troneʒ arke  
 in dý sich vor mentſchlicher ſvnden ſint|vlut bark·der ſtarke  
 10 czwiſchen menſchheit vnd got  
 ſten| ich rechte mitten vf der marke·  
 der vater vmmehel|ſet mich  
 der fün vorfloʒʒin lit ī mýnē ſarke  
 rubin rote| [fol. 7 b]gab her mir mit ſymeonis ſwerte  
 15 den ſmaragd ich in| kuſche truok·  
 der ſaphir czirte mich genuok·  
 dez herten vlu|chez adamas czv brochen wart  
 mit ſinem blute·fuſt| her mich gewerte  
  
 Dez ſigeʒ iaſpis den daʒ blut vor| ſtalte·  
 20 der kempfe gut di vlut dez iamerʒ walte  
 her| brennet durch berillen warer mynne·  
 daʒ trúbe iachā|dine hercʒe werdent ſvnnik·ynne  
 ſin topaſiten czirt in| reiner luſte quam  
 do calcidonet ich daʒ iz der czuchte| czam  
 25 fuſt trug ich amatiften der vil bernden ſcham  
 der| vrowden cryſoliten mich durch ſlichen  
 do mir der ange|bor nebil wart geiſtlich ab geſtrichen

fuft ein roup| [fol. 8 a]der mantel waz  
 mir dý rôúber n̄ymermer entwichē|  
 30 alfuft ich mentſchlich gotlich wart  
 ia gotlich mentſchlich| daz hat her getichen  
 vrowt úch allen vrowt úch ȳm<sup>s</sup> mýner| balsamiten  
 ich vollez wuntſchez wurcze ſmak·  
 min mitſam gra|naten beiak·  
 35 den braſem dez troftez heilſam an uch ſtrichē muꝛ|  
 fuft werdet ir dez himelꝛ margariten· Evovae Amen|  
 Expliciunt cantica canticorum·vrowenlobiz·

---

6 ſchaff] das zweite f aus t korrigiert W 10 menſchheit] korrigiert aus ment- ?, ſtatt dem t ein nach oben um den langen f-Schaft verlängerter c-Abſtrich (also menſchheit zu leſen, vgl. mentſchlicher in der Zeile darüber)? W 23 topafiren ? W 31 menſchlich] li fett und irgendwie korrigiert W 32 ȳm<sup>s</sup>] das er-Kürzel liegt über dem m unter der unterſten Notenlinie, von Bertau nicht als Note geſeſen 35 braſem] das a aus e korrigiert ? W

Bergwärts klimmt nach ihrer Nahr- ung die Geiße,  
 darum mein Haar –ich wags – entſprechend heiße –  
 der Himmel Höhe hab ich überklommen,  
 mich hat die Gottheit mit ihrer Macht ſo meſterlich durchſchwommen,  
 5 ich kann über das Gebirge harten Herzen kommen,  
 und mit der Seele ſchaff ich meines Liebſten Frommen,  
 ſo hab ich von den Peinen manchen Geiſt genommen.  
 Ich bins, des weiſen Noah Thrones Arche,  
 in die ſich vor menſchlicher Sünden Sintflut barg der Starke.  
 10 Zwischen Menſchheit und Gott  
 ſteh ich recht mitten auf der Grenze Marke.  
 Der Vater umhalſet mich,  
 der Sohn verſchloſſen liegt in meinem Sarkophag,  
 Rubine, rote, gab er mir mit Symeonis Schwerte,  
 15 den Smaragd ich in Keuſche trug,  
 der Saphir zierte mich genug.  
 Des harten Fluches Diamant zerbrochen ward  
 mit ſeinem Blute, ſolches er mir gewährte!

Des Sieges Jaspis, den das Blut ſtillte,  
 20 der Kämpfer gut, die Flut des Jammers wallen ließ!  
 [walte des Jammers!]

Er brennt durch den Beryll wahrer Minne,  
daß trübe hyazinthe Herzen werden sonnig innen.  
Sein topasitene Zierde in reinem Gelüsten kam,  
da chalcedonte ich, daß es der Züchte ziemte,  
25 so trug ich Amethyste der hochträchtigen Scham.  
Der Freuden Chrysolithen mich durchschlichen,  
als mir der angeborne Nebel ward geistlich abgestrichen,  
solch ein Raub der Mantel war,  
mir die Räuber nimmermehr entwichen.  
30 Grad so ich, menschlich, göttlich ward,  
ja, göttlich, menschlich, das hat er zustandgebracht.  
Freut euch alle, freut euch immer meiner Balsamheit,  
ich, aller Wunschfülle Gewürzduft,  
mein mildtätige Granatapfelbeute  
35 den Prasim des Trostes heilsam an euch streichen muß –  
so werdet ihr des Himmels Perlenmargariten. Evovae Amen|  
(Hier enden sich die Lieder der Lieder des Frauenlob.)

## Oswald von Wolkenstein

(übersetzt 2010, 2012)

### Ain mensch von achzehen jaren, Wachinger/Brunner, Lied 1<sup>1</sup>

I

Ein junger Mensch, ein Mädchen, verständig, wie man mit achtzehn Jahren sein  
kann,

das hat mir alle Freude zum Schweigen gebracht,  
nie konnte ich ihr genug von ihr gewinnen –  
seit mir ein Auge all ihr Handel und Wandel zeigt.  
Ich hab keine Ruh, ohn Unterlaß  
zwingt mich ihr Mündchen, spät und früh,  
das sich so lieblich und gelenkig  
mit süßen Worten auf- und zuzumachen weiß.

II

Wie fern ich auch bin, gleich kommen mir nahe  
ihr reines Gesicht – durch alle Lande –  
ihr zärtlicher Blick, umfassen mir  
das Herz, erkannt in rechter Liebe.  
Ach Gott, und wüßte sie meine Gedanken,  
wenn ich vor ihr krank und schwach vor Sehnen  
steh, erstarrt und hart, und traue mit keiner Bewegung  
mich entsprechend zu rühren.

III

So was von einer Frau hat noch nie ein Mensch gesehen,  
so luftig-leicht, kein Pünktchen zu tadeln,  
wie schön sie sich gebärdet, das tut mir nicht gut.  
Von der Höhe des Scheitels über sie hinab bis zum Grund –  
wenn ich so recht bedenke sämtliche Maße –  
Kürze, Länge, Enge, Breite, und erst Tun und Lassen –  
wer vermöchte der Lieben feind zu sein!  
Oh, wollte sie doch mich bedenken!

<sup>1</sup> Oswald von Wolkenstein. Frühneuhochdeutsch/Neuhochdeutsch, ausgewählte Texte herausgegeben, übersetzt und kommentiert von BURGHART WACHINGER, Melodien und Tonsätze herausgegeben und kommentiert von HORST BRUNNER, Stuttgart (Philipp Reclam jun.) 2007.

**Fröhlich, zärtlich, lieblich und klärlich, Wachinger/Brunner, Lied 4**

I

Fröhlich, zärtlich, lieblich und klärlich,  
lustlich, stille, leise,  
in sanfter, süßer, keuscher, ruhiger Weise  
wache auf, du minnigliche, schöne Frau!  
Reck, streck, schnür deinen zarten, stolzen Leib!  
Schließ auf dein' leuchtend Äuglein, die klaren!  
Verstohlen nimm wahr,  
wie sich zerstreut der Sterne Garten  
in der schönen, heitren, klaren Sonne Glanz!  
Wohl auf, zu dem Tanz!  
Machen einen schönen Kranz,  
von beigen, braunen, blauen, grauen –  
gelb, rot, weiß, lila – knospenden Blüten!

II

Schlummerlich, mundelich, schmeichelich und zischperlich  
wisperlich, freundlich schwatzen  
aus gehörigen, guten, reinen Ursachen  
soll dein schwellender roter Mund,  
der schmerzlich mein Herz in der Tiefe entzündet hat  
und mich gewiß tausendmal aufgeweckt,  
freundlich aufgeschreckt  
aus Schlafes Traum, wenn ich erschmecke  
eine so wohlgezierte, rote, enge Spalte,  
fürs Lachen gestaltet,  
Zähnlein weiß darin aufgereiht,  
lipplich, schmunzlich, fruchtelig, roselig,  
hell, mit Fleiß gehörig gemalt.

III

Wollt sie, sollt sie, tät sie und käm sie,  
nähm sie meinem Herzen  
den sehnlichen, großen, harten Schmerz,  
und ein Brüstlein, ein weißes, daraufgeschmiegt,  
seht, da wär meine Traurigkeit verrückt und geglättet.  
Wie vermöchte eine zarte, saubere Dirn  
trostreicher ziern

mein Herz, ohn alle Pein,  
mit so wonniglicher, lieber, reiner Lust!  
Mund Mündlein geküßt,  
Zung an Zünglein, Brüstlein an Brust,  
Bauch an Bäuchlein, Fell an Fellchen,  
kräftig, mit Fleiß allzeit frisch gestoßen!

**Des himels trone**, Wachinger/Brunner, Lied 5

I  
Des Himmels Thron  
entfärbt sich,  
weil der Tag herdrängt.  
Die Vögel schon  
erwecken mich  
mit süßem Klang.  
Verschwunden ist der Schnee,  
Laub, Gras, Klee  
springen auf voll Wonne.  
Darüber will ich von Herzen  
ohne Schmerzen  
meiner Dame singen.  
Die kann mir wenden all mein Sehnen,  
Trauern überblenden mit den Händen minniglich.  
Freudenreich  
macht mich die Reine, kleine ist mein Ungemach.  
Wenn ich denke wie gelenkig,  
ohne Wanken, welch freundliche Verschränkungen sie kann –  
untertan  
ist dann mein Leib dem zarten Weib allwohin ich eile.

II  
Pfeif auf, laß reihen!  
Die Lind ist grün,  
der Wald entsprossen.  
In diesem Maien,  
Herzlieb, sei kühn  
und unverdrossen!  
Schau an die Blümlein klar,

wohlgefärbt,  
zierlich ihr Gepflänze.  
Darin wolln wir prangen –  
empfangen  
sind die lichten Glänze.  
Von mancher Farbe, jung und mürbezart,  
Schmielchen ausgeformt, Gewürzlein herbe, manigvalt,  
neu und alt,  
haben sich versüßet. Gegrüßet sei ihr Sprinz und Spranz!  
Zu zweit, zu vieren, als Schar von Tieren,  
schreilich gieren, in schierem Jetzt eilt alle Fülle.  
Weibliche Zucht,  
gedenk an mich, wenn ich komm zu dir auf den Tanz.

### III

Flieht, scharfe Winde,  
laßt eure Drängenot!  
Ihr seid jetzt unten,  
die ihr meinem Mädchen  
sein Mündlein rot  
habt aufgefiedert.  
Ihr Angesicht, Händlein weiß  
soll mit Fleiß  
vor euch versichert sein,  
wenn sie durch die Au  
mit Tau  
benetzt ihr Schühlein klein.  
Wohl auf die Lässigen, auf die Gassen,  
die bisher saßen als die Nassen auf der Bank,  
dumpf und lätschert.  
Freut euch über Sonne, kühle Quellen, mit klarem Schimmer!  
Mai, du kannst machen allen Sachen  
ein Erwachen, das macht uns lachen – fragt, weshalb?  
Alles deshalb,  
daß ein einiger Gott ohn Hohn und Spott uns mit solcher Gnad bezahlt.

**Gar wuniglich hat si mein herz besessen**, Wachinger/Brunner, Lied 7

I

Gar wonniglich hat sie mein Herz besetzt,  
In Lieb ich ihr Gefangner bin mit Stetigkeit,  
gefesselt ganz in der so zarten feinen Arme Strick.  
Mein höchstes Heil, ich bin dein eigen,  
und wahr: dafür geb ich dir Brief und Siegel.

II

„Wo rechnest du dir Freuden aus  
von mir? Noch nichts geschehen, bin ich doch bereit!  
Herzlieb, gib obacht, daß uns nicht der Petzer Schlinge fängt –  
Jeder Unfall soll über die Liebetöter kommen,  
jawohl! und nimmer ihnen Lieb geschehn!“

III

In aller Treu, Frau, du sollst nicht vergessen:  
tagtäglich ist mein Verlangen dir zum Dienst bereit,  
ein Heer von Freuden erwarte ich von lichter feiner Augen Blitzen,  
dein feiner Mund, so rot, mit süßem Neigen  
beraubt er mich so schön von tiefem Sorgen.

**Mir dringet, zwinget, frau, dein güet**, Wachinger/Brunner, Lied 8

I

Mir dringet, zwinget, Madame, dein Güt  
mein Gemüt, traut liebstes Ein,  
an Ehren reich.  
Gleich so, muß ich loben, Frau, deine gute Gestalt.  
„Deins Herzens Scherzen sehr mich wundert,  
ja, sondert von dir, traut Geselle rein.  
Dein höfischer Witz,  
Fröhlichkeit mit Freuden wird mir schwer, so manigfalt.“  
Mein Geschalle, Madame, in dem Moment,  
ist nicht von Vielfalt. Fürwahr, du bist,  
der ich mein Herze gönne.  
Darum gebiete unbedenklich,  
traut liebste Maid.

In Lieb und Leid bin ich bereit  
zu dienen dir. Nichts wäre lieber mir,  
brächte größte Zier, als daß du schier  
gebietest heut mir all mein Tun und Lassen.

## II

„Dein Sehnen, Wähnen, ich nicht erfüllen  
kann, nicht süß stillen dein Begehrt.  
Mein weiblich Zucht,  
Frucht, kann wenig dich erfreun zu einer Stund.“  
Mein Willen stillen du wohl könntest  
und entbändest all mein Schwer.  
Dein Wort und Weis  
leis, lieblich erquicken möcht meins Herzens Grund.  
„Ablassen sollst du vom Liebesnahn!  
Dein guter Wahn – nach meinem Verstehn –  
an mir kein Freuden findt,  
wovon dein Leiden würd vertrieben.  
Wie mir auch geschicht,  
so kann ich nicht, auf keine Pflicht,  
dir wünschen Heil, von dem ohn Fleck  
mein Leib, so unbeschwert, dir würd zuteil.  
Schweig still, die Liebe, die ist blind!“

## III

Dein Handeln, Wandeln mich entzündet  
und durchgründet hier und dort.  
Darum bedenk:  
lenk mich, Frau, zu bleiben stets in deiner Huld.  
„Mein Mund Kunde dir muß verhehlen,  
ohne Quälen, traut liebster Hort.  
Ganz stete Treue,  
immer neue, von dir nicht weiche um nichts und keine Schuld.“  
Mit Freuden ich das vergelt  
deinen Ehren mild. Von mir nun hallt  
zu dir kein Ungewinn,  
wovon dein Ehr dir würd versehrt.  
Mein Herz begehrt  
dich unablässig, weil mich belebt  
dein stolzer Leib, traut sehnlich Weib,

mein Leidvertreib, dein eigen bleib  
ich immer auf die Gnade dein!

**Wach auf, mein hort, es leucht dort her**, Wachinger/Brunner, Lied 9

I

Wach auf, mein Hort, es leucht' dort her  
von Orient der lichte Tag.  
Blick durch die Brau, nimm wahr den Glanz,  
wie gar fein blau des Himmels Kranz  
sich mengt durch Grau – ein rechte Chance –  
ich fürcht ein kürzlich Tagen.

II

„Den Tod ich klag und nicht begehrt.  
Man hört die Vögel in dem Hag  
mit hellem Schall erklingen schon.  
O Nachtigal, dein Meisterton,  
der bringt mir Qual, die ich nicht lohn!  
Unweiblich muß ich klagen.“

III

Erlaub mir: fort! Deins Herzens Speer  
macht wund, da ich nicht bleiben mag.  
Die Abschiedsnot mir Trauer bringt.  
Dein Mündlein rot mich sehulich zwingt,  
– der bitter Tod kaum nahedringt –  
darum muß ich verzagen.

**Los, frau, und hör des hornes schal**, Wachinger/Brunner, Lied 10

Tenor

Lausch, Frau, und hör des Hornes Schall,  
Berg und Tal, ohne Qual, überall,  
auch hör ich die Nachtigal.  
Des lichten Morgens Röte sich vor der Bläu her drängt. Blas schön,  
Wächter! Ich spür dein Zürnen, riesengroß.  
Mich rührt ein Wind von Orient,

der uns trennt und überblendt das Firmament  
und der uns die Freud hier wendt.  
Zart minnigliche Dirn, das Horn, das dröhnet grimmiglich.  
Ich hör dich wohl, du trübst die Dame mein.  
Lausch! Lausch, lausch, lausch!  
Sehnlich klag, mördischer Tag,  
wie lang soll unser Not mit dir bestehn?  
Nun gehe, höchster Schatz – noch kurz herüber ruck!

Discantus

Sag an, Herzlieb, nun, was bedeutet uns so gar schrecklicher Hall  
mit seinem Ton?  
„Aahü, Aahü,  
auf, auf, ihr Nacktundbloß!“  
Einzigter Mann, soll uns der Fremde stören hier so ach elend?  
Wem läßt du mich?  
„Aahü, Aahü,  
her geht des Tages Schein.  
Schnell von dem weg, die gerne läg!  
Hör, hör, hör, liebster Gesell, das kluge Geschell!  
Steh uff, flott uff, schnell uff! Die Vögel klingen in dem Wald:  
Amsel, Drossel, der Fink und ein Zeislein, das nennt sich Kukuck.“

**Treib her**, Wachinger/Brunner, Lied 12

- I     Treib her,  
treib überher, du trautes Bärbeli, du mein,  
zu mir   rück mit den Schäfchen dein,  
komm schier,   mein schönes Bärbelein.
- II    „Ich merk,  
ich merk das wohl, aber ich tus wahrlich nicht,  
dein Weide,   die ist gar ein Nichts,  
meine Heide   steht in grüner Pfleg.“
- III   Mein Weide,  
mein Weide, die ist wohl ohne Maß erlesne Güte,

mein Klee, Laub, Gras, viel Blümleinblüte –  
der Schnee geht weg, da wo ich hüte.

- IV „So hör,  
so hör ich hier viel süßer Vögelein Gesang.  
dabei ist mir die Weil nicht lang,  
gar frei ist aller mein Gedank.“
- V So hab,  
so hab ich hier wohl einen kühlen, klaren Bronn,  
drumrum ein Schatten vor der Sonn.  
nun kumm, meins Herzens höchste Wonn!“
- VI „Von Durst,  
von Durst so hab ich kein handvoll Not.  
Ja, kät ich noch nicht Käs und Brot,  
das heut mein Mutter mir gebot.“
- VII Viel Schwämme,  
Schwammerlein, die wachsen hie in diesem Strauch,  
dazu viel junge Vögel flaumig-rauh –  
kämst du zu mir, ich gäb dir auch.
- VIII „Willst du,  
willst du mich sicher gänzlich in Frieden lassen,  
vielleicht so treib ich zu dir hinan,  
oder es weicht mein Vieh in die Ferne davon.“
- IX Nun fürcht,  
nun fürcht dich nicht, mein auserwählte schöne Tocke!  
ja, flecht ich dir deine weiße Locke  
und glätte dir deinen roten Rock.“
- X „Das hast,  
das hast du mir so oft versprochen bei dem Strick,  
fest und stet zu halten einen Fried,  
noch tätst mir was an einem Glied.“
- XI Der Schad,  
der Schad ist klein, der deinem Leib dort geschah,

im Maß, wie deine Schwester sprach.  
Ich laß dich fürder ohne Ungemach.

XII „Das wird,  
das wird sich sagen lassen, wenn ich soll werden Braut,  
ob sich verrücket hat mein Haut,  
pfui über dich! du tatst mirs gar zu laut!“

XIII Sei will-,  
sei willkommen, mein auserwählter schöner Hort!  
Du bist mir lieber hier als dort.  
Nun lisp- le mir ein freundlich Wort!“

XIV „Und wär,  
und wär ich dort, wer wär dann, Lieb, bei dir allhier?  
Mein Herz dich nie gänzlich verließ  
ohne Schmerz – du weißt wohl selber, wie.“

XV Wohl drum,  
wohl drum ward mir mehr als hunderttausendstund,  
mich tröst dein rosenfarbner Mund,  
der löst auf schweren Herzens Bund.“

XVI Viel Freud,  
viel Freud und Wonne ihr beider Leib alljetzt betrat,  
bis rasch und jäh der Abend herzukam.  
Ohn Leid schied sich ihr beider Weg.

**Ain jetterin, junk, frisch, frei, fruet, Wachinger/Brunner, Lied 13**

I  
Ein Jäterin, jung, frisch, frei, gewitzt,  
auf steilem Berg in wilder Höh,  
die gibt mir Freud und hohen Mut  
dort um die Zeit, wenn sich die Wälder  
mit grünem Laub bepelzen.  
Und ich lieg ihr als wie der Fuchs  
in einem Hag still auf der Lauer,  
guck aus der Staude, schmiege dich, Luchs! –

bis daß ich ihr das Braune mause:  
auf allen Vieren krauchen!  
sie nicht verscheuchen!

Ihr roter Mund aus Edelgrund  
reinweg versüßt ganz zuckerlich,  
Füßchen kleine, weiß die Beine,  
Brüstlein feste, Wort und Geste  
geht reizend und gebirgerich.

## II

Der Amsel tu ich Ungemach  
und mancher Drossel, auserwählt,  
da oben auf dem Lenebach,  
mit einem Kloben, der sie fällt,  
wenn ich das Schnürlein reiße,  
aus einer Hütte, wohlverdeckt  
mit rauhen Ästen, lustvoll grün.  
Leicht kommt zu mir, die mich erweckt  
zu allen Freuden, tröstlich kühn  
geschlupft durch eine Lücke,  
fein unbemerkt und tiefgeduckt.

Ihr roter Mund aus Edelgrund  
reinweg versüßt ganz zuckerlich,  
Füßchen kleine, weiß die Beine,  
Brüstlein feste, Wort und Geste  
geht reizend und gebirgerich.

## III

Wenn ich herricht die Vögelei  
und alles Zeug beinander ist,  
hört man ungelogen süßes Locken  
alsbald durch großes Schnauben,  
darüber könnt die Schöne lachen,  
daß sie mir all mein Können wegstiehlt,  
das ich zum Vögeln je erlernt –  
zu viel wirds mir von ihrem Kloben,  
der den Gimpel allzu oft begehrt.  
Das macht die Hütte krachen.  
Frisch, nur frisch gebacken!

Ihr roter Mund aus Edelgrund

reinweg versüßt ganz zuckerlich,  
Füßchen kleine, weiß die Beine,  
Brüstlein feste, Wort und Geste  
geht reizend und gebirgerich.

**Her wiert, uns dürstet also sere, Wachinger/Brunner, Lied 15 [2012]**

I

Herr Wirt, uns dürstet gar so sehre,  
trag auf Wein,        trag auf Wein,        trag auf Wein!  
Daß dir Gott dein Leid verkehre,  
bring her Wein,    bring her Wein,    bring her Wein!  
und dein Glück und Heil dir mehre,  
nun schenk ein,    nun schenk ein,    nun schenk ein!

II

Gretel, willst du sein mein Träutlein?  
so sprich, sprichs,    so sprich, sprichs,    so sprich, sprichs!  
,Ja, kaufst du mir ein Beutlein,  
leicht tu ichs,        leicht tu ichs,        leicht tu ichs!  
Und reið mir nicht das Häutlein,  
nur stich, stichs,    nur stich, stichs,    nur stich, stichs!'

III

,Hej, Jensel, willst du mit mir tanzen?  
So komm auch,        so komm auch,        so komm auch!  
Böckisch wolln wir umherranzen,  
Jans, nicht straucheln,    Jans, nicht straucheln,    Jans, nicht strauch!  
Und schon mir meine Schlitzeschranzen!  
Tauch schön, tauch,        tauch nach, tauch,        tauch, Jensel, tauch!

IV

Pfeif auf, Heinzl, Lippel, tu schnackeln!  
Frisch, froh, frei,    frisch, froh, frei,    frisch, froh, frei!  
Zweit euch, rührt euch! Surr mit den Becken-Backen!  
Jans-Lutzei,        Kunz-Kathrei,        Benz-Clarei.  
Spring kälberisch, hurtig, Jackel!  
Ju hei hei!        Ju hei hei!        Ju hei hei!

V

Hin geht der Reihen – sause Möstchen!

Nun reckt an!

Nun reckt an!

Nun reckt an!

Gump auf, Heinreich, noch ein Tjöstchen!

Rühr dich, Petermann! Rühr dich, Petermann!

Rühr dich, Petermann!

Metz, Diemut! Verdaut das Köstchen!

Dran, dran, dran!

Dran, dran, dran!

Dran, dran, dran!

VI

Nun macht vorwärts, man ißt im Dorfe!

Laßt euch nicht Weil! Laßt euch nicht Weil!

Laßt euch nicht Weil!

Nixwiehin, Konrad, fauler Tschorfe!

Du Lämmerteil!

Du Lämmerteil!

Du Lämmerteil!

Lug um dich, wie ein Orfe!

Eil, Held, eil!

Eil, Held, eil!

Eil, eil, eil!

### **Wol auf, wir wellen slaffen**, Wachinger/Brunner, Lied 16

I Wohl auf, wir wollen schlafen!  
Hausknecht, nun zünd ein Lichtel,  
denn es ist an der Zeit,  
damit wirs nicht vergaffen –  
der letzte sei gefeit!,  
daß Laien, Mönch und Pfaffen  
zu unsern Weibern stapfen.  
Da hōb sich böser Streit.

II Heb auf und laß uns trinken,  
daß wir also nicht scheiden  
von diesem guten Wein.  
Und lähmt er uns die Schenkel,  
so müßt er doch herein!  
Herr Becher, laßt euch winken!  
Wenn wir zu Bette hinken,  
so ist das kleine Pein.

III Nun schreiten wir zur Türen,  
seht zu, daß wir nicht schwanken

mit ungeschicktem Tritt!  
Was kost vom Stauber die Üren?<sup>2</sup>  
Herr Wirt, nun haltet mit!  
Wir wollen doch nicht zürnen  
falls ihr euch tut beküren<sup>3</sup>  
nach polackischer Sitt.

IV Her tragt den Fürsten leise,  
damit er uns nicht fälle  
auf Gottes Erdenreich!  
Sein Lob ich immer preise:  
Er macht uns freudenreich.  
Je einer den andern weise!  
Wirt, rutsch nicht auf dem Eise,  
denn's geht sich gar nicht gleich!

V Zum Schlafen wolln wir walzen.  
Nun fragt das Hausdirnlein,  
ob es gebettet sei!  
Das Kraut hat sie versalzen,  
dazu ein guten Brei.  
Was solln wir dazu quatschen?  
Es war nicht gut geschmalzen!  
Der Schäden waren drei.

**Es fuegt sich, do ich was von zehen jaren alt, Wachinger/Brunner, Lied 18**

I  
Es fügt sich, als ich so zehn Jahr alt war,  
ich wollt mir besehen, wie die Welt wär gestaltet  
mit Elend, Armut manchen Winkel, heiß und kalt,  
hab ich bewohnt bei Christen, Griechen, Heiden,  
drei Pfennig in dem Beutel und ein Stücklein Brot,  
das war von daheim meine Zehrung, als ich in die Not geloffen bin,  
von Fremden, Freunden hab ich so manchen roten Tropfen

<sup>2</sup> Edition: *Was gilt des stoubs ein üren?* *stoub*: Was Trinkbares, Verkaufbares, vermutlich Vergorenes. *ein üren*: vermutlich Maß für Flüssigkeiten.

<sup>3</sup> *sich beküren*: irgendwie sich bekleckern, besudeln.

gelassen seither, daß ich meinte dahinzuscheiden.  
Ich bin zu Fuß geloffen, welch schwere Buß!, bis daß mir starb  
mein Vater, wahr ists!, wohl vierzehn Jahr, erwarb nie ein Roß,  
nur eines raubt, stahl ich halb einmal, von fahler Farb,  
und gradso schied ich davon mit Leiden.  
Wahr ists!, Läufer, Koch, das war ich, doch!, und Stallbursch;  
auch an dem Ru-der zog ich, immer zu mir, das war schwer –  
nach Kandia und anderswo, auch wieder her.  
So mancher Kittel war mir ein bestes Kleid.

## II

Gen Prewssen, Littwan, Tartarij, Turkey, übers Meer,  
gen Lampart, Franckreich, Yspanias mit zweier Könige Heer  
trieb mich die Minn, mir selbst gewährt, von eignem Geld,  
Ruprecht, Sigmund, beide mit des Adlers Streifen.  
Franckisch, Morisch, Katlonisch und Kastilian,  
Teutsch, Latein, Windisch, Lamptisch, Rewschisch und Roman,  
die zehn Sprachen hab ich gebraucht, wenn alles nicht half,  
auch konnt ich fideln, trommeln, pauken, pfeifen.  
Ich hab umfahren Insel und Arm, manches Land,  
auf großen Schiffen, die mir halfen aus der Fessel des Sturms,  
dessen Auf und Nieder des Meeres Glieder derb berannte.  
Die Schwarzensee lehrte mich, ein Faß begreifen,  
als mir zerbrach, oh Ungemach!, meine Barkettine –  
Kaufmann war ich, doch überlebt ich und kam davon,  
ich und ein Reusch, während in dem Strauß Hauptladung, Gewinn  
den Grund suchte, schwamm aber ich au rivage.

### **Wol auf, wol an**, Wachinger/Brunner, Lied 21 [2012]

I  
Wohl auf, wohl an,  
Kind, Weib und Mann, seid wohlgemut,  
frisch, fröhlich, klug!  
Tanzen, springen,  
harfen, singen  
in des zarten  
Maien Garten Grüne!  
Die Nachtigall,

der Drossel Hall  
will Berg, Au beschallen.  
Zwei zu zwei gesellt –  
freundliches Plauschen,  
heimliches Lauschen,  
das gibt Wonne  
mehr als Sonne kühne.  
Anblicks Härte,  
solch Gebärde  
solln wir meiden  
von den Weibern ungestalt –  
Mündlein schöne,  
der Getöne  
geb uns Löhne mannigfalt!

II  
Rauh dich, Stäudchen,  
lupf dich, Kräutchen,  
in das Bädli,  
Osli, Gretli!  
Blumen Blüte  
wend uns Müde,  
Laubes Decke  
rauh bestecke, Metzli!  
Bring die Butten,  
laß uns glucksen:  
,Wasche, Maidli,  
mir das Scheitli!  
,Reib mich, Knäbli,  
um das Näbli!  
Hilfst du mir,  
leicht fang ich dir das Rätzli!  
Anblicks Härte,  
solch Gebärde  
solln wir meiden  
von den Weibern ungestalt –  
Mündlein schöne,  
der Getöne  
geb uns Löhne mannigfalt!

### III

Juheia hei!  
zierlicher Mai,  
schieb Pfifferling,  
die Morcheln bring!  
Mensch, Laub und Gras,  
Hirsch, Reh, den Has  
hast du erfreut,  
die Welt durchstret mit lauter Grün.  
Und was der Winter  
arg hinhinter  
in der Mauer  
lange Lauer  
hat gebogen,  
arg betrogen –  
die sind erlöst,  
Mai, dein Getröst zu frohem Blühn.  
Anblicks Härte,  
solch Gebärde  
solln wir meiden  
von den Weibern ungestalt –  
Mündlein schöne,  
der Getöne  
geb uns Löhne mannigfalt!

### **Ich sich und hör**, Wachinger/Brunner, Lied 25

#### I

Ich seh und hör,  
daß mancher klagt Verderben seines Gutes –  
so klag ich nur die jungen Tag,  
Verderben freien Mutes,  
den ich vor Zeiten darin hatt,  
und kaum empfand, wo mich die Erde trug.  
Mit Schwäche, Störung  
an Haupt, Rücken und Beinen, Händen, Füßen das Alter meldet,  
was ich verfrevelt ohne Not.  
Herr Leib: den Mutwill geltet  
mit bleichem Teint und Augen rot,

gerunzelt Grau, euer Sprüng sind worden klug.  
Schwer ist mir Herz, Mut, Zung und die Tritt,  
verbogen ist mein Gang,  
das Zittern schwächt mir jedes Glied,  
„oh weh!“ ist mein Gesang,  
und den quintier ich Tag und Nacht,  
mein Tenor ist mit Runzeln wohl bedacht.

## II

Ein kraus-blond Haar,  
von Locken dicht, hatt einst mein Haupt bedeckt,  
doch das blasoniert sich schwarz und grau,  
von Schilden kahl durchscheckt.  
Mein roter Mund will werden blau,  
darum war ich der Lieben widerlich.  
schief, verfärbt  
sind mir die Zähn und helfn mir nicht beim Käuen –  
und hätt ich aller Welten Gut,  
ich könnt sie nicht erneuen  
noch kaufen einen freien Mut  
(es widerführ mir denn in Wahn und Traum).  
Mich regen und das Laufen schnell  
hat einen Widersturz,  
mit Husten sing ich durch die Kehl,  
der Atem ist mir kurz,  
und tät mir not die kühle Erd, seit ich bin worden schwach und schier unwert.

## III

Ach, Jüngeling,  
nimm wahr an dem: tröst dich nicht mit deiner Schöne,  
mit Gradheit nicht und Stärk! Halt dich empor  
nur mit geistlichen Tönen.  
Wer du jetzt bist, der war ich zuvor!  
Kommst du bis hier, dein Guttat reut dich nicht.  
Vor allem Ding  
sollt ich jetzt leben Gott zu Wohlgefallen  
mit Fasten, Beten, Kirchengehn,  
zur venia auf Knie fallen.  
So will es mir mit keinem gehen,  
seit mir der Leib vom Alter ist zu nichts.

Statt einem seh ich allzeit vier  
und hör durch groben Stein.  
Die Kinder spotten mein nun schier,  
dazu die Fräulein rein.  
Witzlosigkeit mir das verschuldt –  
Nun füg uns Gott das End mit seiner Huld!

**O rainer got**, Wachinger/Brunner, Lied 33

I  
O reiner Gott,  
Gnad, Tugend hoch, Erbarmung tiefer Gründe,  
ein doctus aller Weisheit, schneidend,  
ein Lohner guter Dinge,  
ein Rächer böser Werke Macht,  
gewaltig und ein Herr der Mächtigkeit!  
Ich klag den Spott,  
den du erträgst in dieser Welt der Sünde.  
Ach, Frommer, klag, wenn du das brauchst,  
daß Schand vor Ehr soll dringen,  
und Recht durch Unrecht wird verkehrt.  
Wer solches kann, der dünkt sich wohlgemut,  
das lehrt man in der Fürstenschule,  
seit ich es recht bedenck.  
Darum drängelt sich da mancher Stuhl  
vor alle Tisch und Bänk,  
der billig wohl ein Schemel wär,  
wenn man ihm rechnen sollt, wie schwer sein Ehre wiegt.

II  
Ich kenn die Spuren dreier Tiere  
in dieser Welt; die zwei jagt man gar selten,  
dem dritten läßt man nimmer Ruh,  
und es wird „Falsch“ geheißten.  
Die zwei die nennt man Treu und Ehr,  
die Namen preis ich vor allen Schätzen dieser Welt.  
Wenn die Viere  
im Diesseits sprechen: „Heb auf, trag hin, laß gelten  
seine Schulden, begrab ihn, deck ihn zu!“,

und dann erst kennt man seinen Namen:  
er ist der und der gewesen –  
war er ein Falscher, fängt ihn der Hölle Schlinge!  
Da findet er seiner Genossen viele,  
gefangen wegen ihrer Schuld,  
die hierorts mit manch falschem Spiel,  
auch Gottes Huld verloren,  
was ihnen niemand zu beweisen wußte,  
bis sie hat gar verschluckt der Hölle Grund.

### III

Wo in dem Wald,  
wohnt Treu und Ehr, die suchen sich einander,  
und gleichermaßen Bös und Falsch,  
wie halt sich Gleich und Gleiches  
auserwählt mit lieber Gunst.  
Das prüft man gut an vielen großen Häuptern:  
Die sehn gar bald,  
was ihnen paßt – kam einer dort aus Flandern,  
und ist ein Kraut mit böser Sauce,  
ganz schnell muß er ein Reicher werden,  
seht, der genießt seine bösen Künste.  
Das soll ein Frommer wahrlich nicht entgelten:  
Wen allzeit fest nach Ehren dürstet,  
und wer sich fleißigt guter Sach,  
dem gibt der höchste Himmelfürst  
in seinem Reich Gemach  
und außerdem im Hier viel gutes Wort,  
das besser ist denn aller Fürsten Hort.

**Ain graserin, Klein, Lied 76<sup>4</sup>**

I

Ein Gräserin durch kühlen Tau  
mit weißen, bloßen Füßlein zart  
hat mich erfreut in grüner Au,  
das macht ihr Sichel, braun gehaart,  
als ich ihr half, das Gatter rücken,  
drücken vor die Pfostenschenkel,  
lenken, senken in die Säulen,  
wohlverwahrt, damit das Fräulen  
hinfort ohn Sorg nicht verlieren möcht ihr Gänsel.

II

Als ich die Schön zaunflechten sah –  
zu lang ward mir das Weilekosten,  
bis ich das Ungemach ihr da  
tat wenden zwischen den zwei Pfosten.  
Mein Häcklein klein hatte ich davor  
hinauf zum Dienst für sie gewetzt,  
gehetzt, benetzt. So kam denn das:  
schobern half ich ihr das Gras.  
„Zuck nicht, mein Schatz!“ „Ei, nicht doch, lieber Jensel!“

III

Als ich den Klee hatt abgemäht  
und all ihr Lücken wohl verstellt,  
begehrt sie dennoch, daß ich jät  
noch einmal in ihrm untern Feld.  
zum Lohn wollt sie von Rosen winden,  
binden mir ein Kränzel.

<sup>4</sup> Die Lieder Oswalds von Wolkenstein, Unter Mitwirkung von WALTER WEISS und NOTBURGA WOLF herausgegeben von KARL KURT KLEIN, Musikanhang von Walter Salmen, 3., neubearbeitete und erweiterte Auflage von HANS MOSER, NORBERT RICHARD WOLF und NOTBURGA WOLF, Tübingen (Niemeyer) 1987, Lied 76. Zur Datierung vgl. Einleitung, S. XIV.  
(Klein digital: [http://www.wolkenstein-gesellschaft.com/texte\\_oswald.php#top](http://www.wolkenstein-gesellschaft.com/texte_oswald.php#top))

„Schwänzel, ränzel mir den Flachs<sup>5</sup>!“  
„Kos ihn, willst du, daß er wachs,  
herzliebe Gans, wie schön ist dir dein Gränsel<sup>6</sup>.“

<sup>5</sup> Zu „Flachs“ vgl. GABY HERCHERT, Acker mir mein bestes Feld. Untersuchungen zu erotischen Liederbuchliedern des späten Mittelalters, mit Wörterbuch und Textsammlung, Münster/New York (Waxmann) 1996, s. v.

<sup>6</sup> Mittelhochdeutsch *grans*: Schnabel, Rüssel, Maul. Als Euphemismus und sprachliche Liebkosung (besonders als Diminutiv) auch „Brustwarzen“ und *vulva*. Bei Wahrig noch als „Schiffsbug“ (GERHARD WAHRIG, Deutsches Wörterbuch, Gütersloh (Bertelsmann) 1970); zu „Granne“ (vgl. auch: FRIEDRICH KLUGE, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 22. Auflage . . . von ELMAR SEEBOLD, Berlin/New York (de Gruyter) 1989).

## Der Mönch von Salzburg<sup>1</sup>

(2014/15)

### Das Nachthorn, und ist gut zu blasen<sup>2</sup>

Weltlich

- 1 Zartliebste Frau, in Lieb und Acht,  
wünsch mir eine lieblich frohe Nacht:  
Wenn mein Herz so deine Treu betracht',  
gibt das Freude all meiner Kraft und Macht,  
zu stetem Sinn. Weil ich jetzt bin  
dahin, elend und einsam, und keinen will,  
zu trösten mich – nur dich!  
Mit Sehnen nehme ich dem Schlaf die Kraft,  
daß ich die Nacht gar viel an dich nur denk.  
Süße Träume, die machen mich so erregt,  
daß ich mir wünsche bloß das Heil,  
daß ich schlafen sollt, ohne schelten,  
in solcher lieber Sach ohn End.
  
- 2 Meins Herzens Begehren läßt dich nicht allein,  
darum wünsch ich mehr als zweimal,  
daß dir auch träumen soll, von mir,  
wie ich so fröhlich wär bei dir,  
doch nur im Guten, wies dir zumut ist,  
behutsam, ans Herz geschmiegt und schön gedrückt,  
in Ärmlein weiß, mit allem Fleiß,  
und daß du minnigliche Dirn  
in süßem Schlaf die herzensliebsten Birn  
umfingest, ganz nach meinem Willen,  
als wenn ich selbst da wäre –  
in diesen Sachen sollt erwachen

<sup>1</sup> Vgl. Mondsee-Wiener Liederhandschrift aus Codex Vindobonensis 2856 (= Codices Selecti, phototypice impressi, Vol. XIX), wissenschaftlicher Kommentar HEDWIG HEGER, Graz (Akademische Druck- u. Verlagsanstalt) 1968. Die Blätter der Handschrift sind zweifach foliiert: einmal in der Mitte oben der Recto-Seite, einmal in der rechten oberen Ecke der Recto-Seite. Die Übersetzung folgt der Edition: CHRISTOPH MÄRZ, Die weltlichen Lieder des Mönchs von Salzburg. Texte und Melodien, Tübingen (May Niemeyer) 1999.

<sup>2</sup> März, W 1, S. 163ff. (fol. 185<sup>v</sup>–186<sup>r</sup>).

mein Herz sollt fröhlich sein, und zwar behend.  
3 So heftig werd ich oftmals hingerissen,  
daß ich bei der Bewegung wähne,  
ich seh dich, liebstes Fräulein zart,  
vor mir, wie ein schönes Bild,  
so ganz weiblich stehen, daß ich dann hab  
die Wahnvorstellung, dem sei grad so, und bin so froh  
im Herzensgrund in dem Moment  
da entwischt mir die Figura,  
das wird dem armen Herzen allzu sauer.  
Es gemahnt mich an die Liebstenzeit  
je mehr es auf ihm lastet.  
Denn nach dir verlangen hat mich gefangen,  
bis du mir tröstest mein Elend.

Das ist der Bordun dazu:<sup>3</sup>

**Das Taghorn**, auch gut zu blasen, und sein Bordun ist die erste Note und ihre Unteroktave, stets gleich<sup>4</sup>

Gar gar leis in sanfter Weis wach auf, liebste Frau,  
blick durch die Wimpern  
und schau, wie dunkles Grau so ganz fein blau  
ist zwischen dem Gestirn!  
Nun wach auf, mein minnigliche Dirn,  
in lieber Süß', und grüß dein eignes Herz bei mir,  
wo ich entbehr die Stimm von dir,  
daß mir gar still dein reiner Will wünsch lieben guten Tag,  
den mir heut sag, tugendlich und minniglich,  
dein Güt' mit manchem lieben Blick,  
so daß mein Herz in Freuden schrecke  
im Trost der liebsten Zuversicht,  
die mir dein weiblich Güt' verspricht –  
bis es geschieht,  
daß guten Tag mir wünsch dein Mund.

<sup>3</sup> In der Handschrift folgt hier die entsprechende Begleitmusiknotation auf zwei vierlinigen Notenzeilen.

<sup>4</sup> März, W 2, S. 170 (fol. 186<sup>v</sup>–187<sup>r</sup>).

Wach auf in lieber Sach, dein Ärmlein reck,  
dein Füßlein streck –  
ich weck dich aus der Deck – entblöß dein Herz  
und Brüstlein wohlgestalt,  
die dem Armen des nachts Gewalt antun,  
dein Haupt empor! und hör den wunderlichen Schall,  
mit dem dein Lieb dich wecken will!  
Frau, ich betracht so Tag wie Nacht wie wir zu Liebsten wurden,  
wie mich bezwang Liebesscherzen in dem Herzen,  
als ich den Liebstentausch betrieb,  
so daß mein Herze bei dir blieb;  
den Gegentausch ich mir erwart  
von dir, mein liebstes Fräulein zart –  
nun hab ich allerwegen  
dich bei mir in meinem Herzensgrund.

Liebzeit, die ganze Freude gibt, sei dein Geleit  
mit Seligkeit.  
Mach mich bereit, zerbrechliche Frau, du schöne, wie's dein Wille sagt –  
das will ich jeden Tag vermehren,  
denn nichts ist, das ich tat so gern!  
Würd mir das Heil zuteil, dich täglich anzusehn:  
nie ist auf Erden einem solche Freud geschehn,  
als wenn ich dich, traute Frau, anseh, so hab ich Freud genug,  
denn du bist klug, mit Benehmen, fröhlich Scherzen –  
zum Trotz denen dein Gebarn mißfällt –  
erlaube mir zu gehn, du auserwählte Frau,  
hab mich in Gedanken und hab deine Ruh  
und schlaf mit Freuden wieder zu.  
Es ist noch früh.  
Tu deine Gnad mir allzeit kund.

## Das Kuhhorn

„Untarn“ sagt man in Salzburg; das heißt: man ißt erst ein oder zwei Stunden nach Mittag<sup>5</sup>

1      Unternschlaf oder Siesta  
          im Sommer tut wohl,  
          wenn einer ohne Schelte  
          lieblich ruhen kann  
          bei dem Dirndl  
          auf dem Stroh –  
          hinterm Stirndl  
          macht es froh.

Sie     Ich muß weg, mein trauter Liebster,  
          ich hab zu lang geschlafen hier bei dir!

Er     Traut Gespiel, geh wie Gott will,  
          ich laß dich scheiden nicht so bald von mir!

Sie     Die Küh sind aber noch ungemolken,  
          darum ists mir pressant.  
          Verspottet würd ich von den Leuten,  
          trieb' ich hinterher!

2      Die mit Lust  
          dem Liebsten gut  
          drückt seine Brust –  
          hei! wie wohl es tut!  
          Der kriegt Zorn,  
          der sie weckt,  
          mit dem Horn,  
          und erschreckt!

Er     Herzenstrost, wie wohl ich spür,  
          daß du mir bist ein ungetreues Weib!

Sie     Dienst und Lohn tät ich verliern,  
          Gott weiß, daß ich nicht länger noch hier bleib!  
          Gehab dich wohl! ich komm her wider  
          so bald als ich nur kann.

<sup>5</sup> März, W 3, S. 180 (fol. 187r–187v)

Und leg mich wieder zu dir nieder,  
herzensliebster Mann.

3 Im lauschigen Versteck,  
wenn der Hirte schreit:  
Ho, treib hinaus!  
Hoho, jetzt ist es Zeit!  
Sie erwacht  
nach der Müh –  
nix ist gemacht –  
für die Küh! · Umblättern! ·

Das paßt wohl zu einem armen Knecht,  
dem Gut und Mut steht allezeit nach Saus,  
Gold und Pelz ist ihm nicht recht!  
Viel besser paßt zu ihm das Dirndl in dem Haus.  
Wenn sie des Morgens früh will heizen,  
so weckt sie ihn zuvor:  
sein Herz kann sie zu Freuden reizen,  
daß es schwebt empor!

Ein frische wohlgemute Dirn  
kann und weiß wies geht!  
Drum sorg sich niemand um die Ihren –  
nach Spaß ihr Sinn nur steht!

### Ein Empfangen<sup>6</sup>

1  
Willkommen du, meine liebstes Ein!  
Ich danke und ich bitte, trautes Fräulein rein!  
Sag an, wies dir geht – wo bist du so lang gewesen, Fremder du, von mir?  
Nie ist mir was so schmerzlich lang geworden wie die Zeit nach dir.  
Wie ists dir gangen anderwärts?  
Mich freut nicht, was ich auch an Freude seh!  
Hast du seither je gedacht an mich?  
Mein Gedenken, Frau, geht die ganze Zeit nach dir!

<sup>6</sup> März, W 4, S. 185 (fol. 187<sup>v</sup>–188<sup>r</sup>).

Ungefährdet, in aller Stetigkeit?  
Ganz gewiß, auf meinen Eid!  
Ach, da bin ich aber froh!  
Ja, Frau, dem ist grad so!  
Nichts Liebers ward auf Erd als Stetigkeit.  
Und ungern würd ich andres tun!

2

Dein Kommen freut mein Gemüt.  
Ich danke, Frau, deiner Güt.  
Ich hab die Hoffnung, daß dein Herz nicht kann vergessen mein in ganzer Treu.  
Was ich dir je hab versprochen, das ist jeden Tag neu.  
Drum bin ich ganz in Ehren dein.  
Ein Weib, das lieber ist, kann nimmer sein.  
Mir ward auf Erden nie so lieb ein Mann.  
Solch Glück ich nicht verdienen kann.  
Heil und Seligkeit wünsch ich dir alle Stund.  
So habe Dank, mein roter Mund,  
Freu dich, liebster Hort:  
für liebe, süße Wort.  
Glückseligkeit kommt oft, wenn mans nicht wäht.  
Danach mein Herz sich sehnt.

3

Nach Regen scheint die Sonne.  
Nach Leid kommt Freud und Wonne.  
Leid muß Lieb oft zwingen, denn kein Mensch könnt die Lieb erkennen, wenn Leid nicht  
wär.  
Aber es wird dem armen Herzen leider gar zu schwer!  
Guter Mut und Hoffen gehört dazu.  
Rat mir, was ich gegen die Kläffer tu!  
Tust du wohl, das tut dem Kläffer weh.  
Des will ich mich befließigen stets und je.  
Sei verschwiegen, berühm dich nicht zu viel!  
Gern, meines Herzens Trautgespiel!  
Sprich von den Damen wohl!  
Nur billig ist, daß ich das soll.  
Nimm das Umfangen dir zu ganzem Trost!  
Dein Lieb hat mich erlost.

## Das heißt die Trompete und ist auch gut zu blasen<sup>7</sup>

das Schwarz ist er  
das Rot ist Sie

1

Hör, hör, mich, deinen Knecht, du liebste Frau!

Was bedeutet nachts der lang Radau?

Nichts andres, Frau, als eitel gut.

So sag denn, was dir wär zumut!

Oh wie weh mirs Meiden tut.

Wohin sehnt sich dein Begier?

Herzliebste Frau, zu dir!

Komm ohne Sorgen zu mir morgen!

Frau, ich kann nicht!

Was stört dich denn bei Tageslicht?

Was der böse falsche Kläffer spricht!

Um die sorg dich bei Nacht viel mehr!

Ich bin heimlich kommen her!

Sag allerstillst, was du jetzt willst.

Ich hab von dir Lieb und Leiden.

Gibt's dir da kein Unterscheiden?

Leid tut weh, die Lieb freut mich!

Dann wiss' danach zu halten dich!

Oh wie gerne ich das täte!

Dann sei vor allen Dingen stete!

Das ist der Wächter dazu

Ich will euch warnen, wahrlich, wahr,  
kein Hintersinn und kein Gefahr,  
wie ich soll,  
denn ich gönne euch beiden Gutes wohl.  
Wer sich nicht sorgt, der Mensch hat keine Ehr!  
Drum sollt ihr euch besorgen sehr:  
Glück hat der Kläffer mehr  
als Unglück – wie mans auch kehrt!  
Wo das Lieb das Lieb begehrt,  
das hüte sich vor ihnen,

<sup>7</sup> März, W 5, S. 189 (fol. 188<sup>v</sup>–189<sup>r</sup>).

denn ihr böses falsches Sinnen  
als wie die Schlange beißt!  
Merkt auf, wie sich ein giftig Kläffer preist,  
wenn ihm sein Falsch gelingt:  
er singt  
den Eselssang.  
Ist seine Ehre noch so krank,  
sein Gedank  
hat doch Höhenschwank,  
daß er nämlich wollt, ein jeder wär  
böse und von aller Tugend lehr,  
wie er das ist –  
darüber freut sich seine Hinterlist. |

2

In Stetigkeit so bin ich dein,  
Lieber könnte mir auf Erd nichts sein,  
doch wenig ist mir Trost beschert.  
Als Ehrensache ist mir das verwehrt!  
Warum bist du von solcher Härte?!  
Du berühmst dich mit mir viel zu viel;  
aber nicht doch, Herzentrautgespiel!  
ich muß warnen · vor den Folgen!  
Wie und wo und wänn?  
wähnst du, daß ich sie dir nenn?  
Jedenfalls, die Bande ich erkenn!  
Geh aus dem Weg den falschen Wichten.  
Lügen verbitten kann ich mitnichten,  
böse Gesellen Freuden fällen,  
ohn alle Schuld ich Kummer leid',  
das Glück will haben seinen Neid!  
gering es wägen, das will ich  
Und die Vorstellung rettet mich:  
und bin darum im Herzen froh.  
bist du stet – ich gradeso.

3

Man wollt uns wahrlich auseinanderreißen,  
das hab ich zur Kenntnis und wahrgenommen.  
Glaub ihnen niemals mehr so ganz!

Jetzt erst merk ich den Firlefanz.  
Frau, sie suchen Bubenschantz!  
Ihnen ist stets beim Laster wohl,  
sie sind aller Schanden voll!  
Pfui den jungen falschen Zungen,  
zum Tod ihr Leben und ihr Leib,  
Unglück ihnen Glück vertreib!  
Amen, herzenliebstes Weib!  
Daß man sie banne, mancher schrie,  
vorm Richter Schmach und Acht auf sie!  
man soll zeigen auf die Feigen,  
stürmt die Glocken, klatscht Rumore,  
raus mit ihnen, vor die Tore,  
daß sie keinen irren mehr.  
Trautgesell, von hinnen kehr!  
Du irreschöne Frau, wünsch mir gute Nacht!  
Ich wünsch dir nur Glückseligkeit!

Sebastián de Yradier  
**La Paloma**  
(nur erste Strophe, 2015) <sup>1</sup>

Cuando salí de la Habana/¡válgame Dios!  
nadie me ha visto salir/si no fui yo.  
Y una linda guachinanga<sup>2</sup>/allá voy yo,  
que se vino tras de mí/que sí, señor.  
    Se a tu ventana llega/una paloma,  
    trátala con cariño/que es mi persona.  
    Cuéntale tus amores/bien de mi vida,  
    corónala de flores/que es cosa mia.  
        ||: ¡Ay chinita<sup>3</sup> que sí/ay que dame tu amor,  
        ay que vente conmigo/chinita, a donde vivo yo! :||

Als ich ging weg von Havanna, behüt mich Gott!,  
hat niemand gesehn wie ich ging, halt außer mir.  
Und hübsch, eine Guachinanga, die sah ich dort,  
die kam, kam mir nach, jawohl, mein Herr.  
    Wenn eine Taube landet an deinem Fenster,  
    tu ihr was Liebes, denn das bin ich ja selber!  
    Sag ihr von deiner Liebe, du bestes Leben,  
    gib ihr den Kranz aus Blüten, denn sowas mag ich!  
        ||: Ach, Chinita, ach du! Gäbst du mir deine Liebe!  
        Ach, wenn du doch zu mir kämst, Chinita, wo ich zuhause bin. :||

<sup>1</sup> Canción americana con acompañamiento de piano. Meine Übersetzung ist zum Singen im Rhythmus der Habanera gedacht (daß damit sonderbare Betonungen, vergleichbar dem Spanischen, entstehen, ist Absicht).

Sebastián de Yradier (\* Alava, Spanien, 1809–1865), vermutlich wurde das Lied um 1863 im Teatro Nacional de Mexico zum ersten Mal gesungen. Text nach: SIGRID FALTIN/ ANDREAS SCHÄFLER, La Paloma. Das Lied, Hamburg (marebuchverlag) 2008, S. 176.

<sup>2</sup> Guachinanga und Chinita: es scheint, daß beide spanischen Wörter eigentlich ursprünglich Rassismen sind. Guachinanga ist von einem caribischen Holzgewächs abgeleitet; heutige Bedeutung: etwas Durchtriebenes; Guachinango auch subtropischer Raubfisch (red snapper); hier eher Landschaftsname auf Cuba (Pinar del Río, Waldgebiet südwestlich von La Habana). Chinita scheint mir Diminutiv zu chino, china (deutsch: kinäs) zu sein und eine Indianerin zu meinen, das habe ich jedenfalls zu chino (Indianer) gefunden (Wikipedia). Wie's aussieht: Herablassende (?) Bewunderung für eine exotische Fremde.

<sup>3</sup> Sieh Anmerkung vorher.

William Butler Yeats  
(übersetzt 2012)

### **The Lake Isle of Innisfree<sup>1</sup>**

I WILL arise and go now, and go to Innisfree,  
And a small cabin build there, of clay and wattles made:  
Nine bean-rows will I have there, a hive for the honey-bee,  
And live alone in the bee-loud glade.

And I shall have some peace there, for peace comes dropping slow,  
Dropping from the veils of the morning to where the cricket sings ;  
There midnight's all a glimmer, and noon a purple glow,  
And evening full of linnet's wings.

I will arise and go now, for always night and day  
I hear lake water lapping with low sounds by the shore ;  
While I stand on the roadway, or on the pavements grey,  
I hear it in the deep heart's core.

### **Innisfree, Insel im See**

Ich will auf und gehen, jetzt, und gehn nach Innisfree,  
und eine kleine Hütte dort bauen, nur aus Lehm und Gerten:  
neun Reihen Bohnen will ich dort halten, einen Stock für die Honigbiene,  
und für mich leben auf der Lichtung, bienenlaut.

Und ich werd Frieden haben dort, denn Friede kommt, fällt langsam,  
fällt aus den Schleiern des Morgens, dahin, wo die Grille singt;  
Mitternacht ist dort ein einz'ger Glimmer, und Mittag eine Purpurglut,  
und Abend voll von Flachsfinnschwüngen.

Ich will auf und gehen, jetzt, denn immerzu, Nacht und Tag,  
hör ich das Wasser schwappen mit leisen Tönen am Seeufer;  
wenn ich auf der Straße steh, oder auf den Gehsteigen, grau,  
hör ichs im tiefen Herzenskern.

<sup>1</sup> The Collected Poems of W. B. Yeats, New York (The Macmillan Company) 1933, The Rose 1893, S. 44f.

## Abkürzungsverzeichnis

adj.	Adjektiv
Anm.	Anmerkung
Bd.	Band
bes.	besonders
cgm	codex germanicus monacensis
cpg	codex palatinus germanicus
cod. vind.	codex vindobonensis („Wiener Codex“)
D.p.	Dietmar peschel
f.	folgende (Seite)
ff.	folgende (Plural)
fol.	folio („auf Blatt“)
Hs.	Handschrift
Hsg.	Herausgeber
hsl.	handschriftlich
Nr.	Nummer
o. J.	ohne Jahr
Pl.	Plural
S.	Seite
stf.	starkes Femininum
stm.	starkes Maskulinum
stn. f.	starkes Neutrum oder Femininum
stn.	starkes Neutrum
stn. m.	starkes Neutrum oder Maskulinum
stv.	starkes Verb
s.v.	sub verbo („unter dem Wort“)
swf.	schwaches Femininum
swm.	schwaches Maskulinum
swn.	schwaches Neutrum
swv.	schwaches Verb
u.	und
vgl.	vergleiche
Vol.	volumen („Band“)
W	weltliches Lied des Mönchs von Salzburg